

# SPUREN SUCHE

Magazin LokalGeschichte  
Georgsmarienhütte · 2023





Das Magazin LokalGeschichte 2023 wird gefördert durch den Landkreis Osnabrück, die Stadt Georgsmarienhütte und private Sponsoren.



# SPURENSUCHE

## Warum ein »Magazin für LokalGeschichte«?

Vor Ihnen liegt die erste Ausgabe von Spurensuche, dem »Magazin für LokalGeschichte« in Georgsmarienhütte. Spurensuche erscheint jährlich und will einen aktiven Beitrag leisten für eine Erinnerungskultur vor Ort durch die Aufarbeitung und die Reflexion der lokalen Geschichte. Wir vertreten keinen nostalgischen und sozialromantisch verklärten Ansatz, wonach früher alles besser gewesen sei, sondern wollen das heutige Georgsmarienhütte besser verstehen durch Zeitreisen in vergangene Jahrzehnte.

Wir greifen geschichtliche Entwicklungen, politische Biografien und kulturelle Ereignisse mit Bedeutung für die Stadtgeschichte auf. Geschichtliche Bedeutung haben für uns nicht nur die »großen« politischen oder wirtschaftlichen Ereignisse, wie die Gründung des Stahlwerks im 19. Jahrhundert, die Stadtwerdung im Jahr 1970 oder der Bau eines neuen zentralen Rathauses. Uns interessieren auch Geschichten, Ereignisse und Strukturen, die Ausdruck zeitgeschichtlicher Strömungen und bedeutsamer soziokultureller Veränderungen sind.

Das Konzept, eine etwas andere Lokalgeschichte zu vermitteln, haben wir schon in dem 2021 erschienenen Buch »Erinnerungen an bewegte Zeiten« verfolgt, in dem der politische und soziokulturelle Aufbruch in den 70er- und 80er Jahren anhand lokaler Beispiele nachgezeichnet wurde. Die »Erinnerungen« sind ein Rückblick auf eine ereignisreiche Zeit, in der vieles von dem begann, was unsere Gegenwart ausmacht. Buch und methodischer Ansatz können als Vorläufer des jetzt vorliegenden Magazins für lokale Geschichte angesehen werden. Der Erfolg des Buches hat uns zur Gründung des Vereins »Werkstatt LokalGeschichte« und zur Herausgabe von Spurensuche ermuntert.

»Die Geschichte ist ein Zauberspiegel: Wer in ihn hineinblickt, sieht sein eigenes Bild in Gestalt von Entwicklungen und Geschehnissen«, formuliert Sigfried Giedeon, ein Ingenieur und Kunsthistoriker, der bedeutsame Beiträge zur evolutionären Technik- und Kulturgeschichte geleistet hat. Dieses anschauliche Bild von Geschichte gilt insbesondere für die lokale Geschichte mit ihren engen Beziehungen zwischen Ereignissen, Entwicklungen und deren Auswirkungen auf die Menschen vor Ort. Dies aufzuzeigen ist neben der Vermittlung eines lokalen Geschichtsbewusstseins ein wesentliches Ziel von Spurensuche.

Georgsmarienhütte hat eine besondere Geschichte als Industriestandort in einem traditionell ländlich geprägten Umfeld, zu dem Interessantes neu zu entdecken ist und typische Georgsmarienhütter Geschichten zu berichten sind.

Wir hoffen, dass die Georgsmarienhütter\*innen uns auf der Suche von Spuren in der Stadtgeschichte begleiten und wünschen viel Spaß beim Lesen!

Johannes Börger · Rainer Korte · Hans-Georg Weisleder  
Werkstatt LokalGeschichte

# INHALT

6

Hans-Georg Weisleder

## LEBEN IN DEN WERKSKOLONIEN

Eine kurze Erzählung zu den ersten 100 Jahren Georgsmarienhütter Geschichte



29

Hans-Georg Weisleder

## ZERSTÖRUNG EINES KLEINODS

Die Brunnenanlage der Karolinenhöhe



32

Klaus Schafmeister

## WEG MIT DEM ALTEN PLUNDER!

Kleine Plauderei über den Umgang (nicht nur) Georgsmarienhüttes mit historischer Bausubstanz



42

Rainer Korte

## EINE CHRONIK DES ERINNERNS

Der Umgang mit dem Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte seit 1970



60

Simon Attems · Elenore Recker-Korte  
Maren Stind-Hoge

## ERINNERN UND AUFARBEITEN DES NATIONALSOZIALISMUS

Ein Beitrag zur Erinnerungskultur in den weiterführenden Schulen in Georgsmarienhütte







Burckhard Hahn  
**SPORT ZUR ZEIT DES  
NATIONALSOZIALISMUS**

Der Versuch einer geschichtlichen Aufarbeitung  
am Beispiel des TV »Gut Heil« Georgsmarienhütte

70



Ludwig Siepelmeyer  
**EINE KINDHEIT UND JUGEND  
IN DER NAZIZEIT**

Aus den Erinnerungen von  
Ludwig Siepelmeyer

84



Rainer Korte  
**IMMER IM EINSATZ FÜR SEINE STADT**

Ludwig Siepelmeyer – 21 Jahre Bürgermeister  
von Oesede und Georgsmarienhütte

98



Johannes Börger  
**VON OESEDE NACH WORPSWEDE**

Bernhard Huys – eine Erinnerung anlässlich  
des 50. Todestages

110



Alfred E. Cordes  
**»ICH BIN EIN ALTMODISCHER MALER«**

Alfred Cordes über den Oeseder Künstler  
Robert Meyer

128



# LEBEN IN DEN WERKSKOLONIEN

Eine kurze Erzählung zu den ersten 100 Jahren Georgsmarienhütter Geschichte

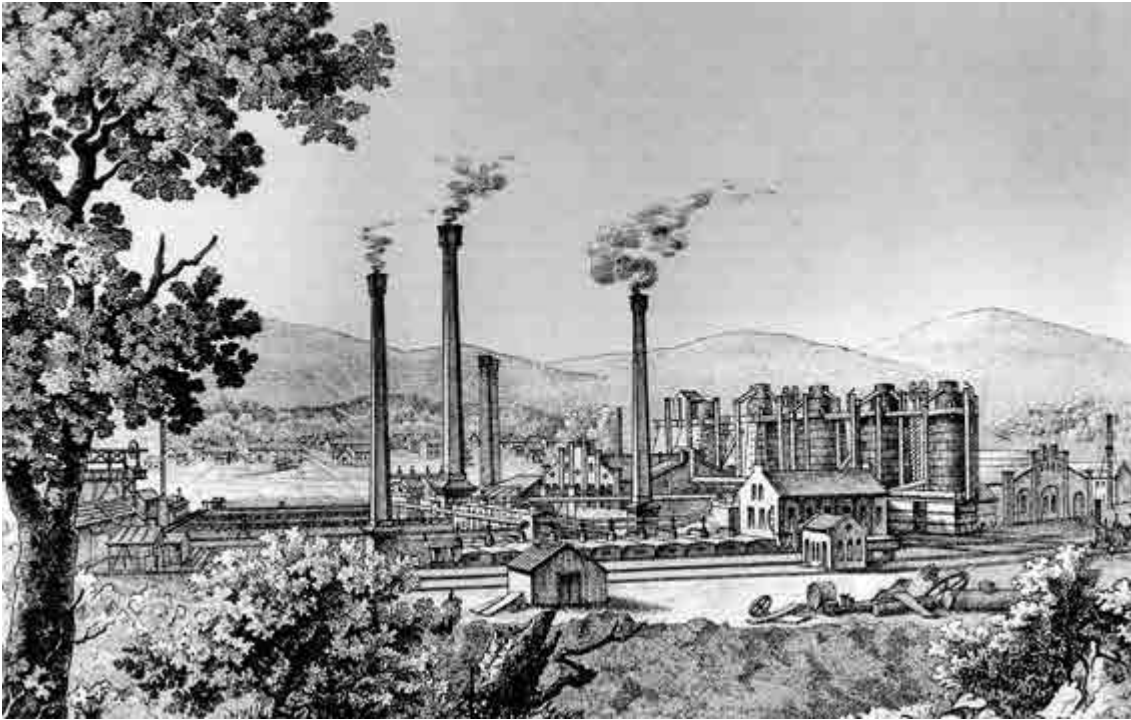
Hans-Georg  
Weisleder

An einem Frühlingstag im Monat Mai 1933 war eine Gruppe von Kindern frühmorgens in Malbergen unterwegs. Die Kindergruppe kam von der »Arbeiterkolonie Osterberg« und war auf dem Weg zur evangelischen Volksschule der noch jungen Gemeinde Georgsmarienhütte. Die Kinder vom Osterberg gingen die knapp 2,5 km zur Schule meistens gemeinsam. So war es üblich, seitdem es die abgelegene »Kolonie Osterberg« und die evangelische Volksschule in Georgsmarienhütte gab.

Die älteren Schulkinder begleiteten dabei die jüngeren und gaben ihnen Unterstützung und Sicherheit, zum Beispiel bei der Überquerung der unbeschränkten Bahngleise. Die sechsjährige Ilse, die seit April zur Volksschule ging, wurde von ihrem älteren Bruder Heinz begleitet, der die dritte Klasse besuchte. Die Eltern der Schülerinnen und Schüler hatten nur selten die Zeit, die Kinder zur Schule zu bringen. Heinrich Vorkefeld, der Vater von Ilse und Heinz, arbeitete auf der Hütte im Schichtbetrieb und Mutter Caroline, genannt Lina, kümmerte sich um die Wohnung mit Nutzgarten und um den zweijährigen Helmut.

Die Familie Vorkefeld wohnte in der Wohnsiedlung auf dem Osterberg im Haus Nr. 5. Das war das vorletzte Haus in einer langen Reihe von Doppelhäusern für jeweils acht Familien. Deshalb wurde die Kolonie Osterberg, die hoch auf dem Berg gelegen weithin von Oesede, Malbergen und Georgsmarienhütte sichtbar war, im Volksmund »D-Zug« genannt. In der Nachbarschaft wohnten unter anderem die Familien Potthoff, Käding, Schaer, Brüsecke, Koch, Wendland und Ortmeier. Zur Kolonie Osterberg gehörten noch vier Zweifamilien-Häuser unterhalb des Osterbergs, im sogenannten »Loch«, die ein Jahr nach den 1856 errichteten Häusern des »D-Zuges« gebaut wurden. Im »Loch« wohnten mit den Familien Böttcher und Biermann Verwandte der Familie Vorkefeld.

Dass die Osterberger Familien untereinander verwandt waren oder sich gut kannten, war nichts Ungewöhnliches. Ein Großteil der Bewohner\*innen des Osterbergs waren evangelische Einwanderer aus dem Harz. Sie kamen aus Lerbach, Clausthal-Zellerfeld, Sankt Andreasberg, Osterode und weiteren Ortschaften der Harzer Region, da sie in



Kupferstich vom frühen Hüttenwerk Anfang der 1870er-Jahre

ihrer Heimat als Industrie-, Gruben- oder Waldarbeiter nur noch wenig oder schlecht bezahlte Arbeit fanden. Sie waren Ende der 1850er- und Anfang der 1860er-Jahre der Anwerbung des 1856 als Aktiengesellschaft gegründeten »Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Vereins« gefolgt, der mit aktiver Unterstützung des Hannoverschen Königspaars Georg und Marie den Aufbau eines Stahlwerks südlich von Osnabrück übernommen hatte und dafür viele Arbeitskräfte benötigte. Das arme und rückständige Königreich Hannover wollte dabei sein beim Aufbruch in das neue Industriezeitalter.

Schon seit 1836 gab es in der Nähe der heutigen Stadt Georgsmarienhütte, in Beckerode bei Hagen, eine kleine Eisenhütte mit einem Holzkohle-Hochhofen und einigen Fertigungsbetrieben. Die benötigten Eisenerze wurden im naheliegenden Hügell in Hasbergen abgebaut. Die Gegend um Beckerode bot allerdings geländemäßig keine Ausbaumöglichkeiten für ein großes Hütten- und Stahlwerk. Das südliche Osnabrücker Land kam dahingegen für ein Stahlwerk in Frage. Fündig wurde der Hüttenverein in der Gemeinde Malbergen und kaufte große Teile der Ländereien des Bauernhofes Schulte to Bühne, im Volksmund »Schulten-Hof« genannt. Heute erinnern die Gaststätte »Schulten-

hof« an der Hindenburgstraße und eine Straße gleichen Namens an diesen ehemaligen großen Bauernhof in Malbergen. Die königliche Kasse und auch der



Die 1856 gebauten »Harzer Häuser« der Arbeiterkolonie Osterberg waren an den Außenfassaden mit Ziegeln verkleidet, die gegen Regen und Wind schützen sollten, und sahen für die Region Osnabrück ungewöhnlich aus



»Der Hüttenverein war gezwungen, die benötigten Arbeiter außerhalb der Region anzuwerben, da die einheimische Bevölkerung das Werk als Unglück betrachtete«

König Georg selbst mit privaten Geldern halfen dem Verein mehrfach mit beträchtlichen Beträgen über die finanziellen Engpässe der Gründerzeit hinweg.

Die ländliche Bevölkerung im Dütetal wollte allerdings nicht beim Aufbruch in die neue Industrielwelt dabei sein, sondern lieber weiterhin ihren landwirtschaftlichen Tätigkeiten nachgehen. Der Hüttenverein war deshalb gezwungen, die benötigten Arbeiter außerhalb der Region anzuwerben, da die einheimische Bevölkerung das Werk als Unglück betrachtete. Die überwiegend aus dem Harz angeworbenen evangelischen Arbeiter mussten als erste Migranten in der Region erleben, dass die ländlich-katholisch geprägten Einheimischen aus Oesede und Malbergen ihnen gegenüber alles andere als freundlich eingestellt waren. Die Arbeit im Stahlwerk galt als dreckig und laut und wurde von

der einheimischen Bevölkerung vehement abgelehnt. Die Einheimischen waren auch nicht bereit, den zugewanderten Arbeitern Unterkunft und Lebensmittel zu gewähren und lehnten die Neuankömmlinge auch wegen ihrer evangelischen Konfession ab. Der »Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein« musste von daher die zu Tausenden benötigten Arbeitskräfte anderweitig anwerben, für diese ausreichend Unterkünfte bauen und für eine logistische und soziale Infrastruktur sorgen.

Die ersten Arbeiterunterkünfte für das neue Stahlwerk wurden 1856 auf dem Osterberg als Fachwerkhäuser im Harzer Baustil errichtet und sahen mit ihren dachziegelbedeckten Hauswänden, die gegen Wind und Regen schützen sollten, für das Osnabrücker Land ungewöhnlich aus. Anfangs dienten die »Harzer Häuser« als sogenannte »Logierhäuser« und damit als Massenunterkünfte für zugewanderte Männer, die entweder ledig waren oder ihre Familien vorerst in der Heimat ließen. Doch schon bald wurden die Logierhäuser zu Familienwohnungen umgebaut, da der Hüttenverein großes Interesse hatte, die Arbeitskräfte an sich zu binden und vor Ort ansässig werden zu lassen.

Die Wohnhäuser auf dem Osterberg waren in Reihe gebaute Doppelhäuser, die im Volksmund »D-Zug« genannt wurden. Jeweils acht Familien wohnten in den sechs Doppelhäusern. In den 1920er-Jahren wurden bei vier Häusern die Tonziegel an den Fassaden entfernt und diese verputzt.





Georgsmarienhütte - Osterberg



Die abgelegene Kolonie Osterberg war von Oesede, Malbergen und Georgsmarienhütte gut zu sehen und bildete lange Zeit eine Lebenswelt für sich.



Die Wohnhäuser des »D-Zuges« hatten im Hinterhof Stallgebäude für die Haltung von Tieren und für das »Plumpsklo«. Im Vordergrund sind die von den Bewohner\*innen angelegten Nutzgärten für Obst und Gemüse zu sehen.

Die »Alte Kolonie« wurde 1857/58 nördlich unterhalb des Rehlbergs errichtet. Die Wohngebäude waren Harzer Fachwerkhäuser. Auf dem Bild links befindet sich die Charlottenstraße, rechts haben sich einige der Bewohner\*innen vor ihrem Wohnhaus in der Adolfstraße versammelt.



Die Hermannstraße. Im Hintergrund der Rehlberg.



»Harzer Häuser« wurden vom Hüttenverein nicht nur am Osterberg gebaut, sondern auch unterhalb des Rehlbergs auf der Nordseite, wo 1857/58 die »Alte Kolonie« mit 80 Wohnhäusern entstand, die anfangs noch »Malberger Kolonie« hieß. 1871 kam an die »Alte Kolonie« angrenzend in Richtung Kasino-Park (Schützenstraße, Karlstraße, Am Kasinopark) und an der Glückaufstraße ein Wohngebiet mit insgesamt 30 Zwei-Familienwohnhäusern hinzu, welches wegen der erstaunlich schnellen Bauzeit im Volksmund voller Hochachtung »Klein-Amerika« genannt wurde. »Klein-Amerika« bestand aus soliden und kostengünstigen Häusern, die aus Hüttenschlackensteinen, einem Abfallprodukt bei der Eisenproduktion im Hochofen, gebaut wurden. Die Schlackensteine wurden auch bei der späteren Erstellung von Häusern in Georgsmarienhütte verwendet und gaben den Siedlungen ein unverwechselbares Aussehen. Auch die evangelische Lutherkirche wurde in den 1870er-Jahren mit den Schlackensteinen erbaut.

In den Jahren nach dem Jahrhundertwechsel wurde die Bautätigkeit durch das Werk wieder aufgenommen und es entstanden auf der anderen Seite des Parks große Wohnhäuser an der Südstraße (jetzt Parkstraße), Victorstraße (jetzt Hindenburgstraße) und hinteren Schloßstraße. Für dieses Wohngebiet bürgerte sich der Name »Italien« oder »Klein-Italien« ein. Zu dieser Namensgebung kam es wegen der zahlreichen Bauarbeiter aus Italien, die damals bei der Erstellung des Wohngebietes mithalfen, da es einen Fachkräftemangel in Deutschland gab und inländische Bauarbeiter nicht ausreichend zur Verfügung standen. Ansonsten stagnierte der Wohnungsbau vor dem Ersten Weltkrieg in Georgsmarienhütte. Erst ein paar Jahre danach entstanden neue Wohnhäuser an der Haarmann-, Wellenkamp-, Süd-, Ulmen- und der vorderen Schloßstraße. Die Schloßstraße wurde nach dem ehemaligen Hannover Schloß Monbrillant benannt, welches der Hüttenverein 1857 in Georgsmarienhütte neu errichten ließ. Das Gebäude diente bis 1923 dem Werksdirektor und weiteren leitenden Beamten als Wohnung und wurde im Zuge von Werks- und Wohnsiedlungserweiterungen 1925 abgerissen.

Die neuen Wohngebiete vergrößerten die Gemeinde Georgsmarienhütte erheblich und waren



der Einstieg für eine Jahrzehnte später weitergehende Wohnbebauung auf der westlichen Seite des Kasino-Parks. An der östlichen Grenze Georgsmarienhüttes hatte sich ebenfalls einiges getan. In den Jahren 1897 bis 1904 entstand an der Verbindungsstraße von Georgsmarienhütte nach Oesede die »Kolonie Stahmer« mit zwölf Wohnhäusern, die allerdings kein Bauvorhaben des Hüttenvereins war, sondern von dem Fabrikanten Carl Stahmer

Die abgebildete Schützenstraße war Teil der in den 1870er-Jahren errichteten Siedlung »Klein-Amerika«. Die Zwei-Familien-Häuser wurden aus soliden Hüttenschlackensteinen gebaut, ebenso die im Hintergrund zu sehende Lutherkirche, die 1878 eingeweiht wurde.



Die von dem Fabrikanten Carl Stahmer für seine Arbeiter in den Jahren 1897 bis 1904 errichtete »Kolonie Stahmer« lag an der Verbindungsstraße von Georgsmarienhütte nach Oesede und hatte mit »Eklöh« einen eigenen Einkaufsladen.



für seine Arbeiter gebaut wurde. Der Ingenieur Stahmer stammte ebenfalls aus dem Harz, arbeitete auf der Beckerode Hütte und gründete 1862 eine Eisengießerei auf einem Grundstück in Oesede in direkter Nähe zum Hüttenwerk. Aus der Eisengießerei entstand im Jahr 1900 ein Eisenbahnsignalwerk mit rund 500 Mitarbeitern. Zur »Kolonie Stahmer« gehörte mit »Eklöh« ein eigenes Kolonialwarengeschäft. An Carl Stahmer erinnern heute das Museum »Villa Stahmer« und die Straße unterhalb des Heimatmuseums. Ernst Stahmer, ein Sohn von Carl Stahmer, erbaute in den Jahren 1912 bis 1914 die Siedlung »Karolinenhöhe« in Oesede für die Angestellten und Meister der Fa. Stahmer. Benannt wurde diese architektonisch reizvolle Siedlung nach Karoline, der Frau von Ernst Stahmer.

»Die »Gründerväter« in Georgsmarienhütte hatten erkannt, dass ein großes Wirtschaftsunternehmen nur funktionieren kann, wenn die Grundbedürfnisse der Arbeiterschaft zufriedenstellend abgedeckt sind«

1923 fusionierte der der Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein mit dem Lothringer Hütten- und Bergwerksverein zur Klöckner-Werke AG, nachdem Peter Klöckner als Eigentümer des Lothringischen Hüttenvereins in den Jahren zuvor die Aktienmehrheit beim Georgsmarienhütter Verein erworben hatte. Das war das Ende des Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins. Im Rückblick kann man dem Hüttenverein bescheinigen, dass er die über fast sieben Jahrzehnte wahrgenommene anspruchsvolle Doppelaufgabe des Aufbaus eines Stahlwerks nach wirtschaftlichen Kriterien und die Entwicklung eines funktionierenden Gemeinwesens mit Wohnversorgung für die Arbeiterschaft sowie darüber hinaus benötigte sozialer Infrastruktur gut löste. Die »Gründerväter« in Georgsmarienhütte hatten besser als andere Unternehmer jener Zeit, die ausschließlich nach wirtschaftsliberalen Maximen des Kapitalismus handelten und die Arbeiter verelenden ließen (Beispiel England), erkannt, dass ein großes Wirtschaftsunternehmen nur funktionieren kann, wenn die Grundbedürfnisse der Arbeiterschaft zufriedenstellend abgedeckt sind.

Ergebnis in Georgsmarienhütte war die Schaffung einer schwerindustriellen »Insel« mit mehreren Wohnkolonien inmitten einer ländlichen Umgebung, was tiefgreifende Veränderungen für die Bewohner\*innen des Dütetals mit sich brachte. Zu dem nach damaligen Verhältnissen geradezu vorbildlichen Wohnungssiedlungsbau mit sozialer Infrastruktur ist kritisch anzumerken, dass das Stahlwerk als nahezu einziger Arbeitgeber vor Ort und zudem als Vermieter seiner Beschäftigten eine ungeheure Machtfülle mit durchgreifenden Disziplinierungsmöglichkeiten gegenüber seinen Mitarbeitern hatte und es somit sämtliche Arbeits- und Lebensbereiche dominierte. Daraus ergaben sich erhebliche Komplikationen, zum Beispiel bei der Kündigung eines Werksbeschäftigten, für Arbeiterwitwen und bei Mieterproblemen. Zur Regulierung der häufigen Konflikte hatte der Verein schon früh ein »Friedensgericht« eingerichtet. Das Konfliktpotenzial gab es auch weiterhin zu Zeiten des Klöckner-Stahlwerkes. Darum kümmerte sich eine Sozialabteilung des Werkes.

Im Mai 1933 waren die mit Schulranzen und Schiefertafeln bepackten Osterberger Schüler\*innen nach circa 30 Minuten Wegezeit in der Schule angekommen. Diese lag an der Kirchstraße inmitten der »Alten Kolonie«, schräg gegenüber der 1878 eingeweihten ersten evangelischen Kirche. Der damals mögliche Fußweg zwischen den beiden Arbeiterkolonien war um einiges kürzer als heute, da er teilweise über Gelände ging, welches in den 1960er-Jahren mit einer Werkshalle der stark expandierenden Klöckner-Werke bebaut wurde. Der für die Osterberger wichtige Versorgungs- und Fußweg existierte danach nicht mehr.

Die Volksschule an der Kirchstraße bestand schon seit 1865. Sie war 1912 wegen der stetig wachsenden Schülerzahl um ein nebenan liegendes Schulgebäude erweitert worden und beschulte die evangelischen Kinder aus den entstandenen Arbeiterkolonien, in denen weiterhin ganz überwiegend evangelische Familien wohnten. Es kamen aber auch einzelne Schüler\*innen aus Oesede, Malbergen, Dröper, und Holzhausen. Für die katholische Minderheit in Georgsmarienhütte war 1871 eine kleine private Schule an der Schützenstraße gegründet worden, die 1886 eine öffentliche Schule wurde. 1914 folgte ein Neubau für die Katholiken



Die evangelische Volksschule an der Kirchstraße lag inmitten der Alten Kolonie. Ab 1939 wurde das Gebäude als Mittelschule genutzt, da die Volksschule in einen nebenan liegenden Neubau umzog.

an der Kaiserstraße (jetzt Klöcknerstraße). Als Folge des Ersten Weltkriegs waren in den 1920er-Jahren bis Anfang der 1930er-Jahre die Schülerzahlen in den Volksschulen deutlich gesunken und einige Lehrerstellen waren gestrichen worden.

In der evangelischen Schule inmitten der »Alten Kolonie« fühlten sich die Osterberger Kinder heimisch, da die Wohnsiedlung stark den Osterberger Verhältnissen ähnelte. Die kleine Ilse und die anderen Erstklässler übten die deutsche »Sütterlinschrift«, die eine vereinfachte lateinische Schreibform war. Sie wurde seit den 1920er-Jahren als Schreibschrift in der Schule gelehrt und war ab 1935 vorgeschriebene deutsche Volksschrift. Später sollten Ilse und ihre Mitschüler\*innen erfahren, dass das jahrelange Erlernen der Sütterlin-Schrift und deren Anwendung als Umgangsschrift eine fatale Bildungssackgasse war, da diese Schriftform 1941 per Schulerlass untersagt wurde und nun ausschließlich die lateinischen Buchstaben verwendet werden durften. Bruder Heinz war ehrgeizig als Schüler. Er wollte die Mittelschule besuchen und wurde darin von seinen Eltern unterstützt, obwohl damals für den Besuch dieser Schule Schulgeld gezahlt werden musste.

Die Bewohner\*innen der Werkskolonien blieben selbst nach Jahrzehnten ihrer Einwanderung im Wesentlichen unter sich – nicht nur die Kinder im Schulalter wegen der konfessionellen Trennung

der Schulen. Es gab auch unter den Erwachsenen nach wie vor wenig Berührungspunkte mit der katholischen Bevölkerung aus Oesede und Malbergen – abgesehen von der gemeinsamen Arbeit auf dem Werk, da mittlerweile doch einige Männer aus der Landbevölkerung aufgrund des vergleichsweise guten Einkommens auf der Hütte arbeiteten. Gemischt-



Das Waschen der Wäsche war eine mühselige Arbeit für die Hausfrauen in den Werkskolonien.



Ein typischer Hinterhof mit Stallgebäude, Waschküche und Plumpsklo.

konfessionelle Eheschließungen gab es kaum, obwohl sich das Verhältnis zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen verbessert hatte, da auch die katholische Landbevölkerung von der mit dem Werksbetrieb einhergehenden verbesserten Infrastruktur profitierte. Beispiele dafür waren die werkseigene Bibliothek, das neue Krankenhaus und das Kasino-Gesellschaftshaus mit Park, das Waldbad und die neue Turnhalle am Rehlberg mit Badewannenbetrieb sowie eine Post mit Telegrafenamtm. Dennoch gab es immer wieder Spannungen zwischen der katholischen Landbevölkerung und der evangelischen Arbeiterschaft aus den Werkskolonien. Insbesondere auf der Oeseder Kirmes und auf Schützenfesten kam es zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen jungen Männern aus den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen.

Dahingegen vermittelte das Wohnen und Leben in einer Arbeiterkolonie, die als Enklave ein homogenes Sozialmilieu abbildete, den Bewohnern Halt und Sicherheit. Die Bezeichnung »Kolonie« für die Arbeiter-Wohngebiete war daher trefflich gewählt. Außenkontakte gab es im Wesentlichen nur zwischen den Arbeiterkolonien, da dort häufig Ver-

wandte wohnten, die Männer sich vom Werk und die Kinder aus der Schule kannten. Das Leben in den Kolonien war nicht einfach. Die Wohnverhältnisse waren beengt für die kinderreichen Familien und nach heutigen Verhältnissen ärmlich. Die Mietwohnungen im »D-Zug« bestanden aus einem Wohnzimmer, zwei Schlafzimmern und einer Küche. In der »Alten Kolonie« waren die Wohnverhältnisse ähnlich. Im Hinterhof befanden sich eine Waschküche, Stallungen und ein »Plumpsklo«. Ein Bad gab es nicht, auf dem Osterberg auch noch kein fließendes Wasser. Dieses musste zum Kochen und Waschen von Handpumpen-Brunnen geholt werden, die sich an den beiden Enden der Häuserreihe befanden. Gebadet wurde in Zinkwannen, entweder in der Küche oder bei gutem Wetter im Hinterhof und manchmal im Badewannenbereich in der Turnhalle am Rehlberg. Geheizt wurde durch einen Kohle- und Holzofen in der Küche, der gleichzeitig als Kochofen genutzt wurde. So richtig warm wurde es an kalten Tagen nicht in den Räumen der »Harzer Häuser« und während der Nacht bildeten sich im Winter »Eisblumen« an den einfach verglasten Fensterscheiben. Ein Vorteil war, dass der auf dem Osterberg stehende »D-Zug« gut von der Sonne beschienen wurde. Das gab etwas Zusatzwärme.

Als arm empfanden sich die Bewohner\*innen nicht, da alle gleich waren, Arbeit hatten, als Familie und Nachbarschaft – trotz mancher Zwistigkeiten – zusammenhielten und sich über positive Entwicklungen freuten, wie zum Beispiel über verbesserte Einkaufsmöglichkeiten. Für die Osterberger gab es bis zur Eröffnung des Kolonialwarenladens »Wendland« am Fuße des Osterberges im Jahr 1919 keine wohnortnahe Einkaufsmöglichkeit. Bis dahin kauften die Bewohner\*innen hauptsächlich in der »Alten Kolonie« im »Konsum« und bei Bäcker Franke ein. Bei kleineren Einkäufen erledigten dies häufig die Kinder nach dem Besuch der Schule, da der »Konsum« und die Bäckerei in unmittelbarer Nähe der Schule lagen. Einmal im

»Als arm empfanden sich die Bewohner\*innen nicht, da alle gleich waren, Arbeit hatten, als Familie und Nachbarschaft – trotz mancher Zwistigkeiten – zusammenhielten und sich über positive Entwicklungen freuten«



Jahr zur Weihnachtszeit konnten im »Konsum« Rabattmarken eingelöst werden. Größere Einkäufe in der »Alten Kolonie« wurden mit dem Bollerwagen erledigt. Das machten auch Ilse und Heinz ab und zu, versehen mit einem Einkaufszettel, und nahmen dabei auch Bestellungen von ihren Verwandten aus dem »Loch« auf.

Auf günstige Lebensmittel waren die Arbeiterfamilien in den Werkskolonien angewiesen, da der Arbeitslohn nicht hoch und angesichts des Kinderreichtums kaum ausreichend war. Wichtig waren für die Arbeiterfamilien zusätzliche Nahrungsmittel aus den vom Werk als Vermieter zur Verfügung gestellten und selbstbewirtschafteten kleinen Gärten hinter den Wohnhäusern, wo insbesondere Erbsen, Bohnen, Mohrrüben, Kartoffeln, Kohl und Salat, Stachel- und Johannesbeeren sowie Äpfel, Birnen und Pflaumen geerntet wurden. Das Obst wurde in Einweckgläsern eingekocht und für den Winter haltbar gemacht. Zudem wurden Marmeladen und Gelees hergestellt sowie Bickbeeren, heutzutage besser als Blaubeeren bekannt, und Pilze gesammelt.

Diese Arbeiten mussten vor allen Dingen die Frauen neben der Hausarbeit und der Kinderbetreuung erledigen. Sie wurden dabei von den älteren Kindern unterstützt. Das galt auch für die Fütterung der Tiere in den Ställen im Hinterhof. Allen Bewohnern war klar, auch den Kindern, dass das Halten der Tiere in den Ställen nur dem Zweck diente, Fleisch als Ernährung zur Verfügung zu haben. Die Tiere waren keine »Kuscheltiere«. Kleintiere wie Kaninchen und Hühnern schlachteten die erwachsenen Bewohner\*innen selbst. Für das Schlachten der Schweine und Ziegen kam ein gelernter Schlachter vorbei. Das war bei einigen Familien, die insbesondere die großen Tiere nicht selbst schlachten wollten oder konnten, so organisiert. Das Fleisch wurde teilweise geräuchert und gepökelt und dadurch haltbar gemacht. Das war wiederum eine Aufgabe der Bewohner\*innen selbst. In den Hinterhöfen befanden sich daher häufig kleine Räucherkatzen. Die Osterberger waren dennoch zwischendurch immer mal Kunden beim Fleischer Herkenhoff, dessen Geschäft in der Nähe des Oeseder Bahnhofs lag. Trotzdem war die Er-



Die Gemüse- und Obsternten in den Nutzgärten waren wichtig für die Bewohner\*innen der Werkskolonien. Auf dem Bild zu sehen ist ein Ehepaar bei der Kartoffelernte. Kartoffeln waren ein Grundnahrungsmittel für beispielsweise Eintöpfe, Salz- und Bratkartoffeln, Kartoffelbrei oder Reibekuchen – Fleisch gab es selten.

nahrung überwiegend vegetarisch, Fleisch und Fisch gab es eher selten.

Es gab viel zu tun für die Bewohner\*innen der Arbeiterkolonien; freie Zeit hatten sie kaum. Die Männer arbeiteten damals an sechs Tagen in der Woche mit insgesamt 60 Wochenstunden. Die Frauen in den Arbeiterkolonien waren als Hausfrauen und Mütter wie geschildert ebenfalls stark belastet. Für die Hausfrauen kam noch das Waschen der Wäsche dazu. Die »große Wäsche« war damals eine anstrengende Tätigkeit über mehrere Tage. Unterstützende elektrische Maschinen für das Waschen und Trocknen der Wäsche gab es noch nicht, nur Bügeleisen zwar schon, was die Hausarbeit aber nicht wesentlich leichter machte.

Trotz aller Entbehrungen konnten die Osterberger gut feiern. Es gab seit 1896 einen Osterberger Schützenverein, der sich regelmäßig traf und alljährlich ein weithin bekanntes Schützenfest organisierte, welches auf einem Platz oberhalb der Wohnsiedlung stattfand. Dort betrieb der Schützenverein auch einen selbstgebauten überdachten Schützenstand. Das Schützenfest fand immer am

ersten Sonntag im August statt. Die Kinder machten eifrig bei den Umzügen mit und spielten ein Instrument in der Fanfarenkapelle. Auch Ilse und Heinz und ihre deutlich ältere Halbschwester Wilhelmine, Mimi genannt, waren aktiv dabei. Mimi hatte der Vater in die Ehe mit Mutter Lina eingebracht, da seine erste Frau früh gestorben war.

Am Wochenende machten die Familien bei gutem Wetter einen Ausflug in ihrer »Sonntagskleidung« in den Kasinopark oder kehrten in einem Ausflugslokal ein, wie zum Beispiel im »Schützenhaus« oder im »Oeseder Forsthaus«. Da gab es ein Eis, einen Apfelsaft oder eine Limonade im Biergarten. Und die Männer tranken das eine oder andere Bier. Das taten sie übrigens nicht nur am Sonntag im Kreis der Familie. Mit den Gaststätten »Ludwig«, Vereinslokal des Schützenvereins und direkt unterhalb des »D-Zuges« gelegen, »Schumpe« an der Malberger Straße sowie beispielsweise »Wisser« in der »Alten Kolonie« gab es nah gelegene und beliebte Stammkneipen für »Männergespräche« beim Feierabendbier.

Das Oeseder Forsthaus war ein beliebtes Ausflugsziel für die Familien aus der Region, insbesondere am Wochenende. Bei gutem Wetter standen zahlreiche Tische im Biergarten bereit für die zahlreichen Besucher\*innen.



Gesprächs- und Diskussionsbedarf gab es in den 1930er-Jahren genug. Die Arbeiter des Stahlwerks waren politisch gespalten und verunsichert von der Entwicklung in Deutschland. Kontroversen gab es schon bei der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 durch den Reichspräsidenten Hindenburg. Bei der Reichstagswahl am 5. März 1933, die nicht mehr als freie Wahl eingeschätzt werden kann, erhielt die NSDAP 43,9 % der Stimmen und bildete anschließend zusammen mit der Kampffront Schwarz-Weiß-Rot die Reichsregierung unter Adolf Hitler. In der evangelischen Arbeitergemeinschaft Georgsmarienhütte hatte ebenfalls die NSDAP am stärksten abgeschnitten (33,4 %), wenn auch schwächer als auf der Reichsebene, gefolgt von der SPD mit 27 % und deutlich dahinter die Zentrumspartei mit rund 11,4 % sowie die KPD mit 9 %. In den ländlichen Gemeinden der Region waren die Ergebnisse völlig anders, da dort die katholische Zentrumspartei mit großem Abstand die meisten Stimmen bekam, zum Beispiel in Oesede, Holzhausen und Malbergen mit jeweils über 50 %. Dort waren NSDAP und SPD vergleichsweise schwach.

Nicht nur in Georgsmarienhütte gab es bei den Industriearbeitern und den Gewerkschaftsfunktionären viele, die glaubten, mit den Nationalsozialisten zum Wohle der Arbeiterschaft zusammenarbeiten zu können. Das Trauma der Wirtschaftskrise in den 1920er-Jahren mit ihrer beispiellosen Massenarbeitslosigkeit wirkte noch stark nach. Im Stahlwerk Georgsmarienhütte gab es bis 1932 phasenweise wochenlange Stilllegungen einiger Produktionsbereiche und zudem Überlegungen im Klöckner-Konzern, das schwach ausgelastete Werk in Georgsmarienhütte zugunsten des Klöckner-Werkes in Haspe zu schließen. Diese Pläne wurden zum Glück aufgegeben, verunsicherten die Arbeiterschaft vor Ort aber stark.

Noch am 1. Mai 1933 feierten die Gewerkschaften den Tag der Arbeit zusammen mit den Nationalsozialisten. In Georgsmarienhütte gab es einen gemeinsamen Umzug vom Werk ausgehend die geschmückte Kaiserstraße entlang und weiter durch die »Alte Kolonie« bis zum Festplatz Rehlberg, auf dem die zentrale Kundgebung stattfand. Schon am nächsten Tag kam das böse Erwachen. Deutschlandweit besetzten die Nazis die Gewerkschafts-

»Die Arbeiter des Stahlwerks waren politisch gespalten und verunsichert über die Entwicklung in Deutschland«

büros, die Gewerkschaftsfunktionäre wurden verhaftet und in der Folge die Gewerkschaften brutal zerschlagen. Am 22. Juni 1933 folgte dann das Verbot der SPD. Die KPD war schon vorher von den Nazis zerschlagen worden. Die Arbeiterbewegung war zerstört.

Ab 1934 setzte ein wirtschaftlicher Aufschwung im deutschen Reich ein. Das Hüttenwerk in Georgsmarienhütte kehrte zur Vollbeschäftigung zurück. Die Nachfrage nach Stahl stieg in den Folgejahren deutlich, da die Nationalsozialisten die Produktion von Rüstungsgütern massiv forcierten und die öffentliche Infrastruktur in Deutschland ausbauten. In Georgsmarienhütte und Oesede wurden in den 1930er-Jahren Arbeitslosengruppen beim Neubau der Herrenreststraße (später B 51), bei der Renovierung und Entschlammung des Waldbades sowie beim Bau und der Renovierung von Sportplätzen und ähnlichen gemeinnützigen Vorhaben eingesetzt. Zudem wurde von den Nationalsozialisten reichsweit das sogenannte »Hauswirtschaftliche Jahr« für Schulabgängerinnen eingerichtet, was vorerst freiwillig war, und mit dem man die Berufswahl der jungen Frauen beeinflussen wollte.

Während der Zeit des Nationalsozialismus fanden die traditionellen Feierlichkeiten zum 1. Mai unter der Federführung der Deutschen Arbeitsfront statt. Die Gewerkschaften waren aufgelöst. Mit dem Beginn des Krieges fanden die Feierlichkeiten auf dem Klöckner-Werksgelände als Belegschaftsversammlungen statt, an denen alle Mitarbeiter\*innen teilnehmen mussten.





Zentrale Veranstaltungen zum 1. Mai gab es in den Jahren 1933 bis 1939 weiterhin auf dem Rehlberg, jetzt aber unter der Führung der »Deutschen Arbeitsfront« (DAF), die an die Stelle der Gewerkschaften getreten war und deren Mitglieder in die DAF zwangseingegliedert wurden. Betriebsräte waren abgesetzt und durch DAF-Funktionäre ersetzt worden. Die gesamte Belegschaft des Stahlwerks musste geordnet nach Betriebseinheiten an der Veranstaltung zum 1. Mai teilnehmen, die jetzt eine Propagandaveranstaltung der NSDAP mit ihrer Unterorganisation DAF war. Die Tarifautonomie war durch staatliche Vorgaben ersetzt worden. Ziel war die Umorganisation der Arbeitswelt nach nationalsozialistischen Ideologien.

Ende Juni 1938 war es die zwölfjährige Ilse, die ihren siebenjährigen Bruder Helmut zur Schule begleitete. Mit Beginn des neuen Schuljahrs im April war eine gravierende Änderung eingetreten, da die evangelischen und katholischen Volksschulen per Gesetz aufgelöst und organisatorisch zu konfessionslosen Gemeinschaftsschulen zusammengelegt waren, die die Ideologie der Nazis in ihre Lehrpläne aufnehmen mussten. Die Nationalsozialisten wollten den Einfluss der Kirchen in der Erziehung brechen. Voran gegangen war 1934 die Zentralisierung des Schulwesens, indem den Ländern ihre bisherige Zuständigkeit für das Erziehungs- und Bildungswesen entzogen worden war und dem neu gegründeten Reichserziehungsministerium in Berlin übertragen wurde. So konnte die NSDAP verstärkt zentralen Einfluss auf das Schulsystem nehmen. Die Länge des Besuchs der Volksschule war reichsweit auf acht Jahre festgelegt worden.

Die Osterberger\*innen hatten eine eigene Fanfarenmusikgruppe, bei der viele Kinder und Jugendliche mitmachten.



Heinz war zwischenzeitlich an der Mittelschule angenommen worden, stand kurz vor dem Abschluss und strebte eine kaufmännische Ausbildung an. Er war ein guter Sportler. Mit Leidenschaft war er bei der Leichtathletik dabei und spielte zudem Handball. Begeistert verfolgte er im Radio die Olympischen Spiele 1936 in Berlin. Mit Enttäuschung wiederum hatte er wie ganz Deutschland die Box-Niederlage des damaligen Sportidols Max Schmeling am 22. Juni 1938 gegen Joe Louis miterlebt, womit Schmeling sein Comeback als Weltmeister nicht mehr schaffte.

Seit 1937 war in den Schulen der Stundenanteil des Sportunterrichts ausgeweitet worden, um dem nationalsozialistischen Ideal einer körperlichen Ertüchtigung zu entsprechen. Mit dem »Gesetz zur Hitlerjugend« (HJ) im Dezember 1936 wurde die bis dahin formell freiwillige Mitwirkung in der HJ verpflichtend. Allerdings wurde auch schon vorher Druck von den Nationalsozialisten ausgeübt, in der Hitlerjugend mitzumachen. Die Nazis hatten die Jugendorganisationen der Kirchen und der Arbeiterbewegung im Zuge der »Gleichschaltung« verboten und die Hitlerjugend als alleinigen Jugendverband zum dritten Erziehungsfaktor neben der Schule und dem Elternhaus erklärt. Die evangelische Kirche war der Gleichschaltung der Jugendverbände zugekommen und hatte ihre Jugendorganisation aufgelöst. Die Mitwirkung in der HJ war eine »Jugenddienstpflicht«. Die körperliche Ertüchtigung, das Einüben von Befehl und Gehorsam, Disziplin und Aufopferung für die »Volksgemeinschaft« waren die vorrangigen Erziehungsziele. Die Mädchen machten beim BDM mit, dem Bund Deutscher Mädel, der eine Teilorganisation der HJ war. Für die Nationalsozialisten endete die Kindheit mit 10 Jahren, dann begann die Jugenddienstpflicht. Seit kurzem war Ilse dabei, genau genommen beim Jungmädelsbund (JM) der 10- bis 13-jährigen Mädchen. Erst ab 14 Jahren kam man in den BDM. Es gab Sportangebote, Tanzen, Gymnastik, Singkreise und Hauswirtschaftsgruppen. Für die Mädchen war es eine Gelegenheit für Freizeitaktivitäten in der Gruppe und für Treffen mit Freundinnen außerhalb der Schule. Es war auch eine Möglichkeit, eine Zeitlang den häuslichen Verpflichtungen einer Tochter zu entkommen. Ilse ältere Halbschwester Mimi war ausgezogen und

arbeitete als Köchin in einem Kinderheim, sodass Ilse nun die Mutter im Haushalt und Garten verstärkt unterstützen musste.

In der Hitlerjugend für Jungen stand die vormilitärische Ausbildung mit entsprechenden Aktivitäten zur körperlichen Ertüchtigung und Einübung von Disziplin im Vordergrund. Die Mitglieder der Hitlerjugend hatten am Samstag schulfrei, mussten dafür aber verpflichtend an dem Tag an den HJ-Aktivitäten teilnehmen. Gemeinsame Unternehmungen wurden bei der Hitlerjugend betont und kamen bei vielen Jugendlichen gut an. Helmut war noch zu jung für die HJ. Auch dort gab es eine Aufnahme erst ab 10 Jahren, und zwar in das Deutsche Jungvolk. Die jüngsten Mitglieder im Jungvolk wurden »Pimpfe« genannt. Helmut war wie viele andere Kinder mit Spaß in der Fanfarenmusikgruppe des Osterbergs aktiv.

Für den Rückweg von der Schule hatten Ilse und Helmut von ihrer Mutter den Auftrag bekommen, im »Konsum« einzukaufen. Sie brauchte Seife und Waschpulver für den anstehenden Washtag. Die Kinder gingen nach der Schule gerne im »Konsum« einkaufen. Dort gab es viel zu sehen und einen Lutscher aus einem großen Glas, das auf der Ladentheke stand. Nach dem Einkauf gingen die Geschwister kurz bei einer Baustelle an der Kaiserstraße vorbei. Sie waren neugierig, wie es dort voranging.

Nur ein paar Meter hinter der Straße wurde auf dem Werksgelände seit dem Frühjahr 1938 ein Kühlturm für eine neue leistungsstarke Dampfturbine



Der »Konsum« an der Brunnenstraße in der Alten Kolonie bot eine für die damalige Zeit gute Auswahl an Artikeln für das tägliche Leben und hatte niedrige Preise.

gebaut, damit das Werk seine Stromerzeugung für die Hochofenproduktion erhöhen konnte. Diese verstärkte Stromerzeugung war auch für die Bewohner\*innen der Arbeiterkolonien bedeutsam, da sie ihren Strom direkt und günstig vom Kraftwerk der Hütte bezogen. Zwar wurde der neue Kühlturm nicht so hoch wie der seit 1929 in der Nähe stehende imposante Gasometer mit seiner 85 m hohen Stahlkonstruktion, hatte aber dennoch eine interessante Konstruktion aus Stahl und Holz. Der im Bau befindliche Kühlturm, auf dem die Bauarbeiter wie Artisten auf und ab kletterten, stand direkt an der Werksgeländegrenze neben einigen Wohnhäusern, die später wegen des Baus eines zweiten Kühlturms abgerissen wurden.

Links: Die 1910 in Betrieb genommene »Kaiserliche Post«, die das Wahrzeichen für die junge Gemeinde Georgsmarienhütte war.

Rechts: Bau des ersten Kühlturms für die Turbinen der Kraftwerkshallen an der Kaiser- / Klöcknerstraße.

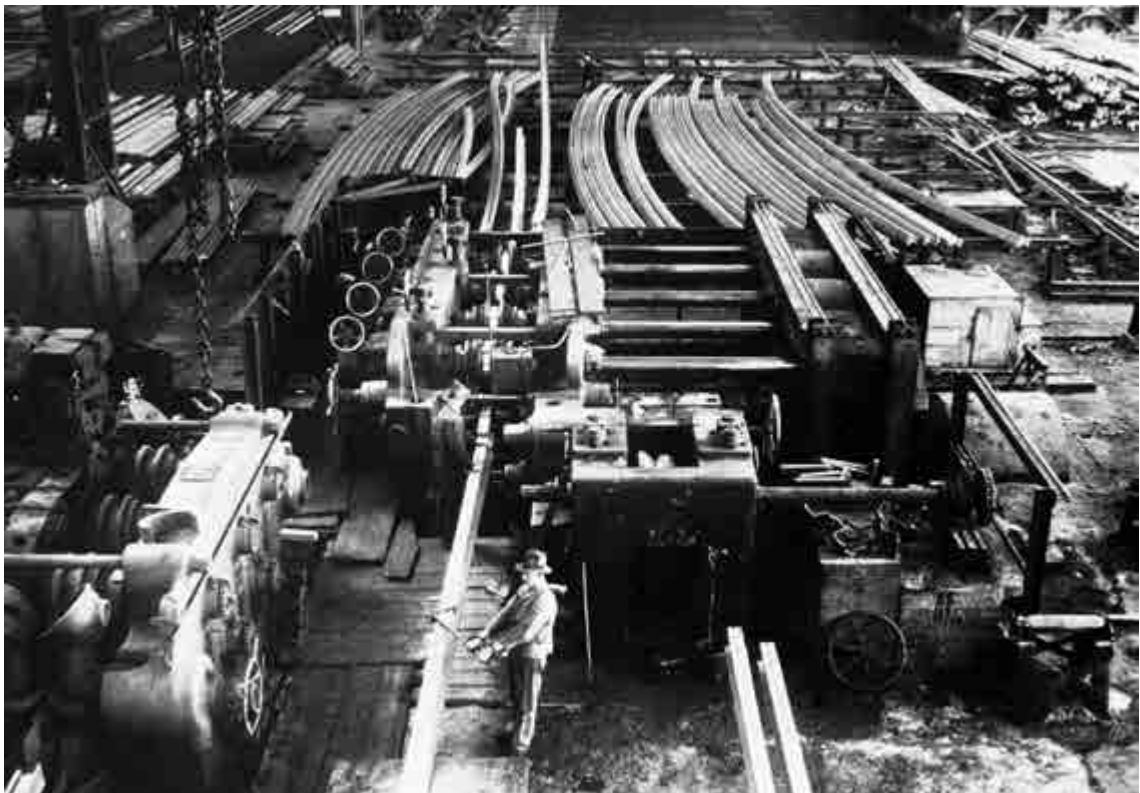


Die Kaiserstraße entlang führte der Rückweg zur Osterberger Kolonie am »Kaiserlichen Postamt« vorbei. Das vom Jugendstil beeinflusste Gebäude, damals eines der schönsten Häuser in Georgsmarienhütte, stand seit 1910 nach mehrjähriger Bauzeit an der Ecke Kaiserstraße / Karlstraße und hatte sich zum Wahrzeichen und Zentrum der wachsenden Gemeinde Georgsmarienhütte entwickelt. Niemand hätte es sich zu jener Zeit vorstellen können, dass dieses Wahrzeichen aus der Gründerzeit Georgsmarienhüttes inmitten der »Alten Kolonie« später im Rahmen einer radikalen Sanierung des historischen Ortskerns in den 1970er-Jahren zum Entsetzen der Bevölkerung komplett abgerissen wurde.

Der damalige Verbindungsweg zwischen der »Alten Kolonie« und dem Osterberg führte 1938 seit kurzem ausschließlich über das Gebiet der Gemeinde Georgsmarienhütte. Hintergrund war die Umsetzung einer Gemeindereform aus dem Jahr 1937, bei der die bislang selbstständige und seit Jahrhunderten bestehende Gemeinde Malbergen, die genau genommen eine Bauernschaft mit großer Fläche war, in der flächenmäßig deutlich kleineren Gemeinde Georgsmarienhütte aufging.

Das erzürnte die alteingesessenen Malberger\*innen und sie kritisierten die aus ihrer Sicht willkürliche Entscheidung. Die Gemeinde Malbergen war endgültig Geschichte und nun ein Ortsteil der erst seit 1860 bestehenden politischen Gemeinde Georgsmarienhütte, auch wenn die Gemeindereform dies als einen Zusammenschluss definierte. Die neue Gemeinde Georgsmarienhütte war flächenmäßig nun deutlich größer und bestand aus den Teilen Georgsmarienhütte, Osterberg und Malbergen und hatte großes Entwicklungspotenzial. Die der Selbstständigkeit beraubten Malberger\*innen verdächtigte den Klöckner-Konzern bei der staatlichen Verfügung mitgewirkt zu haben.

Ohne Frage war das Stahlwerk in Georgsmarienhütte wegen seiner wirtschaftlichen Bedeutung ein politischer Einflussfaktor. Das war schon bei der Gemeindegründung 1860 von Georgsmarienhütte und in den weiteren Gründerjahren der Fall, als sich alles nach den Interessen und Bedürfnissen des Werkes ausgerichtet hatte, sodass damals von einer »Werksgemeinde« gesprochen werden konnte, der die Rolle einer »Wohlfahrtseinrichtung« im Interesse des Stahlwerks zukam. Auch wenn es nicht



Die Adjustage befand sich schon damals in großen Werkshallen in Richtung Osterberg.



mehr so wie in den Gründerjahren war: Starken Einfluss bei politischen Entscheidungen hatte das Stahlwerk noch weitere Jahrzehnte in der Hüttengemeinde und späteren Stadt Georgsmarienhütte.

Auf dem Weg nach Hause gingen Ilse und Helmut noch kurz bei der Familie Böttcher vorbei. Anna Böttcher war die ältere Schwester ihrer Mutter und wohnte mit ihrem Mann Wilhelm und Sohn Fritz im »Loch«. Ein Haus weiter wohnte die Familie Biermann. Tante Marie war ebenfalls eine Schwester ihrer Mutter. Ihr etwas älterer Cousin Fritz fütterte gerade die Kaninchen. Ilse und Helmut hatten unterwegs genügend Löwenzahn für ihre eigenen Kaninchen gesammelt und gaben Fritz etwas von ihrem Grün ab. Onkel Wilhelm war auf der Spätschicht. Er arbeitete wie ihr Vater Heinrich in der Adjustage im Werk, direkt unterhalb des Osterbergs.

In der Adjustage wurden die an den Walzstraßen produzierten bis zu 30 m langen Eisenbahnschienen an einer Rollenrichtmaschine spurgerichtet und gelagert bis zum Abtransport auf Eisenbahnwaggons. Das waren anstrengende und nicht ungefährliche Tätigkeiten in großen Werkshallen, die nur teilweise überdacht waren. Im Sommer war es dort heiß, im Winter windig und kalt. Ilse und ihre Brüder brachten ihrem Vater während der Früh- und Spätschicht in den kalten Monaten häufig eine Suppe oder eine Kanne heißen Tee an den Werkszaun.

Dabei mussten sie den Berg herunter an einigen privaten Wohnhäusern vorbei, die dort seit Anfang des Jahrhunderts von Arbeitern gebaut worden waren, die sich das eigene Haus durch eisernes Sparen und die Nutzung von zinsgünstigen Darlehen ermöglicht hatten. Das war auch die Entwicklung in den Randbereichen anderer Werkskolonien. Allerdings hatte der private Wohnungsbau in Georgsmarienhütte lange Zeit keine besondere Bedeutung für die Versorgung mit Wohnraum.

Am 11. Juni 1939 fand mit dem »Kreistag der Partei«, gemeint war die NSDAP, eine große Veranstaltung in Georgsmarienhütte mit circa 4.000 Teilnehmer\*innen statt, in deren Rahmen das Jugendheim des Sportplatzes auf dem Rehlberg eingeweiht wurde. Die Kreisleitung der NSDAP hatte ihren Sitz in Georgsmarienhütte im »Braunen Haus« in der »Alten Kolonie«. Die Straßen in der »Alten Kolonie«, durch die der Festzug zum Sedan-

»Starken Einfluss bei politischen Entscheidungen hatte das Stahlwerk noch weitere Jahrzehnte in der Hüttengemeinde und späteren Stadt Georgsmarienhütte«

platz auf dem Rehlberg führte, waren zu diesem Anlass festlich geschmückt. Die Jungen und Mädchen der HJ und des BDM hatten seit Monaten an der Vorbereitung des regionalen Parteitages mitgewirkt. Nur kurz darauf begann der Zweite Weltkrieg mit dem Überfall von Hitler-Deutschland auf Polen am 1. September 1939.

Vater Heinrich Vorkefeld war mit 51 Jahren noch nicht zu alt für den verfügbaren Kriegsdienst, der für 16- bis 60-jährige galt. Bei Kriegsbeginn wurden aber nur die Jahrgänge der 18- bis 35-jährigen eingezogen. Er blieb auch im Laufe des Krieges als Arbeiter im Stahlwerk vom Kriegsdienst verschont und verrichtete nach der Arbeitszeit wie seine im Werk verbliebenen Arbeitskollegen einen militärischen Bereitschaftsdienst an der Heimatfront.

Das Stahlwerk war ein potenzielles Angriffsziel für Luftangriffe. Rund um das Hüttenwerk waren zur Abwehr möglicher Angriffe mehrere Flakstellungen aufgebaut, beispielsweise unterhalb der Villa Stahmer, auf dem Lammersbrink und auf dem Osterberg. Zudem gab es einige Beobachtungs- und Scheinwerferstellungen. Das Stahlwerk als wichtiger Industriestandort musste geschützt werden. Jedoch erfolgte während des Krieges kein größerer Bombenangriff auf das Stahlwerk Georgsmarienhütte. Der folgenschwerste Angriff war der Abwurf



Kurz vor Kriegsende zerstörte eine Luftmine zwei Wohnhäuser am Osterberg.

mehrerer leichter Sprengbomben im August 1942, wobei drei Hüttenarbeiter ums Leben kamen, die in der Nähe der Mechanischen Werkstatt Dienst hatten, wo die Bomben einschlugen. Gleisanlagen und eine Hauptwasserleitung wurden zerstört, sodass die Hochöfen nur noch unzureichend gekühlt werden konnten. Das Werk hatte einen ganzen Tag einen Produktionsausfall, aber ansonsten überstand das Stahlwerk den Zweiten Weltkrieg erstaunlicherweise nahezu unversehrt.

»Fast jede Familie hatte den Tod von Familienangehörigen zu verschmerzen, die als Väter, Söhne, Brüder oder sonstwie nahe Verwandte im Krieg gefallen waren«

Auch die Bevölkerung in den Arbeiterkolonien, die in direkter Nähe des Stahlwerks wohnte und deshalb sehr beunruhigt war, kam vergleichsweise glimpflich davon. Eine schwere Luftmine zerstörte Anfang Juni 1942 einige Wohnhäuser am Holzhauser Berg in der Nähe der Hagener Straße. Drei Personen fanden dabei den Tod. Und noch einmal, kurz vor Ende des Krieges, im März 1945, traf eine schwere Luftmine eines einzelnen Flugzeugs nachts das Gebiet unterhalb des Osterbergs. Die Luftmine, die vermutlich dem Werk galt, zerstörte zwei Privathäuser vollständig und verursachte Schäden an wei-

Während des Krieges sammelten Schüler\*innen Altmaterial, Schrott und weitere Wertstoffe. Auf dem Bild: Schüler\*innen der Volksschule.



teren Häusern der Umgebung. Ein Toter und mehrere Verletzte waren zu beklagen. Die Bewohner\*innen wurden im Schlaf von dem Luftangriff überrascht, da es keinen Luftalarm gegeben hatte, und sie sich nicht im während des Krieges gebauten Bunker oberhalb des Osterbergs aufhielten.

Georgsmarienhütte überstand den Krieg nahezu unzerstört, da massierte Luftangriffe auf das Werk und die umliegenden Orte – anders als in anderen Industriestandorten – ausblieben. Das Stahlwerk in Osnabrück wurde dahingegen durch schwere Luftangriffe nahezu vollständig zerstört.

Hohe Verluste hatten Georgsmarienhütte und Oesede aber dennoch. Fast jede Familie hatte den Tod von Familienangehörigen zu verschmerzen, die als Väter, Söhne, Brüder oder sonstige nahe Verwandte im Krieg gefallen waren. Gefürchtet waren während des Krieges die Schreiben der Wehrmacht an die Hinterbliebenen, in denen der Tod eines Familienmitglieds mitgeteilt wurde, das »in Ausübung seiner Pflicht als Soldat heldenhaft für das Vaterland« gestorben war. Ein solches Schreiben hatte auch die Familie Böttcher erhalten, da ihr Sohn Fritz gefallen war. Marie und Hermann Biermann mussten ebenfalls den Verlust ihres Sohnes Karl betrauern.

Heinz hatte im März 1939 die Mittelschule beendet und absolvierte anschließend bei der Firma Stahmer eine kaufmännische Ausbildung, die er im März 1942 erfolgreich beendete. Da er zu dem Zeitpunkt fast 19 Jahre alt war, wurde er zum Kriegsdienst an der Ostfront in der Nähe des Kaspiischen Meeres eingezogen. Dort wurde er schwer verwundet und musste mehrere Monate in einem Lazarett in Wien verbringen. 1943 wurde er wegen seiner Kriegsverletzung aus dem Heeresdienst entlassen und kehrte zur Firma Stahmer zurück. Anfang 1945 wechselte er zum Klöckner-Stahlwerk und blieb dort bis Kriegsende.

Ilse beendete die Volksschule im Jahr 1941. Anschließend absolvierte sie das seit 1938 für Frauen unter 25 Jahren vorgeschriebene »Pflichtjahr« in der Landwirtschaft und in einem privaten Haushalt mit Kindern. Sie wohnte dabei zeitweilig nicht bei ihren Eltern am Osterberg. Auch nach dem Pflichtjahr arbeitete sie während des Krieges als hauswirtschaftliche Helferin und zeitweilig auf der Hütte zur Aushilfe im Büro.

Helmut hatte das Glück der »späten Geburt«. Für den Kriegsdienst war er zu jung und auch die paramilitärische Mitwirkung im heimatlichen »Volkssturm« wurde ihm erspart, da er bei der nahezu kampfflosen Übergabe von Georgsmarienhütte an die britischen Truppen Anfang April 1945 noch keine 14 Jahre alt war. Helmut besuchte während des Krieges die Mittelschule. Alle Schulen waren aufgerufen, Altmaterial, Schrott usw. zu sammeln, da diese Wertstoffe während des Krieges knapp waren. So kamen mehrere Tonnen aus den Haushalten zusammen, die die Schüler\*innen in Handwagen im Ort sammelten. Eingesetzt wurden die Schüler\*innen auch beim »Kartoffelkäfer-Suchen« auf den Feldern, um die Zahl der Schädlinge zu reduzieren.

Mutter Lina hatte die Hauptlast der Haus- und Gartenarbeit zu schultern. Dem Nutzgarten und der Viehwirtschaft kamen während des Krieges und in den Jahren danach eine noch höhere Bedeutung bei für die Versorgung mit Lebensmitteln. In ihrer knapp bemessenen freien Zeit beteiligte sie sich wie viele Frauen damals an Sammlungen für bedürftige Familien, die gut erhaltene Kleidung benötigten, und für das sehr aktive »Winterhilfswerk«.

Nach dem Zweiten Weltkrieg normalisierte sich das Leben im Nachkriegs-Deutschland erst ganz allmählich. In Georgsmarienhütte hatte das Stahlwerk bei Kriegsende im April 1945 nur noch einen Hochofen und zwei Siemens-Martin-Öfen in Betrieb. Der letzte Ofen wurde auf Befehl der Briten am 1. April 1945 stillgesetzt. Das gesamte Werk stand still, nur noch die Wasserversorgung und die Stromerzeugung für die Bevölkerung wurden aufrechterhalten. Damit wurden rund 4.500 Arbeitskräfte von einem Tag auf den anderen arbeitslos.

Die Situation für die Bevölkerung in den ersten Nachkriegsjahren war sehr hart. Es herrschte Massenarbeitslosigkeit und es fehlte an fast allem, auch an Lebensmitteln. Die Bezugsmarken für die Dinge des alltäglichen Lebens gab es schon seit dem Krieg. Jetzt wurde es aber noch schwieriger, damit lebenswichtige Dinge zu erhalten, da es einen eklatanten Mangel gab. Die Subsistenzwirtschaft in den kleinen Gartenanlagen und in den Viehställen der Werksiedlungen war noch wichtiger geworden für die Ernährung. Gemüse und Kohl im Garten, ein paar Hühner und ein Schwein im Stall zu haben,

war ein Segen. Es wurde »gehamstert, das heißt alles Mögliche gesammelt und auch gebettelt, zum Beispiel Eier, Milch und Mehl bei den Bauern der Umgebung. Und es herrschte ein reger Tauschhandel. Es wurden Lebensmittel und Kohlen eingetauscht gegen Zigaretten, Eier gegen gebrauchte Kleidung usw. Das Leben ging irgendwie weiter, trotz des Mangels an lebenswichtigen Gütern und der Trauer um Angehörige, die im Krieg gestorben waren.

Jegliche Produktion bedurfte der Genehmigung der britischen Militärregierung. Die Steinfabrik des Werkes durfte schon bald ihren Betrieb wieder aufnehmen, da Steine in Massen benötigt wurden. Im Werk selbst begannen erste Instandsetzungen und Ausbesserungsarbeiten mit 700 Mitarbeitern. An einer Wiederaufnahme der Stahlproduktion in Georgsmarienhütte zeigten die Briten bis Anfang 1946 wenig Interesse. Allmählich setzte sich aber die Einschätzung durch, dass insbesondere Stahl- und Hüttenwerke einen wichtigen Beitrag zum Wiederaufbau Deutschlands leisten könnten und sollten. Da das Werk in Georgsmarienhütte durch Kriegsschäden nicht beeinträchtigt war, wurde dem

»Die Situation für die Bevölkerung in den ersten Nachkriegsjahren war sehr hart. Es herrschte Massenarbeitslosigkeit und es fehlte an fast allem, auch an Lebensmitteln«

Klößner-Werk im Februar 1946 die Erlaubnis zur Wiederaufnahme der Produktion erteilt. Allerdings war es schwierig, die benötigten Roh- und Brennstoffe zu bekommen, sodass die Wiederaufnahme erst im Mai 1946 angefahren werden konnte, vorerst noch sehr eingeschränkt durch den Betrieb von lediglich zwei Siemens-Martin-Öfen. Ende Juli 1946 wurde der erste Hochofen angeblasen und die Produktion von flüssigem Roheisen wieder aufgenommen. Im Juli 1946 betrug die Belegschaft im Werk schon wieder rund 2.200 Mitarbeiter\*innen.

Auf Weisung der Briten wurde im Juni 1947 die Georgsmarienhütte AG vorerst organisatorisch aus der Klößner Werke AG ausgegliedert, obwohl Klößner weiterhin Eigentümer blieb. Weiterhin verfügten die Briten die Einführung einer starken betrieblichen Mitbestimmung und richteten in der





In den 1950er-Jahren entstanden neue Siedlungen in Georgsmarienhütte und Oesede: oben die Siedlung Stalbrink mit Freiherr-vom-Stein-Schule, die Obere und Untere Findelstätte (Mitte) sowie die Werksiedlung Schwarzer Weg / Freudental (unten).



Werksleitung einen Arbeitsdirektor aus den Reihen der Gewerkschaft mit Vorstandsrang ein.

Die politischen und wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen für Nachkriegs-Deutschland verbesserten sich ab 1947, insbesondere vor dem Hintergrund des Ost-West-Konfliktes, ständig. Davon profitierte auch das Stahlwerk in Georgsmarienhütte. Die Stahlproduktion steigerte sich stetig durch die sukzessive Inbetriebnahme von vier Walzstraßen in den nächsten Jahren. Ein wirtschaftlicher Boom setzte ein nach der Verkündung des »Marshall-Plans«, der den Wiederaufbau Europas zum Ziel hatte und insbesondere in Deutschland zu einem »Wirtschaftswunder« führte. Es wurden vermehrt Arbeitskräfte gesucht und dies bei einer großen Wohnungsnot.

Der verstärkte Bau von Wohnhäusern setzte wieder ein. Es entstanden die Wohnsiedlungen Haseldehnen, Obere und Untere Findelstätte auf der westlichen Seite des Kasino-Parks, Schwarzer Weg / Freudental (schon vor dem Krieg begonnen) auf der südlichen Seite des Rehlbergs, sowie Stalbrink, Kiffenbrink und Blumental in Oesede. Dabei kamen unterschiedliche Finanzierungs- und Bauprogramme zum Tragen. Es wurden zinsgünstige Darlehen für private Eigenheimbauer gewährt, die damit ihren Traum vom eigenen Haus realisieren konnten, zum Beispiel bei den Siedlungen Haseldehnen, Obere und Untere Findelstätte sowie im Blumental. Die Siedlung am Schwarzen Weg / Freudental ließ das Klöckner-Werk als Werksmietwohnungen bauen, und es wurden Soziale Wohnungsbaugenossenschaften tätig wie im Falle der Siedlungen Stalbrink und Kiffenbrink, wobei das Klöckner-Werk bei der Finanzierung mitwirkte. Bei den zuletzt genannten Siedlungen wurde auch der großen Wohnungsnot für Flüchtlinge und Vertriebene begegnet und die Barackenlager in Ohrbeck und Sutthausen aufgelöst.

Heinz arbeitete in den ersten Nachkriegsjahren bei der regionalen britischen Militärregierung als Dolmetscher. In dieser Kontaktstelle versuchte er Einfluss zu nehmen auf die britischen Militärs vor Ort bei einigen Entscheidungen, zum Beispiel bei der weiteren Nutzung und Renovierung der Sportanlage auf dem Rehlberg. Ende 1947 wechselte er zu einer Privatfirma in Osnabrück und begann im Februar 1950 eine Tätigkeit beim Verlag Meinders & Elstermann, wo er später Personalleiter wurde.



In den 1950er-Jahren wurden die Wohnhäuser an der Falkenstraße gebaut (auf dem Bild unten links). Die Häuser an der Hindenburgstraße (Bildmitte) entstanden schon Anfang des Jahrhunderts. Die Hindenburgstraße entwickelte sich in den 1950er- und 1960er-Jahren zu einer beliebten Einkaufsstraße.

Der Verlag hatte 1949 von den Briten eine Genehmigung bekommen, wieder die Zeitung »Osnabrücker Tageblatt« herauszugeben. Trotz seiner Kriegsverletzung betrieb Heinz aktiv Leichtathletik und startete zudem eine Karriere als Sportfunktionär.

Helmut beendete nach Kriegsende die Mittelschule, machte anschließend eine Ausbildung zum Verwaltungsfachangestellten beim Landkreis Osnabrück, arbeitete ein paar Jahre im Landratsamt und wechselte danach zur Gemeinde Oesede. Nach Gründung der Stadt Georgsmarienhütte war er dort als Kulturamtsleiter tätig

Ilse arbeitete in den ersten Nachkriegsjahren als Haushaltshilfe in einer Familie und im elterlichen Haushalt. Ab Anfang 1948 arbeitete sie im Lichtspieltheater Georgsmarienhüttes an der Hermannstraße. Der Betreiber des Kinos, Gustav Rothe, von den Briten rasch als politisch unverdächtig eingestuft, hatte 1947 als erster im Landkreis Osnabrück von den Briten die Erlaubnis für den Betrieb eines Kinos bekommen. Das Kino mit dem Namen »Hütten-Lichtspiele« befand sich im Gebäude Gibmeyer/Rothe und war eine Attraktion. Die Menschen wollten wieder etwas erleben. Wenn Ilse an



Links: Helmut Vorkefeld und seine Eltern vor ihrem Wohnhaus auf dem Osterberg im Jahr 1950.

Rechts: Die Hütten-Lichtspiele des Betreibers Gustav Rothe in der Hermannstraße war das erste Kino im Landkreis Osnabrück, welches nach dem Krieg den Betrieb aufnahm.



der Kasse arbeitete, ließ sie ab und zu Georg umsonst herein. Georg hatte sie Monate zuvor bei »Schumpe« kennengelernt, wo seit einiger Zeit samstags Tanz war. Georg kam aus Oesede von der Karolinenhöhe und wohnte dort bei seinen Eltern in einer Doppelhaushälfte. Georgs Vater arbeitete bei der Firma Stahmer als technischer Zeichner und Leiter des Magazins. Georg hatte in den ersten Kriegsjahren eine kaufmännische Ausbildung in Osnabrück absolviert, wurde 1943 eingezogen und überlebte den Krieg als Soldat – anders als zwei seiner drei Brüder, die im Krieg fielen. Sein überlebender ältester Bruder war dahingegen ein hoch dekoriertes »Kriegsheld«. Er bekam unter anderem das »Eiserne Kreuz« verliehen.

Irgendwann begann Georg damit, Ilse nach dem Tanzen und nach der Arbeit im Kino nach Hause zum Osterberg zu begleiten. Aus der Begleitung entwickelte sich mehr. Im Juli 1948 heirateten die beiden und bezogen eine Mietwohnung direkt am Marktplatz der Karolinenhöhe, nur zwei Häuser von Georgs Elternhaus entfernt, welches sein Vater noch vor dem Krieg für 1.000 Reichsmark gekauft hatte. Das erste Kind, Tochter Karin, kam Mitte Dezember 1948 zur Welt, der Sohn Hans-Georg im Mai 1951. Der Marktplatz der architektonisch anspruchsvoll gestalteten Siedlung Karolinenhöhe

mit seiner schönen Brunnenanlage war ideal zum Spielen für die Kinder. Familien und die Nachbarschaft trafen sich gerne dort zum Verweilen und Plaudern und kamen für kleinere Feste zusammen. Die wenigen Autos störten den idyllischen Ort nicht. Und es begann die Zeit des deutschen Wirtschaftswunders. 1954 wurde Deutschland Fußball-Weltmeister. Es ging wieder aufwärts.



## Epilog

Meine Eltern Georg und Ilse Weisleder, geborene Vorkefeld, meine Schwester Karin und ich wohnten noch bis 1954 auf der Karolinenhöhe in einer kleinen Mietwohnung im ersten Stock des Hauses der Familie Eichler. Unsere Mutter besuchte mit uns Kindern häufig ihr Elternhaus im »D-Zug« auf dem Osterberg und unsere Verwandten unten im »Loch«. Großvater Heinrich starb 1951 kurz vor meiner Geburt. Er erreichte wegen einer chronischen Lungenentzündung nicht das Rentenalter. 1954 zogen wir in Oesede um in die neu entstandene Wohnsiedlung »Am Stalbrink«, im Volksmund »Klein-Korea« genannt, da die Siedlung oberhalb der Karolinenhöhe während des Koreakrieges gebaut wurde. Wir wohnten in einem Doppelhaus mit acht Familien am Breslauer Weg. 1955 zog Onkel Helmut bei uns ein, da Großmutter Lina gestorben war. Im Haus gegenüber

wohnte Sieglinde, seine spätere Frau. Am Breslauer Weg wurde 1959 mein Bruder Volker geboren. Da die Wohnung zu klein wurde, zog Helmut zeitweilig wieder zum Osterberg zurück zu Tante Anna, die mittlerweile Witwe war. Tante Anna war noch häufig bei uns zu Besuch und half bei allen Familienfeiern mit. 1966 zogen wir um in die Werksiedlung Schwarzer Weg / Freudenthal, jetzt Alt-Georgsmarienhütte. Aber das soll an dieser Stelle nicht weiter erzählt werden. Kurz Erwähnung finden soll hier auch nur noch der Umzug meiner Eltern und meines Bruders zurück zur Karolinenhöhe. Mein Vater hatte 1978 sein Elternhaus geerbt. Die Geschichte endet in den 1950er-Jahren und damit rund 100 Jahre nach dem Entstehen des Hüttenwerkes und der Gemeinde Georgsmarienhütte. Meine Erzählung ist die Zusammenstellung von vielen Erinnerungen, die im-



mer mal im Familienkreis bei den früher häufig stattfindenden Familientreffen ausgetauscht wurden. Die Familiengeschichten müssen Eindruck auf mich gemacht haben, da ich einiges davon behalten und sehr viel später fasziniert geschichtsbezogene Details der Erzählungen beim Lesen von historischen Büchern und Zeitschriften über Georgsmarienhütte bestätigt gefunden habe. Meine Lücken in den mündlich überlieferten Familienerinnerungen habe ich mit Hilfe meiner Schwester Karin und etwas schriftstellerischer Phantasie gefüllt, die Erinnerungen in den geschichtlichen Kontext historischer Literatur gebettet und um deren gesichertes Wissen ergänzt. Das war möglich, da die Geschichte Georgsmarienhüttes erfreulich gut dokumentiert ist. Diese Erzählform erschien mir passend,

um einen wichtigen Teil der Geschichte Georgsmarienhüttes lebendig und historisch möglichst stimmig darstellen zu können. Ich glaube, die Geschichte meiner Familie ist typisch für Georgsmarienhütte. Auch die Vorfahren meines Vaters kamen aus dem Harz und wohnten mutmaßlich zeitweilig in der »Alten Kolonie«. Meine Familiengeschichte ist eng verknüpft mit dem Entstehen des Stahlwerkes und mit den Menschen, die dem Ruf des Werkes gefolgt sind, in Georgsmarienhütte ansässig wurden und in den Arbeiterkolonien lebten. Sehr viele Familien in Georgsmarienhütte haben ein ähnliches Leben gelebt und die Erinnerungen daran bilden zusammen das Gedächtnis Georgsmarienhüttes.

Das Stahlwerk und die  
»Alte Kolonie« (1962)



## Literatur

- Bajara, Tanja: Der Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein als öffentlicher Stromversorger, in »Wenn alles stillstand, dann fehlte uns was!«, S. 17 – 21, Heimatbund Osnabrücker Land, 1999
- Becher, Dr. Inge, Beermann, Werner: »Der Anfang war unendlich schwer« – 150 Jahre Alt-Georgsmarienhütte, in: Beiträge zur Geschichte Georgsmarienhüttes und seiner Stadtteile, Band 5, Stadt Georgsmarienhütte, 2010
- Becher, Dr. Inge: Das Konzept der Gemeinde Georgsmarienhütte; in: Lebens- und Arbeitswelten des Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins um 1900, S. 17 – 20, Universität Osnabrück, 2018
- Becher, Dr. Inge: Die Karolinenhöhe, in: Geschichte-Kunst-Begegnung, Stadt Georgsmarienhütte, 2021
- Beermann, Werner, Görbing, Dieter: Schon fast vergessene Erinnerungen II, Eigenverlag, Georgsmarienhütte, 1982
- Beermann, Werner, Görbing, Dieter: Schon fast vergessene Erinnerungen III, Eigenverlag, Georgsmarienhütte, 1982
- Beermann, Werner; Görbing, Dieter: Die Hütte, Arbeit und Leben in der Region um das Werk in Georgsmarienhütte, Eigenverlag, Georgsmarienhütte, 1988
- Beermann, Werner, Görbing, Dieter: Im Laufe der Zeit, Eigenverlag, Georgsmarienhütte, 2002
- Beermann, Werner: Der Osterberger D-Zug«, eine Arbeitersiedlung aus der Gründerzeit des Hüttenwerkes in Georgsmarienhütte; in: Heimatjahrbuch Osnabrücker Land 1991, S. 256 – 270
- Beermann, Werner, Biener, Klaus u. a.: 27.210.000 t Stahl rund 400.000.000 Arbeitsstunden. Die Chronik der Georgsmarienhütte von 1945 bis 1992 – ein Unternehmen der Klöckner-Werke AG, Historischer Arbeitskreis Georgsmarienhütte, 2006
- Driesen, Oliver: Schwarz wie Schlacke – Rot wie Glut. Die erstaunliche Geschichte der Georgsmarienhütte und ihrer Unternehmensgruppe, Hoffmann und Campe Verlag, 2005
- Gemeinde Georgsmarienhütte: Chronik der Gemeinde Georgsmarienhütte; 1969
- Hehemann, Rainer: Wohnungsbau in Georgsmarienhütte in den 1930er Jahren, in: Georgsmarienhütte während der NS-Zeit. Sechs Gemeinden im Spannungsfeld zwischen Partei, Werk und Kirche, S. 131 – 139, Georgsmarienhütte, 2003
- Hoffmann, Hilmar: Generation Hitlerjugend. Reflexion über eine Verführung, Dielmann Edition, 2018
- Kolpinghaus Georgsmarienhütte – Malbergen: Die Industrie kommt ins Land – Das Werk Georgsmarienhütte, in: Geschichte und Gegenwart – eine Festschrift, S. 18 – 34, Georgsmarienhütte, 1951
- Korte, Rainer: Kommunalpolitik im Dritten Reich in Georgsmarienhütte, in: Georgsmarienhütte während der NS-Zeit. Sechs Gemeinden im Spannungsfeld zwischen Partei, Werk und Kirche, S. 19 - 56, Georgsmarienhütte, 2003
- Luther-Kirchengemeinde Georgsmarienhütte: 100 Jahre Lutherkirche in Georgsmarienhütte, 1978
- Meyer, Susanne: Schwerindustrielle Insel und ländliche Lebenswelt: Georgsmarienhütte 1856 – 1933, F. Coppel Verlag, 1991
- Ott, Rene: Kohle, Stahl und Klassenkampf – Montanindustrie, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung im Osnabrücker Land 1957 – 1878, Campus Verlag, 1982
- Sieker, Sarah: Der Werkswohnungsbau; in Lebens- und Arbeitswelten des Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins um 1900, S. 21 – 29, Universität Osnabrück, 2018
- Wolf, Andreas: Der Hüttenschlackenstein, Stadt Georgsmarienhütte – Wirtschaftsförderung, Georgsmarienhütte, 2011
- Zeitklicks: Hitlerjugend – Leben ist Kampf, [www.zeitklicks.de](http://www.zeitklicks.de), 2020

# ZERSTÖRUNG EINES KLEINODS

Die Brunnenanlage der Karolinenhöhe

Im Januar 1970 begannen Arbeiter mit dem Fällen von zwölf Lindenbäumen, die beide Längsseiten des Marktplatzes der Oeseder Siedlung Karolinenhöhe dekorativ umsäumten. Die Linden standen dort seit dem erstmaligen Bezug der vom Jugendstil beeinflussten Siedlung, die in den Jahren 1912 bis 1914 vom örtlichen Fabrikanten Ernst Stahmer für seine Angestellten erbaut worden war. Benannt wurde die Siedlung nach Stahmers Frau Karoline, die sich stark um die Ausgestaltung der Siedlung kümmerte.

Die Bäume waren mittlerweile sehr hoch gewachsen und spendeten viel Schatten. Zuviel Schatten meinten insbesondere die auf der nördlichen Seite des Marktplatzes wohnenden Anlieger und hatten sich in den 1960er-Jahren schon mehrfach bei der Gemeinde Oesede über die fehlende Sonne in ihren Häusern beschwert und ein Zurückschneiden der zu groß gewordenen Bäume ge-

fordert. Nun hatte die Gemeinde Oesede kurz vor dem Ende ihrer politischen Selbstständigkeit das Fällen der großen Bäume und eine Neubepflanzung des Markplatzes angekündigt. Im Gespräch war damals nach den Erinnerungen von Anlieger\*innen auch die Schaffung von einigen Parkplätzen an der oberen Stirnseite des Marktplatzes entlang der Straße »Karolinenhöhe«. Soweit waren die Gemeindearbeiten und die Vorstellungen der Anlieger\*innen – zumindest eines Teils – im Einklang.

Nach dem Fällen der Linden begann etwas später ein Bagger, die Wurzeln der Bäume mit brachialer Gewalt zu entfernen. Und damit vollzog sich ein Drama, welches die Anwohner\*innen der Karolinenhöhe bis heute nicht vergessen haben. Denn mit dem Ausgraben der Baumwurzeln entfernte der Bagger auch die Wasserleitungen der seit einiger Zeit reparaturbedürftigen Brunnenanlage, und

Hans-Georg Weisleder

Die stilvoll gestaltete Siedlung Karolinenhöhe in Oesede entstand 1912 bis 1914, das Foto entstand kurz danach.

Ein Modell der Siedlung ist in der Villa Stahmer ausgestellt.







Die Grotte mit Sitzbereichen, Wasserbecken und kunstvoll gestaltetem Relief stand am unteren Ende des Marktplatzes.

auch diese war nur ein paar Stunden später ein Trümmerfeld. Das Entsetzen der Anlieger\*innen war groß, zumal die Gemeinde /Stadt den Abriss des sehr beliebten Wasserspiels vor Beginn der Arbeiten auf dem Markplatz nicht angekündigt hatte.

Wie es zu der Zerstörung des zentral gelegenen Brunnens und der dazugehörigen Grotte mit kunstvollem Relief am unteren Ende des Platzes gekommen war, lässt sich nach über 50 Jahren nicht

mehr im Detail rekonstruieren. Einen regulären Bebauungsplan für die Veränderungen auf dem Markplatz, den die Gemeinde Oesede aufgestellt und politisch entschieden hatte, gab es nicht – zumindest nicht nach den Erinnerungen der Anwohner\*innen, Wer konkret den Beschluss zum Abriss der Brunnenanlage getroffen hatte war damals unklar. Ein recherchierbares Protokoll existiert dazu nicht im Archiv der Gemeinde Oesede. Also ein »klammheimlicher« Eingriff einer unsensiblen Verwaltungsbehörde in die Idylle der damaligen Karolinenhöhe mit dem Ziel der Einsparung von Sanierungs- und Unterhaltungskosten für die architektonisch aufwändig gestaltete Brunnenanlage? So empfanden die fassungslosen Anwohner\*innen damals den überraschenden Abriss.

Von Seiten der Stadtverwaltung wurde angesichts der nicht enden wollenden Kritik aus der Bevölkerung kolportiert, die Anwohner\*innen hätten sich nicht für die defekte Brunnenanlage eingesetzt und sich sogar für den Abriss ausgesprochen. Dem widersprachen die Anwohner\*innen wiederholt öffentlich und kritisierten den Abriss als »geschichtliche Herkunftsleugnung« der handwerklich bedeutsamen Brunnenanlage (NOZ 29.12.1982) und als »Nacht- und Nebelaktion« (NOZ 18.05.2001).

Die Brunnenanlage war ein Treffpunkt für Familien und ein beliebtes Fotomotiv zu diesen Anlässen (1957).





Mitten auf dem Markplatz stand ein fast fünf Meter hoher Brunnen mit mehreren Wasserbecken und der lebensgroßen Skulptur einer Wasserträgerin. In den Nischen hockten Gänse und hinter den Becken Frösche als Wasserspeier.

Achtung vor einem architektonischen Kleinod wie dem historischen Markplatz der Karolinenhöhe gab es damals nicht. Der Zeitgeist war ein anderer in den 1970er-Jahren. In Verwaltung und Politik herrschte eine Abrissmentalität für alles Alte und eine Begeisterung für neue Betonbauten vor.

Mehrfach gab es aus den Reihen der Anwohnerschaft Initiativen für den Wiederaufbau des Brunnens oder zumindest Pläne, den seit dem Abriss uninteressant gestalteten und schlicht bepflanzten Markplatz attraktiver zu gestalten und wieder zu einem ähnlich beliebten Treffpunkt zu machen wie in den Jahrzehnten zuvor (NOZ 28.06.2000). Bislang vergeblich, obwohl einige Gespräche zwischen den engagierten Anwohner\*innen und der Stadt Georgsmarienhütte zeitweilig erfolgversprechend verliefen (NOZ 08.03.2002 und »Blickpunkt« November 2002). Immerhin gibt es seit 2021 eine städtische »Gestaltungssatzung Karolinenhöhe« mit dem Ziel, die stilbildenden architektonischen Elemente des Gebäudebestandes dieser einzigartigen historischen Siedlung zu schützen und entstehende Umbaumaßnahmen an der noch existierenden Ursprungsarchitektur zu unterbinden.

Für den durch den Abriss der Brunnenanlage entstellten Marktplatz der Karolinenhöhe kommt

diese städtebauliche Anerkennung des Architektur-erbes der Karolinenhöhe zu spät. Der willkürliche Abriss der Brunnenanlage auf der Karolinenhöhe im Jahr 1970 zeigt als Lehrbeispiel einer verfehlten Politik überdeutlich: Fehler, die nicht korrigiert werden, sind die schlimmsten und wirken lange nach im Stadtgedächtnis.

Anwohner\*innen trafen sich regelmäßig auf dem Brunnenplatz und für die Kinder war dieser ein schöner Spielplatz direkt vor der Haustür.



# WEG MIT DEM ALTEN PLUNDER!

Kleine Plauderei über den Umgang (nicht nur) Georgsmarienhüttes mit historischer Bausubstanz

Klaus  
Schafmeister

Der Schreiber gibt es zu: Er ist versessen auf alte Bauernhäuser, Wasserburgen, Windmühlen, Patrizierhäuser; er ist verliebt in dicke Eichen und historische Bahnhöfe; er mag historische Bau- und Siedlungsstrukturen, die zeigen, wie es früher funktionierte mit dem Leben und dem Arbeiten und nicht zuletzt auch mit der Weiterentwicklung von Verfahren und Vorgängen vom Einst her ins Jetzt.

Ende 2022 wurde der Autor gebeten, für das Jahrbuch 2023 der »Werkstatt LokalGeschichte« einen Artikel über den Umgang der Stadt Georgsmarienhütte mit ihrer historischen Bausubstanz zu verfassen. Wie das? Die relativ junge Hüttenstadt im Treibsand der öffentlichen Diskussionen über Alt und Neu, Kunst und Krempel, Hausbau und Bauhaus, Fachwerk und Platte sozusagen als architektonisch-baukulturelle Landmarke? Und was heißt hier: historische Bausubstanz? Welche denn? Die der Hütte? Oesedes immer noch bäuerliche Strukturen? Schlafstadt Holzhausen? Outback Kloster Oesede? Was ist hier überhaupt an Bauhistorie übrig geblieben außer ein paar Kirchen, ein, zwei Klöstern und einer Hand voll Fachwerkhäuser?

## **Komm mir nicht damit!**

Den meisten Hiesigen muss man mit solch Fragen nicht kommen. Die stehen sturmfest und erdverwachsen auf eigenem Grund und Boden. Wenn sie Fachwerk sehen wollen, fahren sie nach Cloppenburg ins Museumsdorf und wohnen ansonsten komfortabel und im Schutz der gesetzlichen Baugewährleistung in ihren Siedlungsneubauten. Wenn die Sprache auf eine längst abgängige Bruchbude kommt, kennt der eine oder die andere vielleicht noch den Vorbesitzer. Er hat auch an den damaligen ollen Kasten noch eine leise Erinnerung und lobt das schöne neumoderne Gebäude, das anstelle der alten Fachwerkklotsche gebaut wurde. Kunststück – das Leben findet schließlich im Hier und Heute, sprich im Supermarkt, im Stadtzentrum, im Gewerbegebiet und unterm Carport der Doppel-

haushälfte statt. Und nicht mehr in Uromas heruntergewirtschaftetem Uralt-Kotten!

Diese Betrachtung ist böse bis gehässig – aber landesweit nicht unüblich. Und dagegen ist nicht mal was zu sagen, denn diese denkmals-abholde Sichtweise tut zwar dem Autor weh, ist aber demokratisch und zulässig. Die sichtbare (Bau)Kulturwelt der BRD war in Sachen Baudenkmal respektive Erhaltung alter Bausubstanz immer schon in die beiden Lager »Kann weg!« und »Kann bleiben!« gespalten – da gehts ähnlich zu wie bei Freund und Feind des alten Seemannsgerichtes Labskaus. Doch wie die kulturellen und kulinarischen Leben so spielen, sind Labskaus- und Baudenkmal-Liebhaber (zu beiden bekennt sich der Autor) zumeist deutlich in der Unterzahl. In der ehemaligen DDR war »Kommt weg!« übrigens sogar Staatsdoktrin.

## **Überkommen = verkommen?**

Doch woran liegt nun die Unlust auf alte Gemäuer, fragt sich (nicht nur) der verschreckte Denkmalschützer. Galt oder gilt den Bürgern »hier und drumzu« die Bewahrung der Baukultur ihrer Ahnen und der damit fortschreitende Verlust der vertrauten baulichen Umgebung nur noch wenig bis nichts mehr? Kirchen und Schlösser werden doch gern besucht, bestaunt und fotografiert; lang schon abgängige Ruinen klont(e) man mit reichlich fließenden privaten Mitteln, zum Beispiel die Frauenkirche in Dresden, das Stadtschloss Berlin und den Frankfurter Römer. Liegen Stadt und Land in der Gewichtung des Altüberkommenen und des Baudenkmalschutzes wirklich so weit auseinander? Fruchtet nur in relevanten Zentren der Schutz- und Erhaltungsgedanke? Oder ist dort auch nur gerade ein vergänglicher Hype, ein urbanes »must have« – und die Landbüdel hinken nur scheinbar wieder hinterher? Stadt-Land-Labskaus!

Gemach! Solch urbane Hochglanzrestaurierungen haben sicherlich viel mit öffentlich-politischem Renommee zu tun. Bauobjekte nachrangiger Bekanntheitsligen können jedoch auch heute noch –



## Kulturhistorie – vor dem Bagger gerettet und auch nicht

Jede Zeit hat ihren Zeitgeist, und aus dem heraus betrachtet, sind historische Vorgänge erst richtig beurteilt. Die Stadt Georgsmarienhütte wurde ab 1970 mit großer Euphorie und Zukunftsvisionen gebaut. Was großen Projekten an baulicher Substanz im Wege stand, wurde platt gemacht. Breite Schneisen sollten Menschen miteinander verbinden – freie Fahrt dem freien Bürger – auch in Georgsmarienhütte. Auf diese Weise wurden unter heutiger Betrachtungsweise Fehler gemacht, die nicht zu reparieren sind. Ein Umdenken begann in den achtziger Jahren und so bekamen einige wenige Objekte noch ihre Chance zum Überleben.



Erhalten werden konnte das sogenannte Klöckner-Ensemble, die ehemaligen Klöcknerhäuser. Mit viel ehrenamtlichem Engagement unter Einsatz von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und kräftiger Unterstützung durch öffentliche Geldgeber konnten die Klöcknerhäuser gerettet werden. Heute sind dort das Forum Artium, der Heimatverein Georgsmarienhütte, die Verkehrswacht, die Volkshochschule und die AWD untergebracht. Niemand möchte die Häuser an dieser Stelle mehr missen. Obschon auch Mitte der achtziger Jahre erheblich darum gerungen wurde, ob die Häuser nun erhalten werden sollten oder ob auch hier der Abrissbagger zu Werke gehen sollte.



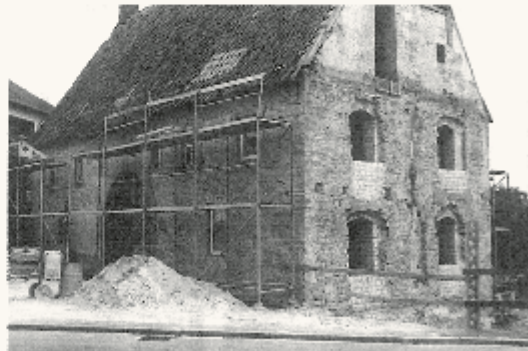
Wenn die 22 Mio. DM finanzieller Mittel für die Stadtkernsanierung tatsächlich geflossen wären, würde heute beinahe jedes Haus im Oeseder Zentrum durchsanziert sein. Durch die Deutsche Einheit wurden diese Pläne allerdings zunächst einmal weit zurückgestellt. Einige Häuser schafften es dennoch, vor dem Termin der Deutschen Einheit mit öffentlichen Geldern fertig zu werden. So beispielsweise das Fachwerkhaus „Auf dem Thle“ in Oesede. Es erstrahlt inzwischen in neuem Glanze. Dieses Gebäude ist übrigens das Geburtshaus des ersten Georgsmarienhütter Bürgermeisters Ludwig Siepelmeier.



Nicht geschafft hat es die Post in Alt-Georgsmarienhütte. Das Gebäude aus der Kaiserzeit wurde im Mai 1979 abgerissen. Viele Georgsmarienhütter bedauern noch heute, dass sie damit einer ihrer städtebaulichen Herzstücke beraubt wurden.



Auch die Brunnenanlage auf dem „Marktplatz“ der Siedlung Karolinenhöhe wurde 1970 dem Bagger geopfert. Die Platzanlage wurde völlig umgestaltet zu einer Grünanlage mit einigen Autostellplätzen. Ende der achtziger Jahre gab es von Anwohnern Bemühungen, die alte Brunnenanlage wieder zu errichten oder mindestens als Miniaturausgabe an sie zu erinnern.



Das zweitälteste Steingebäude in Georgsmarienhütte, die Klosterpforte von 1704, hat durch die Initiative des „Fördervereins zur Erhaltung der Klosterpforte“ ihr Überleben gerettet. 1988 fand die Gründungsversammlung des Fördervereins statt. Nach fast vierjähriger Sanierungs-Bauzeit konnte am 10. September 1994 die Klosterpforte eingeweiht und der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Heute trägt die Klosterpforte in neuem Glanz zum Ortsbild von Kloster Oesede entscheidend bei.

»Im Wirtschaftswunderland konnten die Bürger endlich moderne Gebäude und Wohnungen haben und vielleicht ein Einfamilienhaus mit Garage auf angemessenem Eigentumsgrundstück«

auf dem Land, aber auch in der Stadt – »hinten rüber« fallen. Leichtes Spiel dann für jene, denen alte Bausubstanz eh bei ihren Neubau- und Renditeinteressen – oder auch politischen – im Weg steht. Welcher Investor oder Häuslebauer (oder Gemeindeverweser) bindet sich denn – besonders auf dem Lande – freiwillig den planungs- und abstimmungsintensiven Prozess einer Reaktivierung alter, womöglich auch noch denkmalgeschützter Bausubstanz ans Bein?!

So besteht in Sachen Baudenkmal sicherlich eine grundsätzliche Risikoscheu bei Investoren und Wohnungsbau-Unternehmen und/oder eine grundlegende Initiativ- und Ideenlosigkeit bei den Planern. Es mag wohl auch an Ortsteilrivalitäten, an Kleinquerelen und Stutenbissigkeiten in der Ortspolitik liegen. Selbst eine verzagte, ängstlich nabelschauende Einzelhandelsszene kann nicht ausgeschlossen werden. Doch merke: Das alles ist nicht (nur) auf Georgsmarienhütte gemünzt!

### **Baugeschichte. Nur ein wenig.**

Ab dem 19. Jahrhundert brach sich in Europa eine rasante, Ort- und Landschaft verändernde Industrialisierung im wahrsten Sinne des Wortes »Bahn«. Produktion, Transportwesen, (Bau)Kultur und Gesellschaft – kurz: das Leben – wandelte sich merklich, neue Baustoffe und Bauweisen kamen auf. Statt auf herkömmliche Nutzungsgemischte Dorfstrukturen oder Stadtviertel setzte man in der

Stadtplanung unter anderem auf (Arbeiter)Siedlungen und erstmals auf fest ausgewiesene vom Wohnacker getrennte Gewerbeflächen. Dafür erlitt die vorhandene historisch gewachsene Bausubstanz ab circa 1850 europaweit herbe Verluste. Es ging Stadtmauern, -gräben und -türmen und manch mittelalterlich strukturierten Innenstadtvierteln feste an den Kragen. Paris zum Beispiel generierte sich spätestens ab 1840 unter Napoleon III zu einer völlig neuen Kapitale, die mit dem mittelalterlichen Stadtbild nichts mehr gemein hatte. Einen weiteren historisch-baulichen Aderlass bedeuteten die beiden Weltkriege und – kaum glaubhaft – die Aufbauzeit nach 1945 bis 1980, in der allein in Deutschland mehr historische Gebäude verschwanden als in den beiden Weltkriegen zusammen.

In der Nachkriegszeit war Wohnraum knapp in den zerbombten Städten, Ersatz wurde überall aus dem Boden gestampft. Im Wirtschaftswunderland konnten die Bürger endlich moderne Gebäude und Wohnungen haben und vielleicht ein Einfamilienhaus mit Garage auf angemessenem Eigentumsgrundstück. Mieter bevorzugten die rundum entstehenden, teilweise mehrgeschossigen lichten Wohnblöcke und waren froh, aus den alten gedrückten Siedlungshäuschen und maroden Mietskasernen ausziehen zu können. Auch die Landwirte hatten ihr zugiges Fachwerk und den feuchtkalten Bruchstein satt und die Mittel, einen hübschen Walmdachbungalow auf die Hofstelle bauen zu

»Stahmers Kolonie« wurde in den Jahren 1982/83 abgerissen.





können. Alles in allem bedeutete dies das Aus für manche noch vorhandenen städtischen Altstadtquartiere, hofgebundene Fachwerkhäuser, Kotten, Feldsteinscheunen und Backhäuser – entweder durch Abriss oder durch planmäßiges Verfallenasen. Jedoch: Wer wollte das den Leuten nach den entbehrungsreichen Kriegsjahren und den sich günstig entwickelnden höheren Lebensstandards auch verdenken?!

### Und in Georgsmarienhütte?

Dass es – und wie es – in Georgsmarienhütte ähnlich historisch-konform zu den vorherigen Ausführungen gelaufen war, vermochte jeder Unbedarfte noch Mitte der 70er-Jahre anhand der rauchenden Klöckner-Schlote und der in Ansätzen durchaus (klein)städtisch strukturierten Siedlungsflächen Alt-GMHüttes nachzuvollziehen – besser gesagt erahnen: Denn der historische Arbeitersiedlungsbe- reich der »Alten Kolonie« um das Werk herum war nur noch aus den Abbruchflächen und aus vor sich hin dämmernden Bauruinen vage zu erkennen. Doch der Verfasser stand noch selbst vor den herunter gekommenen Häusern der »Kolonie Stahmer« und er hat in der kaiserlichen Post an der Klöckner- straße noch Briefmarken gekauft.

Osterberg, Gasometer, D-Zug, »Alte Kolonie«

»Halb Holland würde noch heutzutage bei seiner Besichtigungstour nach Münster und Dortmund hier Station machen, um sich die pittoreske, durchgrünte »Alte Kolonie« und die Artefakte des Werksgeländes anzugucken«

und »Kolonie Stahmer« sind (Bau)Geschichte. Das mag den einen froh stimmen, den anderen nicht, denn was wäre, wenn die alten Klöcknerhäuser und -häuschen heute noch als geschütztes Bauensemble existierten? Siehe viele Zechensiedlungen im Ruhrgebiet. Hätte man vielleicht den langfristigen Mietern beispielsweise der »Harzer Häuser« nicht einfach das jeweilige Gebäude mit ein paar stimmigen Auflagen und auf Erbpacht schenken können? Garantiert halb Holland würde noch heutzutage bei seiner Besichtigungstour nach Münster und Dortmund hier Station machen, um sich die pittoreske,



Abgerissen Ende der 1970er-Jahre: Hüttenhäuser aus Schlackensteinen in der Alten Kolonie



durchgrünte »Alte Kolonie« und die Artefakte des Werksgeländes anzugucken – und Gulden, heute Euros hier zu lassen. Zeche Zollverein in klein. Aber in Ohoh!

Aber Mitte der 70er-Jahre war hierzulande offensichtlich nicht die Zeit für solch krude, in Ansätzen sogar »sozialistische« Ideen. Für so einen Murks hätte es aus Hannover keinen Pfennig Sanierungsmittel gegeben! Sanierung gleich Abbruch. Sonst nix! Das fanden die meisten Bürgermeister und Gemeindevorsteher damals auch und nahmen diese wohlfeilen Landesmittel zu Gunsten (angeblicher) Verbesserungen der Wohn- und Arbeitsverhältnisse gern in Anspruch – auch zum Schlechteren hin. Im Falle der »Alten Kolonie« zum Beispiel reichte es in Sachen Sanierung und Wohnumfeldverbesserung letztendlich nur zu einem neuen sozialen Brennpunkt.

Für Kiezgefühl, intelligente Neunutzung, hippestes Ambiente inklusive gewachsener »Aufenthaltsqualität« kam also nichts aus Hannover. So fiel auch die vorhin erwähnte kaiserliche Post den Baggern zum Opfer. Die ursprüngliche »Alte Kolonie« und die Bebauung der Klöcknerstraße war ja – bis auf ein paar traurige Reste – längst vorausgegangen. Gediegen: Selbst der damalige federführende Ratsvertreter der SPD Alt-GMHüttes – alteingesessener Einwohner dieses Stadtteils – stellte nach entsprechendem gemeinsamen Ratsbeschluss der neuen »Stadt im Grünen« zufrieden und öffentlich fest, dass auch dies restliche Gerümpel nun endlich alles wegkame!

### Flächenrecycling »bei Klöckners«

Nicht nur Landesförderung, sondern auch EU-Mittel flossen, als Anfang und Mitte der 90er-Jahre die durch Umstellung der Stahlerzeugung obsolet gewordenen Bauten und Anlagen der Klöcknerwerke abgebrochen wurden. Das grundsätzlich gutzuheißende Flächenrecycling samt Ausweisung als erneuerter Gewerbebestandort hätte sicherlich ebenfalls funktioniert, wenn zum Beispiel die Hochöfen samt Gasometer und ein paar Nebenanlagen als kleines Industriedenkmal erhalten geblieben wären, darunter auch die große, gründerzeitlich ziegelgemauerte Turbinenhalle, zumal zu der Zeit auch gerade intensiv eine »Stadthalle« gesucht wurde. Aber: Der Abriss sei alternativlos, wurde »von oben« behauptet – von den zahlreichen Stahlhallen, Kühltürmen und – Volksfest! – dem gesprengten Gasometer ganz zu schweigen. Außerdem, so die Aussage der Verwaltung, was nicht abgerissen werde, würde auch nicht bezuschusst. So bräute die Niederlegung der Halle wenigstens die Kosten für ihren eigenen Abbruch wieder rein! Die verbissene Logik war und ist immer noch diskussionswürdig. Auf eine Stadt- oder Versammlungshalle hofft die Stadt bis heute. Aber schon recht: Was ist – innovativ gesehen – so eine olle Turbinenhalle in altmodischer ziseliertes Backsteinbauweise auch schon gegen schicke Flachdachhallen aus Betonbindern und Stahlfassadenplatten?!

Das Gebäude des alten Rathauses, welches schon die Gemeinde Oesede genutzt hatte, wurde 1990 abgerissen und durch einen großzügigen Neubau mit Geschäftsräumen ersetzt.





Ein positives Beispiel:  
Das von der  
Volkshochschule  
genutzte Gebäude am  
KasinoPark wurde  
ansprechend renoviert.

### Ein hübscher neuer Ost-Ortseingang

Zu einem ähnlichen Dramolett – diesmal im sogenannten »neuen Stadtzentrum Oesede« – geriet in den 90ern die Beseitigung der »Alten Drahtseilerei«. Das Objekt bestand aus filigranen Sheddach-Werkshallen und einem mehrgeschossigen, ebenfalls in interessantem Backsteinfinish errichteten Verwaltungsgebäude. Erst die einen, dann das andere wurden im Zuge der »Zentrumserweiterung« am östlichen Dorfeingang dem heutigen – nun ja: architektonisch unaufgeregtem – Konglomerat aus Hallenbauten bereits beschriebener Art, inklusive Supermarkt-Werbetafel, geopfert. Da mochten die Vertreterinnen des Landkreises (Untere Baudenkmalbehörde) und des Niedersächsischem Landesamtes für Denkmalpflege/Oldenburg – und auch die damalige rote Ratsopposition – noch so schnauben, auch dieser Krempel war dann mal weg. Die neue »Stadt-Eingangssituation« aus Hallen, Parkplätzen und voluminösem Supermarkt-Reklameschild zeigte sich ja auch viel städtisch-moderner, übersichtlicher und markanter. In diesem Zusammenhang konnten gleich weitere, die üppigen neuen Verkehrsführungen behindernden Wohn- und Geschäftsbauten, zum Beispiel Treppen-Wolf und Nadelkiste, im fraglichen Bereich abgeräumt werden, wenn sie nicht schon einige Jahre vorher für das südwestlich angrenzende sogenannte »Dütezentrum« südlich der L 95 abgerissen worden waren, wie zum Beispiel die Mühle Oesede.

### Von Katzen und Mäusen

Ein verstohlenes Tränchen sei im Rahmen der Stadtentwicklung auch dem in Banksachen abge-

rissenen Haus Schmidt-Casmann, der abgebrannten und nicht wieder aufgebauten »Blauen Donau« in Kloster Oesede und allen verschwundenen namenlosen Hofstellen, Scheunen und Backhäusern im Stadtgebiet gewidmet. Ebenso erinnere man sich an die heute noch existente Mühle des Möllerhofes Oesede, seit Jahrzehnten eingetragen als Baudenkmal und genauso lange durch Untätigkeit in Sachen Erhaltung vor sich hinsiechend.

Das Positive soll natürlich auch genannt werden (geht ja fix): die Rettung des Rittergutes Osthoff, die Restaurierung der Klosterpforte, Herrichtung und Neunutzung der Papiermühle Oesede und einige private Reaktivierungen historischer Bausubs-



Die Straße »Auf dem Thie« in den 1950er-Jahren. Heute ist die Straße durch bauliche Maßnahmen eingezwängt und steht im Schatten eines großen Einkaufskomplexes.

tanz. Selbst der sogenannte Kotten Pelke an der Oeseder Straße sei angemerkt – als gutes wie auch gleichzeitig als nicht so gutes Beispiel. Leider klemmt das an sich schmucke Fachwerkhäuschen eingeschüchtert und verloren zwischen zwei mehrgeschossigen Wohn- und Geschäftsbauten wie eine arme Kirchenmaus zwischen zwei dicken Miezkatzen. Hier wäre eine Versetzung des Hauses in ein passendes Umfeld – auch bei Verlust des Denkmal-Status – sicherlich eine städtebaulich überlegenswerte Alternative gewesen.

### **Ohne Moos nix los!**

Unterhalt und Pflege eines Baudenkmals kosten Geld. Und ›Neu‹ hat erstmal fünf Jahre Garantie. Das zeigte sich auch in der (angeblich so preiswerten) Betonbauflut der beginnenden 70er-Jahre. Schulen, Hallenbad, Turnhallen – jeder Ortsteil hatte mindestens einen Vertreter des Baustiles ›Brutalismus‹ vorzuweisen. Die (vermeintliche) Haltbarkeit und Garantie des preiswerten ›Betongoldes‹ stand natürlich nicht in der Gewährleistungsfrist von fünf Jahren zur Diskussion, dafür aber spätestens nach 20 Jahren ›Bauwerksalter‹

zum Abriss an. Oder zur immens teuren Kernreparatur. Fast hätte das Düstestädchen auch noch eine, nun ja, sicherlich auffällige Skyline bekommen: Metropolis auf dem Lande. Der damalige Stadtdirektor und der Bürgermeister hegten Pläne im Schapp, welche zwischen Schoonebeekstraße und jetzigem K+K-Markt beidseitig der B 51 etliche stramme ›Hochhäuser‹ mit circa neun Geschossen, inklusive straßenüberwölbenden begehbaren Querverversen aus Stahl und Glas, vorsahen. Ein ›Hochhaus‹ davon hat die Realisierung geschafft – eben jenes neben der Stadtbibliothek an der B 51. Doch blieb der Klotz alleingelassen und man wusste später angeblich auch nicht mehr so recht, wie er dahin gekommen ist.

### **Heiligenunterkünfte am Feldrain**

Interessant ist noch, dass die zahlreichen GMHütter Wegekreuze und Bildstöcke per se als Baudenkmale ausgewiesen und somit früh geschützt worden sind. Auch manch neuzeitliches und/oder auch hilflos gutmeinend zusammengedengeltetes Kapellchen ist dabei. Die frommen Heiligenunterkünfte sind jedoch nie in irgendeine Gerümpeldiskussion gera-





ten, was aber eher an der katholischen Durchdringung der Gegend liegt als an baulich herausragenden Finessen. Nur einmal, als ein namhafter Gewerbetreibender auf dem Oeseder Esch – versehentlich natürlich! – bei der Vorbereitung seines Neubaus eine Wegekappelle auf seinem Grundstück zusammenschob und als Bauschutt abfuhr, regte sich Murren im Städtchen. Doch das verging schnell wieder. Kann ja mal passieren!

»Passiert« wäre so ein Schicksal beinahe auch dem Fachwerknebengebäude der »Blauen Donau« (jetzt schickes Privatwohnhaus) sowie der »Alten Wanne« – beides damals in städtischem Eigentum –, wenn es nach Rat und Verwaltung gegangen wäre. Doch ein verlorenes – nein: verschworenes – Fähnlein Baukultur-Interessierter schaltete listig den Landkreis und das Niedersächsische Amt für Denkmalsschutz ein und siehe da: Beide Immobilien hatten danach amtlich festgestellten Denkmalcharakter. Somit kam das Gerümpel eben nicht weg, was von Ratsmehrheit und Verwaltung nicht gerade euphorisch aufgenommen wurde.

Sogar der älteste vorhandene Profanbau in Georgsmarienhütte, ein ungenutztes Fachwerkhaus – geschätzt aus dem Jahr 1630 – in Privatbesitz, stand vor dem Abriss, der aber durch freundlich, bestimmtes Einwirken durch die Denkmalbehörden so weit aufgehalten werden konnte, bis nach langem Hin und Her unter Gewährung öffentlicher Mittel die größten Schäden beseitigt wurden. Über die fachliche Ausführung der Arbeiten und die Qualifikation des beauftragten »Architekten«, der gleichzeitig ein Abbruchunternehmen besaß, soll hier lieber nicht geredet werden. Ob das schöne alte Gebäude heutzutage wieder genutzt wird, ist dem Verfasser nicht bekannt. Aber es steht noch und sieht wenigstens halbwegs abgedichtet seiner ungewissen Zukunft entgegen.

### **Jede Menge Vorurteile**

»So ein alter Kasten, was das kostet, den zu renovieren ... dafür kann ich ja neu bauen!« Das ist nicht von der Hand zu weisen. Aber man bekommt ja auch einen wirklichen Neubau fürs Geld! Für die fachgerechte Renovierung / Restaurierung eines alten Hauses, vielleicht sogar eines historischen Baudenkmals, reicht keine wohlfeile Schnellreparatur. Das kostet Geld! Doch dafür bekommt der Bau-

herr ja auch einen »Neubau«, aber kein geschichts- und gesichtsloses Allerweltsteil, sondern eins mit frischem Gebein, aber voll altem Charme und Geschichte. Und preislich sicherlich nicht teurer. Was aber nicht heißen soll, dass die Restaurierung mal »eben so« bewerkstelligt werden kann. Liebe zum Objekt, Lust und Wille zur Einlassung auf die Sache und fachlich bauhistorisches Einfühlvermögen gehören zwingend dazu. Wer meint, lediglich mit »Gartenhaus-Bau-Know-how« und Materialeinkäufen im Heimwerkermarkt ein altes Gebäude- oder Baudenkmal mal fix »sanieren« zu können, wird irgendwann auf der Nase liegen. Und wenn nicht er, dann mit Sicherheit das alte Gebäude. Hier ist jeder Euro für den versierten Fachplaner gut investiert – von alteingesessenen »Alleskönnern« natürlich mal abgesehen. Tipp: Denkmalbehörde fragen. Die kennen die Guten.

Was aber nicht bedeuten soll, dass ein reaktiviertes, neugenes Altgebäude keinen fach- und sachgerechten Unterhalt mehr verlangt. Diese Weisheit, vorher angewandt, hätte vielleicht einiges gespart, als die »Villa Stahmer« mit Kutscherhaus zur Renovierung anstand. Nach technisch unzulänglichen Restaurierungen in den Vorjahren war der Fachwerkanteil der Villa durch früheren falschen Anstrich so desolat, sprich: verfault, dass die Renovierung nebst neuem Dach ganz erhebliche Kosten aufwarf. Die »Villa«, deren dortige nahe Zwillingsschwester leider meines Wissens Anfang des 20. Jahrhunderts weggerissen wurde, stammt aus den 1850er-Jahren: fast eine Art Fertighaus, aus einem Firmenkatalog von Bauteilen bestellt und zusammengesetzt. Jedoch besaß und besitzt sie hier in GMHütte doch wohl so viel Image, dass diese Reparaturen – sicherlich zähneknirschend – im Rat beschlossen wurden.

### **Geschichts- und (Bau)Kulturbewusstsein Fehlanzeige?**

Jeder Artikel muss einen Abschluss haben – gut oder nicht. So auch dieser hier. Wenn man gehässig wäre, würde man sagen, dass sich das kulturelle Geschichtsbewusstsein des Normalbürgers in unserer verunsicherten Gesellschaft wohl zumeist aufs Sammeln historischer Artefakte beschränkt: entweder was Nettes für die Vitrine (Ebay & Bares-Für-Rares lassen grüßen) oder wenn schon Bauliches,

dann etwas Monumentales: Burg, Dom, Schloss, Turm, Stadtmauer. Mindestens! Oder man krallt sich in altbekanntes »Kulturgut«, zum Beispiel Straßennamen, selbst wenn er letztlich ein arger Militarist und Hitlers »Steigbügelhalter« war. Die Hindenburgstraße soll Hindenburgstraße bleiben! Den Namen kennt man; damit ist man aufgewachsen. Der damit verbundene historische Plunder interessiert eh keinen! Zu solchen Themen gibt es weitere Befremdlichkeiten. Als beim Abbruch des alten Rathauses eine aus NS-Zeiten überkommene (wohl 1945 im Hof vor den Engländern vergrabene) Bronzebüste des GröFaZ wieder zu Tage trat, ließen die Stadtoberen sie stante pede zum Betriebs-hof schaffen, wo sie flink zersägt und entsorgt werden musste. Die durchaus historische Ex-Gaststätte »Werkmeister«, langjähriger landesweiter Treff von Neofaschisten, wurde zwar erst nach ordentlicher Beendigung des Mietverhältnisses geschlossen, dann aber innerhalb weniger Tage dem Erdboden gleichgemacht. War und ist das der richtige Umgang mit – auch irgendwie kultureller – Vergangenheit und ihrer notwendigen Aufarbeitung? Mancher möchte da von Aktionismus sprechen, zumindest aber von: »Aus den Augen, aus dem Sinn«.

### Und was tut Vater Staat?

Gleich zur Klarstellung: Die Kommune ist keine Denkmalschutzbehörde; da sind in Niedersachsen der Landkreis und darüber die Landesregierung vor.

Aber was tut denn nun der Gesetzgeber? Der Landesvater? Wo steckt er und wo war er im Laufe der Jahre? Schließlich bestimmt er den Erhalt und die Pflege des schutzwürdigen Bau-Kulturgutes als ein nobles Allgemeingut, das zu pudern und zu hätscheln sei, wie es im Niedersächsischen Denkmalschutzgesetz (DSchG) feste Zementierung findet. In Paragraph 1 heißt es: »Kulturdenkmale sind zu schützen, zu pflegen und wissenschaftlich zu erforschen. Im Rahmen des Zumutbaren sollen sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.« So wolkig, so schön! Aber was ist von einem Denkmalschutzgesetz zu halten, dessen § 7 flugs und lapidar die hehre Forderung des Paragraphen 1 wie folgt konterkariert: »Erhaltungsmaßnahmen können nicht verlangt werden, soweit die Erhaltung den Verpflichteten wirtschaftlich unzumutbar belastet.« Bitte: Wer kriegt das nicht hingerechnet?

Zudem haben es die Behörden in Hannover und Oldenburg bisher nicht vermocht, wenigstens die offizielle Denkmalliste und Festsetzungsbekanntmachung für GMHütte zu generieren und zu veröffentlichen, was schon seit über zehn Jahren in der Mache ist. Ebenso, hörte man, sei es schwierig, über Landkreis und Kommune wenigstens eine vorläufige Auflistung zu erhalten, weil der Kreis sie noch angeblich umstrickt und neu zusammenbesselt und die Stadt weder falsche noch richtige Listen mehr besitzt: Begründung unisono: »... weil halt keine Leute dafür da sind!« Das solche Verwachsungen den wohlmeinendsten Interessenten und Baudenkmalbesitzer – so sie denn mal ans Licht treten – nicht übermäßig erheitern, ist nachzuvollziehen. Wollte der Verfasser dieser Zeilen boshaft werden, könnten ihm in Sachen (Bau) Denkmalverwaltung fast die Worte »Stumpfes Schwert, zahnloser Löwe« oder »Papiertiger« aus der Feder rinnen. Aber er ist ja nicht böse!

### Was wäre, wenn?

Vielleicht bräuchte es – auch in Georgsmarienhütte – gar nicht viel, um ein entspanntes Verhältnis zum Baudenkmal, ja: zu alter Bausubstanz an sich zu erlangen, über die bloße Konservierung oder Einordnung in staubige Vitrinen hinaus. Was sich der Autor – und andere vielleicht auch – wünschen, ist eine vorurteilsfreie Beurteilung und Würdigung des Alten und des Bestehenden, seine jeweilige Sichtbarmachung und Integration in die heutige Zeit. Denn »dat is oll un muss weg!« hat auch die »Stadt im Grünen« schon jede Menge historischer Bausubstanz und Lokalkolorit gekostet. Viel ist nicht mehr vorhanden und das Ende absehbar. Und das hat Georgsmarienhütte – haben wir – nun echt nicht verdient!

*Hinweis: Da in diesem Text schon jede Menge -()»«&-Sonderzeichen erforderlich waren, wurde der Beitrag im Dienste der leichteren Lesbarkeit nicht in gender-sensibler Schreibweise verfasst. Der Autor macht sich ansonsten die Forderung der Gleichstellung der Geschlechter auch in geschriebener und gesprochener Sprache selbstverständlich zu eigen!*





# EINE CHRONIK DES ERINNERNS

Der Umgang mit dem Nationalsozialismus  
in Georgsmarienhütte seit 1970

Rainer Korte

**Der folgende Text ist die überarbeitete Langfassung meines Aufsatzes im Heimatjahrbuch 2023: Der Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte: Erinnerungsarbeit, Erinnerungsorte, Erinnerungskultur.<sup>1</sup>**

Für eine Stadt und ihre Identität ist es essenziell, zu wissen und zu akzeptieren, was in ihrer Vergangenheit passiert ist. Zu fragen, woher wir kommen und was uns zu dem gemacht hat, was wir sind, ist wie in der individuellen und gesellschaftlichen auch in der lokalen Geschichte von zentraler Bedeutung für das eigene Selbstverständnis, die gemeinsamen Werte und das demokratische Zusammenleben.

»Nur wer Erinnerung hat, hat auch Zukunft und Hoffnung«<sup>2</sup>. Dieser Grundsatz ist für mich weiterhin gültig, sodass ich mich nach circa 20 Jahren<sup>3</sup> erneut mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte befasse. In den 70er-Jahren wurde der Nationalsozialismus in Deutschland zunehmend ein Thema, nicht jedoch in Georgsmarienhütte. Das änderte sich Anfang der 80er-Jahre, sodass ich nach über 40 Jahren bilanzieren möchte, was in meiner Heimatstadt erreicht wurde und was fehlt.

Ich unterscheide in Erinnerungsarbeit und Erinnerungsorte. Erinnerungsarbeit ist die Analyse, Bestandsaufnahme, Beschreibung und Erklärung des Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte und die Diskussion über die Schlussfolgerungen und Konsequenzen. Ein wichtiges Element der Erinnerungsarbeit ist die pädagogische Befassung in Schulen und in der Erwachsenenbildung. Dass Erinnerungsarbeit auch im politischen Raum stattfindet, beziehungsweise stattfinden sollte, liegt auf der Hand. Diesbezügliche politische Entscheidungen des Stadtrats dokumentieren, wie es um den Umgang mit dem lokalen Nationalsozialismus bestellt ist.



Infotafel im Kasinopark über die NS-Zeit

Für mich stellt sich die Ausgangslage im Jahr 2023 folgendermaßen dar:

- Es gibt kein deutlich sichtbares in der Stadtkultur und im öffentlichen Raum verortetes Gedenken an die Opfer und die Zeit des Nationalsozialismus in unserer Stadt. Wir haben – mit Ausnahme der Stolpersteine und einer Tafel im Kasinopark – keinen Erinnerungsort zum nationalsozialistischen Georgsmarienhütte.
- Jedes Jahr wird aufs Neue deutlich, dass in unserer Stadt Erinnerungsorte fehlen: So gedachte die Bürgermeisterin der Stadt Georgsmarienhütte am 27. Januar 2022, dem internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust, am Marktplatz in Osnabrück<sup>4</sup>. Auch wenn diese jährliche Veranstaltung wie geplant abwechselnd in Osnabrück und am Augustaschacht stattfindet, ändert es nichts daran, dass ein »gleichwertiger« Erinnerungsort in Georgsmarienhütte fehlt.
- Eine lokale Debatte seit Anfang 2022 zur Ermordung von zwei polnischen Zwangsarbeitern im Stadtteil Kloster Oesede im April 1945 zeigt,

»In den 70er-Jahren wurde der Nationalsozialismus in Deutschland zunehmend ein Thema, nicht jedoch in Georgsmarienhütte«

wie notwendig Erinnerung ist: 77 Jahre wurde der Doppelmord – 1964 juristisch als Totschlag bewertet und damit verjährt – im Stadtgedächtnis nicht abgebildet. Jetzt möchte eine Initiative eine Gedenktafel für die Opfer errichten, was auf starke Widerstände stößt<sup>5</sup>.

- Bundesweit zeigen der Missbrauch des Judensterns durch Impffegner und die Gleichsetzung von Coronamaßnahmen mit der Nazi-Diktatur, wie Geschichte und Schuld geglättet, ignoriert und instrumentalisiert werden und damit Einzigartigkeit des Faschismus und die historischen Schuld Deutschlands relativiert werden. Dem muss auch durch lokale Aufklärung und Erinnerung entgegengetreten werden.
- In Georgsmarienhütte gibt es seit etwa Anfang der 2000er-Jahre eine intensive und kontinuierliche Erinnerungsarbeit in Form von Büchern, Broschüren, Veranstaltungen, Analysen und pädagogischer Arbeit, die belegen, dass von Verdrängung, Tabuisierung oder Ignorierung in der Öffentlichkeit und im politischen Raum keine Rede sein kann.

Ich beginne mit einer Bestandsaufnahme der Erinnerungsgeschichte und -kultur in der Stadt Georgsmarienhütte und beschreibe, in welcher Form und in welchem Umfang mit der nationalsozialistischen Geschichte seit der Stadtgründung 1970 umgegangen wurde. Anschließend erläutere ich knapp, was über den Nationalsozialismus, die Täter und die Opfer in Vorläufergemeinden der Stadt Georgsmarienhütte bekannt, analysiert und veröffentlicht ist.

Daran schließt sich die Bestandsaufnahme der Erinnerungsorte und -kultur bezogen auf die Soldaten und Kriegsoffer aus Georgsmarienhütte in Form von »Kriegsgräberstätten« und »Kriegerdenkmälern« an. Die Erinnerungsorte der Soldaten der beiden Weltkriege stelle ich den Erinnerungsorten der Opfer des Nationalsozialismus gegenüber, um eine Bewertung zu den Erinnerungsorten vorzunehmen.

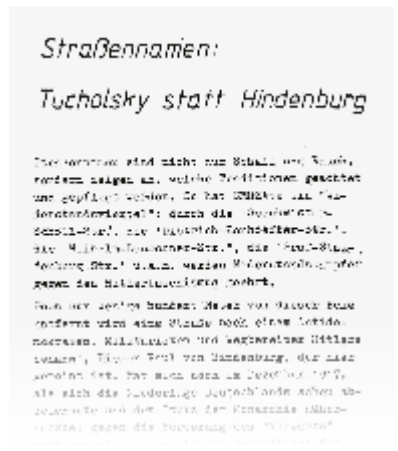
*»Das Höchste, was man erreichen kann, ist zu wissen und auszuhalten, dass es so und nicht anders gewesen ist, und dann zu sehen, was sich daraus – für heute – ergibt.« (Hannah Arendt)<sup>6</sup>*

## Erinnerungskultur 1970 bis 2022

Die Stadt Georgsmarienhütte wurde 1970 von sechs Gemeinden gegründet und hat damit die historische Verantwortung nicht nur für ihre eigene 52-jährige Geschichte, sondern auch für die der vormaligen Gemeinden Georgsmarienhütte, Harderberg, Holzhausen, Holsten-Mündrup, Kloster Oesede, Oesede sowie Dröper und Malbergen<sup>7</sup>.

### Die Erinnerungsgeschichte zum Nationalsozialismus seit der Stadtgründung im Überblick:

- 1976** Partnerschaftsabkommen mit der israelischen Stadt Ramat Hasharon
- 1978** Fahrt der Jusos Georgsmarienhütte zum ehemaligen KZ-Esterwegen
- 1979** Die Jusos Georgsmarienhütte schlagen in ihrer Zeitung vor, die Hindenburgstraße umzubenennen – zum Beispiel in Kurt-Tucholsky-Straße.<sup>8</sup>
- 1980** Gedenkstein-Kampagne der Jusos<sup>9</sup>
- 1981** Fortsetzung der Gedenkstein-Kampagne der Jusos mit Abstimmung im Stadtrat  
Die Stadt Georgsmarienhütte veröffentlicht eine Broschüre<sup>10</sup> zu den Widerstandskämpfern des 20. Juli 1944.  
Jugend- und Kulturpartnerschaftsvertrag mit Ramat Hasharon<sup>11</sup>



- 1982** Der Antifaschistische Arbeitskreis Osnabrück veröffentlicht eine Arbeit über Zwangsarbeit im Osnabrücker Raum.<sup>12</sup>  
Vortrag von Georg Krützmann über »Das III. Reich in Osnabrück« bei den Jungsozialisten Spendenaktion der Jusos zur Errichtung eines Gedenksteins
- 1988** Im Fotobuch »Die Hütte« sind auf den Seiten 157 bis 167 zahlreiche Fotos aus der Zeit 1933 bis 1945 in Georgsmarienhütte abgebildet, die dokumentieren, dass der Nationalsozialismus präsent war und viele Beteiligte hatte.<sup>13</sup>
- 1990** Beim Bau des neuen Rathauses in Georgsmarienhütte wird eine Hitler-Büste gefunden und sofort beseitigt.<sup>14</sup>  
Lesung zu Otto Brackel<sup>15</sup>
- 1991** Der Stadtrat Georgsmarienhütte beauftragt die Verwaltung, ein Konzept zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu erarbeiten.
- 1993** Die Ökologisch-Linke Jugend (Grüne) besucht mit 50 Personen das ehemalige Vernichtungslager Auschwitz.  
Beginn der Forschungsarbeiten von Volker Issmer zum Arbeitserziehungslager Augustaschacht Ausstellung im Museum Villa Stahmer zum »Dritten Reich« in Georgsmarienhütte Gäste aus der israelischen Partnerstadt Ramat Hasharon sind im selben Hotel untergebracht, in dem der NPD-Landesparteitag stattfindet.
- 1994** Ein Quellenband mit »Materialien zur Geschichte Georgsmarienhüttes und seiner Stadtteile im Dritten Reich« erscheint.<sup>16</sup>  
Der Stadtrat beschließt, auf »städtischem Grund und unter Beteiligung der Stadt Georgsmarienhütte« keine weiteren Gedenkanlagen und -steine zu genehmigen.  
Ausstellung »Georgsmarienhütte im Dritten Reich« in der Villa Stahmer
- 1995** Beginn der Arbeiten zum Buch über den Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte  
Beschluss der Stadt Georgsmarienhütte zur Unterstützung des Gedenkprojektes Augustaschacht
- 1996** Veröffentlichung der Recherche von Rudolf Richter zur Zwangsarbeit und den Zwangsarbeiter\*innen im Hüttenwerk<sup>17</sup>  
Anbringung einer Gedenktafel des Künstlers Volker Trieb auf dem Rathausplatz zur Erinnerung an das KZ Auschwitz
- 1997** Aufstellung eines Mauerfragments der ehemaligen DDR-Grenze in Georgsmarienhütte
- 1998** Errichtung und Einweihung eines Mahnmals am Augustaschacht durch die Gemeinden Georgsmarienhütte, Hagen, Hasbergen, Osnabrück und den Landkreis Osnabrück  
Gründung des Arbeitskreises Augustaschacht
- 2000** Gründung des Vereins »Initiative Augustaschacht Ohrbeck«  
Eine umfassende Dokumentation über das Arbeitserziehungslager Augustaschacht erscheint.<sup>18</sup>



- 2001** Bericht in der Neuen Osnabrücker Zeitung über zwei 1945 »gleichsam hingerichtete« polnische Zwangsarbeiter<sup>19</sup>  
Vortrag in der Volkshochschule Georgsmarienhütte über das Stahlwerk in der NS-Zeit<sup>20</sup>
- 2002** Vortrag in der Volkshochschule Georgsmarienhütte: »Er war auf der Hütte als Horcher bekannt – Denunziation im Raum Osnabrück im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit«<sup>21</sup>
- 2003** Das Buch »Georgsmarienhütte während der NS-Zeit, 1933 – 1945« erscheint.
- 2003** Ausstellung zur Gedenkstättenarbeit in Niedersachsen im Museum Villa Stahmer: »Spuren suchen – Zeichen setzen. Gedenkstättenarbeit in Niedersachsen«
- 2004** Realschüler\*innen treffen Töchter ehemaliger Zwangsarbeiterinnen<sup>22</sup>
- 2005** Ausstellung der Realschule »Erinnerung und Verantwortung«  
Holocaust-Überlebende erzählt ihre Geschichte Zehntklässlern der Hauptschule Oesede.
- 2006** Holocaust-Überlebende stellt sich den Fragen von GMHütter Realschüler\*innen  
Pfarrer von Kloster Oesede nennt sonntägliche Veranstaltung der Stadt einen »Rückfall in die Nazi-Zeit«.<sup>23</sup>
- 2007** Große Demonstration »Bunte Demo gegen rechts« anlässlich einer NPD-Kundgebung in GMHütte
- 2008** Eröffnung der Gedenkstätte Augustaschacht in Trägerschaft des »Vereins Gedenkstätte Augustaschacht«, finanziert durch die Gemeinden Georgsmarienhütte, Hagen, Hasbergen, Osnabrück und den Landkreis Osnabrück
- 2012** SPD/Linke bringen Antrag in den Stadtrat, die neue Straße im Zentrum Georg-Elser-Straße zu benennen.<sup>24</sup>
- 2013** Der Heimatverein Kloster Oesede veröffentlicht ein Buch zum Nationalsozialismus: »Eine Dokumentation gegen das Vergessen«.<sup>25</sup>  
Ausstellung »GMHütte zur Zeit des Nationalsozialismus« in der Realschule  
Informationsabend zur Errichtung von Stolpersteinen
- 2014** Verlegung von Stolpersteinen zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte
- 2014** Die Stadt Georgsmarienhütte nimmt in Zusammenarbeit mit der Realschule als eine von acht Kommunen in Deutschland am Projekt »70 Jahre danach – Generationen im Dialog« teil.
- 2014-18** Öffentliche Diskussionen zum Namen »Hindenburgstraße« mit dem Ergebnis, dass der Straßename bleibt und Informationstafeln an der Straße aufgestellt werden

- 2015 Zeitzeugenbegegnung mit Filmprojekt in der Realschule Georgsmarienhütte (Ergebnis des 2014 gestarteten Projektes »70 Jahre danach ...«)  
Mit der Mehrheit von einer Stimme beschließt der Stadtrat gegen die Stimmen der CDU, eine neue Straße im Zentrum »Georg-Elser-Straße« zu benennen.<sup>26</sup>
- 2017 Demonstration gegen Kriegsverbrecher anlässlich der vermeintlichen Teilnahme eines Bürgers aus GMHütte als ehemaliger SS-Mann an Massentötungen in der Ukraine
- 2018 In der Neuen Osnabrücker Zeitung erscheint ein aufwühlender Bericht von Stefanie Adomeit: Die vergessenen toten Kinder von Bohmte und Bad Rothenfelde<sup>27</sup>. Auf dem Friedhof in Bohmte (Meyerhöfen) sind wahrscheinlich auch ein Kind einer Zwangsarbeiterin in Oesede und zwanzig aus Georgsmarienhütte umgebettete Tote aus der Sowjetunion begraben.<sup>28</sup>
- 2019 Im Januar informiert Volker Issmer bei einer Seniorenwanderung über die Vorkommnisse in Wellendorf nach dem Kriegsende. Daraus entsteht eine Initiative zur Errichtung einer Gedenktafel.
- 2020 Abschluss der Neugestaltung der Gedenkstätte Augustaschacht  
  
Das »Dritte Reich« in den Vorgängergemeinden von Georgsmarienhütte wird von Inge Becher beschrieben in ihrer Dissertation zur Gründung der Stadt Georgsmarienhütte.<sup>29</sup>
- 2021 Burkhard Hahn veröffentlicht ein Buch zur Geschichte des Sportvereins TV Gut Heil mit einer ausführlichen Beschreibung der Zeit von 1933 bis 1945.<sup>30</sup>
- 2022 In der Neuen Osnabrücker Zeitung erscheint erneut ein Bericht über die Ermordung von zwei polnischen Männern kurz nach dem Krieg und über die Bemühungen zur Errichtung einer Gedenktafel.<sup>31</sup>

## Wochenlang kümmerte sich keiner um die Leichen

16. April 1945: Im Wald werden zwei Männer gleichsam hingerichtet – Polizist: Nicht an die große Glocke hängen

**Georgsmarienhütte/Hiltor (hin) jemand ruft „erschießen“.** H. hebt die Arm, zielt aus zwei bis drei Metern Entfernung auf den Hinterkopf und drückt ab, zwei Mal. Stanislaw Contek und Iwan Kowal sind sofort tot. Ihre Leichen bleiben mehrere Wochen im Wasser gefüllten Bombentrichter liegen, bis ihnen jemand auf dem Wellendorfer Friedhof Gräber schaufelt. Der Täter wird 19 Jahre später freigesprochen.

Es ist eine Geschichte, die die meisten Jüngeren in Wellendorf und Kloster Oesede nicht kennen, weil die Älteren ungern darüber sprechen. Als 1964 dem Täter der Prozess gemacht wird, ist der Schwurgerichtssaal in Osnabrück an allen vier Verhandlungstagen voll besetzt. Die meisten Zuhörer haben die Kriegswitwen selbst erlebt und blicken besorgnis-

Wellendorf. An der zentralen Kreuzung wird ein Posten aufgestellt, der durch ein Hornsignal Alarm geben kann, wenn verdächtige Leute unterwegs sind.

Das Bedrohungsgefühl der Bauern und Bürger ist durchaus real. Um den 12. April herum, so stellt das Landgericht später fest, dringt eine Gruppe von russischen Fremdarbeitern in den Keller der Wellendorfer Kirche ein, um den Messwein zu stehlen. Der Selbstschutz greift ein – darunter ist auch der junge Schmelzer H., der gerade aus dem Krieg heimgekehrt ist. Im Tumult trifft ihn ein Schlag

schutz-Streife, drei Männer (darunter der Schwiegervater von H.) werden schwer verletzt. Der Täter flüchtet auf den Hof der reichen Bauernfamilie, für die Stanislaw Contek und Iwan Kowal arbeiten mussten. Contek und Kowal bieten dem Flüchtenden Zuflucht und stellen sich dem Selbstschutz in den Weg. Die Stimmung ist gereizt, von „erschließen“ ist jetzt schon die Rede.

Montag, 16. April, nachmittags. Die Bauernochter alarmiert aufgeregt den Selbstschutz: Der Busse und der Poße seien rebellisch geworden und drohten, den Hof in Brand zu

begründung. Es kommt zu Wortgefechten, ein Selbstschützer schlägt mit einem Knüttel auf Contek ein.

Als die beiden Fremdarbeiter vom Hof abgeführt werden, weiß offenbar keiner so recht, was mit den beiden geschehen soll. Die meisten Selbstschutz-Leute sagen später aus, sie hätten geglaubt, Contek und Kowal würden den Engländern übergeben oder in ein Sammellager gebracht. Der Trupp führt die Gefangenen an der Bahnlinie des Haller Willem entlang zum Wellendorfer Bahnhof. Dort machen die Männer Halt und beratschlagen. Einige

darüber reden will er nicht mehr: „Schmeißen Sie die ganzen Unterlagen doch weg, das will doch heute keiner mehr hören“, sagt er.

Das Gericht stellt später fest: Contek und Kowal stehen mit dem Rücken zu ihren Bewachern am Rand des Bombentrichters, in dem sich Wasser gesammelt hat. Einer oder mehrere rufen „erschließen“. Der Angeklagte H. richtet seine Pistole auf die Opfer und drückt zwei Mal ab. Aus den Gerichtsakten: „Der Angeklagte und der Zeuge A. warfen die beiden Leichen in den Bombentrichter; von dem nahegelegenen Friedhofgelände

hat, die beiden zu bestatten. Die Gräber wurden in einer Ecke des Wellendorfer Friedhofs ausgehoben. Landläufer stellten Holzkreuze mit kyrillischer Inschrift auf. In den fünfziger Jahren wurden die Leichen zum Ausländerfriedhof Meyerhöfen bei Bohmte umgebettet – und der damalige Pastor der katholischen Pfarrgemeinde versprach der Zeugin, die Kreuze sicher zu verwahren. Doch keiner weiß, wo sie geblieben sind.

Pflichtschuldig meldete der von den Engländern eingesetzte Hilfspolizist den Vorfall seinem Vorgesetzten. Doch der riet laut Gerichtsprotokoll, die Angelegenheit nicht an die große Glocke zu hängen und zunächst auf sich beruhen zu lassen“.

Ordnungsgemäß der Gräber der Fremdarbeiter und die Engländer fasten aber nach und drohten mit Repressalien gegen die Wellendorfer Bevölkerung, wenn die Täter sich nicht stellten.



AUF DEM AUSLÄNDERFRIEDHOF in Meyerhöfen (Bohmte) sind Stanislaw Contek (auf der Gedenktafel mit C geschrieben) und Iwan Kowal bestattet. Sie wurden fast auf den Tag genau vor 56 Jahren in Wellendorf hinterrücks erschossen. Der Täter wurde 1964 freigesprochen.

stecken, sagt sie. Ein Trupp von „mindestens 15 bis 20 Mann“, wie das Gericht später feststellt, umstellt den Hof. Einige Männer dringen ins Gebäude ein, führen Contek und Kowal mit Hinter dem Kopf

Selbstschutz-Männer gehen nach Hause.

Am Ende sind es „sechs oder sieben Leute“, die mit Contek und Kowal in den „Ellerbusch“, einen Wald unterhalb des Friedhofs, gehen. Dann

holten sie alte Kränze und Getripp und deckten damit die Leichen zu.“

Die heute 81-jährige Anzeigerstatterin erinnert sich, dass die Ermordeten bis einen Tag vor Christ Himmelfahrt

## Gedenkstein-Diskussion 1980 bis 1982

Etwa zehn Jahre nach der Stadtgründung gab es 1980 bis 1982 eine intensive und kontroverse Debatte über den Antrag der Jungsozialisten in der SPD zur Errichtung einer Gedenktafel »mit den Namen aller durch das Nazi-Regime ermordeten Personen, die aus dem Bereich der heutigen Stadt GMHütte kamen«<sup>32</sup>.

Der Kulturausschuss im Stadtrat befasste sich mehrmals mit dem Anliegen und sprach sich mehrheitlich für die Errichtung eines Gedenksteins aus. Die CDU-Mehrheit im Stadtrat lehnte schließlich gegen die Stimmen der SPD die Errichtung eines Gedenksteins ab, da sich mit der Krypta in der Hl. Geist-Kirche schon eine Gedenkstätte am Ort befände.

Im Umfeld der Debatte über eine Gedenkstätte gab der damalige Leiter der Volkshochschule Georgsmarienhütte Fritz Brickwedde im Auftrag der Stadt eine Broschüre »Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich« heraus, die anhand von Straßennamen Persönlichkeiten vorstellte, »die im Dritten Reich Verfolgung und Widerstand auf sich nahmen«<sup>33</sup>.

In der Einleitung der Broschüre ordneten Bürgermeister Siepelmeier und Stadtdirektor Rolfes die Broschüre in die damalige aktuelle Auseinandersetzung ein:

»Die Stadt Georgsmarienhütte läßt die Auseinandersetzung mit unserer Vergangenheit mit der Herausgabe dieser Broschüre nicht auf sich beruhen:

- Die oben genannten Straßenschilder erhalten als Zusatz einige Angaben zur Person.
- Der Stadtfilm wird um eine Passage über die Krypta der Heilig-Geist-Kirche ergänzt.
- In unserer Volkshochschule wird ein Kurs unter dem Titel »Das Dritte Reich in der Region Osna-brück und in Georgsmarienhütte« veranstaltet.<sup>34</sup>«

Damit wurde klargestellt, dass es eine lokale Erinnerungsstätte an den Nationalsozialismus und dessen Opfer in Georgsmarienhütte nicht geben würde. Lokale Opfer und Täter blieben damals namenlos, das Gedenken in der Krypta der Heilig-Geist-Kirche und der Broschüre zu den Widerstandskämpfern erinnert an Opfer und Verfolgte, die fern von Georgsmarienhütte angesiedelt waren und mit unserer Stadt nichts zu tun hatten.

Im Zusammenhang mit Gedenksteinen für »gefallene und vermißte Kriegsteilnehmer des 2. Welt-

kriegs« (so in der Vorlage für die Kulturausschuss-Sitzung am 14.04.1994 formuliert) beschloss der Kulturausschuss im Stadtrat 1994 mit acht zu einer Stimme: »Eine Gestattung zur Aufstellung weiterer Gedenkanklagen, -steine auf städtischem Grund und unter Beteiligung der Stadt Georgsmarienhütte wird nicht erteilt«.

Im Widerspruch zu dieser Festlegung, die sich auf den Zweiten Weltkrieg bezog, entschied der Stadtrat wenige Jahre später mehrheitlich, vor einer Sporthalle in Georgsmarienhütte ein 3,5 Meter hohes und 2,5 Tonnen schweres Mauerstück aus der DDR-Mauer »Zum Gedenken an den Fall der Mauer am 9.11.1989« (Inscription auf der Tafel) aufzustellen, das 1997 errichtet wurde. Diese Gedenk-anlage hat keinen Bezug zur lokalen Geschichte.

### Buchprojekt »Georgsmarienhütte während der NS-Zeit«

Ein Weckruf war sicherlich der Fund einer Hitler-Büste<sup>36</sup> beim Neubau des Rathauses 1990. Die sofortige Zerstörung der Büste auf Anordnung des damaligen Verwaltungschefs führte nicht nur zur Diskussion zum Umgang mit der eigenen Geschichte, sondern lässt angesichts des engen zeitlichen Zusammenhangs vermuten, dass dieses Ereignis ein wichtiger Impuls für den Stadtrat war, sich mit der Geschichte des Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte erneut auseinanderzusetzen. Die Verwaltung wurde 1991 beauftragt, ein Konzept zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu erstellen.

Ein erstes Ergebnis dieser Entscheidung des Stadtrates Georgsmarienhütte war 1994 die Veröffentlichung eines Quellenbands »Materialien zur Geschichte Georgsmarienhüttes und seiner Stadtteile im Dritten Reich«. Damit war ein direkter Bezug zum Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte hergestellt.

»Damit wurde klargestellt, dass es eine lokale Erinnerungsstätte an den Nationalsozialismus und dessen Opfer in Georgsmarienhütte nicht geben würde«



## »» Quellenband und Buch waren ein Meilenstein der Erinnerungsgeschichte der Stadt ««

Mit dem Materialienband begannen zugleich die Vorarbeiten für ein Buch über die Zeit des Nationalsozialismus in der Stadt. Weitere neun Jahre sollte es dauern, bis das Buch »Georgsmarienhütte während der NS-Zeit...« 2003 erschien. In 16 Texten wurden die Themenkomplexe »kommunales Geschehen«, »Klößner-Werke in Georgsmarienhütte« und ihren »Verflechtungen« sowie »kirchliches Leben« beschrieben<sup>37</sup>.

Das Buch wurde begleitet und ergänzt durch Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen der damaligen Volkshochschule Georgsmarienhütte. Im Zusammenhang mit der Veröffentlichung des Buches über den Nationalsozialismus in GMHütte fand 2003 eine Ausstellung zur Gedenkstättenarbeit in Niedersachsen im Museum Villa Stahmer statt: »Spuren suchen – Zeichen setzen. Gedenkstättenarbeit in Niedersachsen«.

Quellenband und Buch waren ein Meilenstein der Erinnerungsgeschichte der Stadt, da sie erstmalig einen systematischen und zum damaligen Zeitpunkt erschöpfenden Überblick boten.

### **Augustaschacht**

Mitte der 90er-Jahre intensivierte sich auch die Diskussion über und das Engagement für das Arbeitserziehungslager Augustaschacht, das während der Nazi-Zeit jenseits der heutigen westlichen Stadtgrenze angesiedelt war und einen engen Bezug zum damaligen und heutigen Stahlwerk hatte. Die Geschichte des Arbeitserziehungslagers und die Verquickung mit Georgsmarienhütte ist an anderer Stelle ausführlich beschrieben und dokumentiert worden<sup>38</sup>.

Für die lokale Erinnerungsgeschichte ist bedeutsam, dass insbesondere einige SPD-Politiker\*innen aus Georgsmarienhütte sich ab Anfang der 90er-Jahre dafür einsetzten, am Augustaschacht eine Gedenkstätte zu errichten und vom CDU-Bürgermeister dabei unterstützt wurden.

1995 beschloss der Stadtrat Georgsmarienhütte einhellig das Gedenkprojekt Augustaschacht ideell

und finanziell zu unterstützen, was schließlich dank gemeinsamer finanzieller Unterstützung der Gemeinden Hagen, Hasbergen, Osnabrück und des Landkreises Osnabrück 2008 zur Eröffnung der Gedenkstätte führte.

### **Nationalsozialistische Lager in Georgsmarienhütte**

Neben dem Augustaschacht jenseits der Stadtgrenze hat es in Georgsmarienhütte während des Zweiten Weltkriegs verschiedene Lager gegeben, die im Stadtgedächtnis nicht mehr vorhanden und nicht als Erinnerungsorte präsent sind.

In einer Bestandsaufnahme von 1986<sup>39</sup> werden für Georgsmarienhütte je ein »Zivilarbeiterlager« für Zwangsarbeiter\*innen für das damalige Georgsmarienhütte und Oesede erwähnt. Laut dieser Quelle soll sich in Kloster Oesede »eine Kriegsgräberstätte für deutsche Soldaten, Bombenopfer und ausländische Opfer des Faschismus«<sup>40</sup> befinden. Gemeint ist damit das Gräberfeld auf dem Waldfriedhof (s. u.). Dass dort auch Opfer des Faschismus bestattet sein sollen, kann ich nach mehrmaligen Ortsbesichtigungen nicht bestätigen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass in der Bestandsaufnahme erwähnt wird, dass aus Georgsmarienhütte »über zwanzig dort beerdigte Tote aus der Sowjetunion« nach Meyerhöfen umgebettet worden seien<sup>41</sup>; »... mindestens ein sowjetischer Toter (sei) von Kloster Oesede nach Meyerhöfen (Bohmte) umgebettet« worden<sup>42</sup>.

Alexander Kessler bildet in den »Materialien zur Geschichte Georgsmarienhüttes und seiner Stadtteile im Dritten Reich« 1993 ein Dokument ab, das für die damaligen Gemeinden Georgsmarienhütte, Oesede und Kloster Oesede insgesamt 12 »Lager ausländischer Zivilarbeiter« auflistet. Mit Zivilarbeitern waren gemeint »Ostarbeiter«, Ungarn, Slowaken, Flamen, Holländer, Franzosen und Lothringer. Vermutlich waren es nur zehn Lager oder elf Lager, da die Systematik in dem oben genannten Dokument nicht eindeutig ist. Ein Lager für russi-

sche Zwangsarbeiterinnen mitten in Oesede etwa 50 m südlich des heutigen Rathauses in der damaligen Gaststätte Völler fehlt in der Liste. Zeitzeugen, die in der Nähe wohnten, berichten über das Lager und die »Insassinnen«. Die Lager waren durchweg bei lokalen Firmen angesiedelt oder wurden in deren Namen (z. B. Klöckner) betrieben.

Volker Issmer listet außerhalb der Lagereinrichtungen für das Hüttenwerk neun Lager im Raum Georgsmarienhütte auf: zwei Kleinstlager mit nur zwei Insassen, vier Lager mit 10 bis 50 und drei Lager mit über 50 Menschen<sup>43</sup>.

Wo genau diese Lager waren, wissen nur noch Zeitzeugen, irgendwelche Markierungen oder Erinnerungstafeln sind im Stadtbild nicht zu finden. Der vermutlich letzte Erinnerungsort – eine Baracke an der Glückaufstraße, zur Nazi-Zeit das Gemeinschaftslager I mit angeblich bis zu 500 ausländischen Zwangsarbeiterinnen, in den 90er-Jahren Standort des Familienzentrums »Marie's Hütte« – wurde 1999 zusammen mit der »Alten Seilerei« abgerissen. Heute befindet sich dort ein Parkplatz und kein Erinnerungsort.

Die Zwangsarbeit im Dritten Reich war nicht nur vor unserer Haustür wie am Augustaschacht, sondern sie war in unserem Haus, die Zwangsarbeiter\*innen erst recht. In unserem Haus gibt es nicht einen einzigen Ort, an dem ihrer gedacht wird.

### **Buchprojekt Heimatverein Kloster Oesede**

Besonders intensiv war die Auseinandersetzung mit dem lokalen Nationalsozialismus zwischen 2012 und 2014. Der Heimatverein Kloster Oesede veröffentlichte 2013 ein Buch über »Kloster Oesede in der NS-Zeit von 1933 bis 1945 – und die Nachkriegszeit« und betitelte diese als »Eine Dokumentation gegen das Vergessen«.

Bemerkenswert an dem Buch und neu für Georgsmarienhütte war, dass unter der Überschrift »Strukturen und Hierarchie in Kloster Oesede« (gemeint ist die NSDAP) ca. 130 Namen mit Geburtstag und Anschrift aufgeführt waren, die in der NSDAP in Kloster Oesede eine Rolle spielten: Gelistet wurden Ortsgruppenleiter, Blockwarte und »einfache« Parteimitglieder. Zudem wurden Opfer des Nationalsozialismus aus Kloster Oesede und anderen Stadtteilen von Georgsmarienhütte benannt, was diese aus der Vergessenheit holte.

## **Heimatverein Kloster Oesede**



## **Kloster Oesede in der NS-Zeit von 1933 bis 1945 - und die Nachkriegszeit „Eine Dokumentation gegen das Vergessen“**

In Gruppenarbeit im Jahre 2011-2013 erstellt.

Zusammengestellt von Bernhard Grolms  
Lamkemeyer Druck im Jahre 2013

Das Buch – zusammengestellt von Bernhard Grolms – war für Georgsmarienhütte bahnbrechend, weil Opfer und Täter erstmalig in diesem Umfang benannt und aufgelistet wurden. Das war mutig und wegweisend und insofern weitergehender und konkreter als das von der Stadt 2003 herausgegebene Buch, das allerdings angesichts des damaligen Status des Schutzes des Persönlichkeitsrechts noch stärkeren Einschränkungen unterworfen war.

Hinzu kommt, dass ein derartiges Buch und eine derartige Konkretisierung von Erinnerung für keinen anderen Stadtteil der Stadt vorliegen. Das ist ein bleibender Verdienst von Bernhard Grolms, der sich gegen Widerstände in Kloster Oesede durchgesetzt hatte und einen Meilenstein in der Erinnerungsgeschichte der Stadt setzte.

### **Geschichte des TV Gut Heil 2021**

Bei der historischen Aufarbeitung des lokalen Nationalsozialismus stellt das Buch von Burckhard Hahn über den Sportverein TV Gut Heil in Alt-Georgsmarienhütte (2021) ebenfalls einen Meilenstein dar, da erstmalig die Verquickung des Lokalsports mit dem Nationalsozialismus ausführlich beschrieben und dokumentiert wird, und damit zumindest für diesen Verein und für Alt-Georgsmarienhütte eine Leerstelle gefüllt wurde. Auf 30 Seiten wird der »Sport unter dem Einfluss der Nationalsozialisten« in Georgsmarienhütte detailliert für die Jahre 1933 bis 1945 beschrieben und mit bislang nicht zugänglichen Fotos und Dokumenten unterlegt.

Die Schilderung der Entwicklung des Vereins zur Zeit des Nationalsozialismus auf Grundlage zahlreicher recherchierter Originaldokumente und -zitate setzt für die Befassung mit der eigenen Geschichte für den Bereich des Sports Maßstäbe, da diese für Georgsmarienhütte einzigartig und schonungslos ist. Da das damalige Georgsmarienhütte für den Sport und für den nationalsozialistischen Sport das Zentrum im Kreis Osnabrück war, wird damit auch die Verquickung des Sports mit dem Nationalsozialismus in den Gemeinden der heutigen Stadt Georgsmarienhütte nachvollziehbar. Die gesamte Arbeit von Burckhard Hahn ist in diesem Jahrbuch abgedruckt.

### **Stolpersteine 2014**

Ein zentrales Projekt der Stadt-Erinnerung sind die Stolpersteine, mit denen die Opfer des Nationalsozialismus nicht nur einen Namen im Stadtbild erhielten, sondern erstmalig lokale Erinnerungsorte geschaffen wurden.

In der Ausgabe vom 24.11.2013 war in den Osnabrücker Nachrichten (eine Werbezeitung mit redaktionellen Texten) folgende Ankündigung zu finden:

»Am 3. 12. (Di., 18 Uhr) findet im Rahmen des stadtgeschichtlichen Stammtisches ein öffentlicher Vortrag im Rathaus, Saal Osnabrück, über die Opfer des Nationalsozialismus statt. Auf Anregung des Rates der Stadt Georgsmarienhütte ist im Sommer 2012 das Projekt »Stolpersteine« des Kölner Künstlers Gunter Demnig gestartet. In den vergangenen 18 Monaten ist Museumsleiterin und Historikerin

Dr. Inge Becher etwa 20 Hinweisen aus der Bevölkerung nachgegangen. Fünf Menschen aus dem heutigen Stadtgebiet sind Opfer der NS-Diktatur geworden und haben ihr Leben in der Zeit zwischen 1933 und 1945 verloren. Für sie werden im Frühjahr 2014 Stolpersteine verlegt. Der Vortrag handelt von den Opfern sowie über weitere Arbeitsergebnisse aus den vergangenen 18 Monaten. Der Vortrag ist öffentlich und der Eintritt ist frei.«

Fünf<sup>44</sup> Stolpersteine wurden 2014 verlegt und sind bislang die einzigen »materiellen« Erinnerungsorte an den Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte. So bedeutsam die Würdigung der Opfer – auch durch die zur Verlegung der Stolpersteine erschienene sehr gelungene Broschüre – ist, bleiben sie als Erinnerungsorte letztlich verborgen. Das heißt, sie sind nicht zu sehen, wenn man nicht weiß, wo sie sind. So musste ich als interessierter Bürger einigen Suchaufwand betreiben, um die Steine zu finden – trotz der Hinweise und Adressangaben in der Broschüre, an denen ich mich orientieren konnte. Ich fand schließlich Stolpersteine an Stellen, die ich seit 2014 häufig zu Fuß oder per Rad passiert hatte, ohne dass mir diese aufgefallen waren.

Die letzte Bemerkung ist nicht als Kritik am Konzept der Stolpersteine zu verstehen, sondern soll deutlich machen, dass Erinnerungsorte Aufmerksamkeit und Interesse auf eine deutlichere und intensivere, eben öffentliche Art und Weise, gewinnen sollten. Erinnerung bedarf einer erkenn- und sichtbaren Markierung im öffentlichen Raum.

### **Georg-Elser-Straße 2012 bis 2015**

Straßennamen als Teil der Erinnerungskultur habe ich oben bereits angesprochen im Zusammenhang mit der Gedenksteindiskussion Anfang der 80er-Jahre. In dieses Umfeld gehört auch die Diskussion über die Benennung einer neuen Straße im Zentrum nach dem Hitler-Attentäter Georg Elser. Bestand gute 30 Jahre vorher bei der Verwendung der Namen der Widerstandskämpfer des 20. Juli noch Konsens, war dieser nicht mehr gegeben bei Georg Elser: Die SPD-Fraktion im Stadtrat wollte 2012 die Georg-Elser-Straße benannt haben, die CDU war dagegen. Nach jahrelanger Verzögerung konnte sich die SPD im Stadtrat 2015 schließlich mit einer Stimme Mehrheit durchsetzen, sodass neben



dem bürgerlichen und christlichen Widerstand der linke Widerstand erstmalig zumindest teilweise eine Würdigung erfuhr. Die etwa 200 m lange Straße verbindet zwei Kreisel und eine Kreuzung und ist anlieger- und anwohnerfrei.

Das ändert allerdings nichts daran, dass die Lübecker Kapläne (siehe oben den Hinweis auf die Krypta der Hl. Geist Kirche), die Widerständler des 20. Juli und Georg Elser keine Beziehung zum Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte haben.

### Hindenburgstraße 2014 bis 2018

Sozusagen umgekehrt lief die Diskussion über den Namen »Hindenburgstraße«. Nachdem die Jusos bereits 1979 die Umbenennung der Hindenburgstraße in Kurt-Tucholsky-Straße vorgeschlagen hatten<sup>45</sup>, was auf keinerlei Resonanz gestoßen war, bemühte sich ab 2014 eine Initiative, den Straßennamen angesichts der Rolle Hindenburgs bei der Wegbereitung für die Nazis und seiner antidemokratischen Positionierung vor und in der Weimarer Republik zu tilgen. Etwa vier Jahre wurde in Georgsmarienhütte diskutiert, wurden Leserbriefe geschrieben und Unterschriften gesammelt.

Die Neue Osnabrücker Zeitung berichtete am 28.06.2017, dass knapp 1.000 Unterschriften für die Beibehaltung des Straßennamens an den Bürgermeister übergeben wurden, der selbst unter-

schrieben habe, und fragt: »Ist eine Umbenennung notwendig in Abwägung zu den Interessen der Anwohner der Hindenburgstraße?« Ein CDU-Sprecher wird zitiert, »dass der Name Hindenburgstraße für viele GMHütter eine ›identitätsstiftende Verortung‹ bedeute.«<sup>46</sup>

Für die Auseinandersetzung mit der Erinnerung, für die Pflege der Erinnerungskultur unserer Stadt sind diese Begründungen, einen Straßennamen an den Interessen der Anwohner auszurichten und ihm eine »identitätsstiftende Verortung« zu verleihen, Beleg dafür, dass persönliche Interessen und individuelle Befindlichkeiten Vorrang vor der Auseinandersetzung mit der Geschichte haben.

Die abschließende Lösung, statt Umbenennung Informationstafeln zu Hindenburg an der Straße aufzustellen, die über die Rolle Hindenburgs als Mitverantwortlicher für Millionen von Toten im ersten Weltkrieg und als Wegbereiter des Nationalsozialismus informieren, ändert nichts daran, dass in Georgsmarienhütte ein Kriegsverbrecher des Ersten Weltkriegs und Antidemokrat weiterhin mit einem Straßennamen gewürdigt wird.

Insgesamt bleibt festzustellen, dass von etwa 80 Straßennamen mit Personenbezug in Georgsmarienhütte nur eine einen Bezug zu Opfern des Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte hat: Otto Brackel-Weg.<sup>47</sup>

### Der Wellendorf-Prozess und keine Gedenktafel

Am 16. April 1945 wurden in Wellendorf – Nachbargemeinde von Kloster Oesede – ein polnischer Fremdarbeiter und ein russischer Kriegsgefangener getötet<sup>48</sup>. Die damaligen Umstände und die späteren Prozesse sind bis heute Gegenstand von Erinnerung, Diskussionen und Versuchen, in Wellendorf einen Erinnerungsort zu schaffen<sup>49</sup>.

Die Tatumstände und der oder die Täter sowie eine vermeintliche Hinweisgeberin bezogen sich auf Kloster Oesede oder kamen aus Kloster Oesede, sodass das Geschehen und dessen Aufarbeitung Teil der lokalen Erinnerungskultur sind. Zurzeit versucht eine Historiker\*innen-Gruppe im Umfeld der Augustaschacht-Gedenkstätte das damalige Geschehen aufzuarbeiten.

2019 informierte der Historiker Volker Issmer bei einer Senioren-Wanderung über die oben kurz beschriebenen Vorkommnisse. Daraus entstand



Infotafel an der Hindenburgstraße

## Gedenkstätten in Georgsmarienhütte

Standort	Beschreibung	Fläche	Namen 1. Weltkrieg	Namen 2. Weltkrieg	Inscription (wörtlich)
<b>Alt-GMHütte</b>					
1	Hospitalweg Gedenkstätte Errichtet 1933; eingeweiht am 09.10.1993; Umgestaltung 1953 bis 1955	Vorfeld ca. 70 qm Mahnmal ca. 100 qm	96	Im Schrein	Es starben den Heldentod fürs Vaterland 1914 In Treue fest
2	Friedhof ev. Teil (Ost) Gräberfeld	ca. 300 qm Auf 29 Steinen Namen		40 plus 3 Bombenopfer (sind auch in Grotte erwähnt)	DEN HIER RUHENDEN KRIEGSTOTEN ZUM GEDENKEN
3	Friedhof kath. Teil (Süd) Gedenkstätte mit Gräbern Namen auf 32 Grabsteinen (nicht lesbar)	ca. 300 qm	50 bis 100		Unseren gefallenen Kriegern zum Gedächtnis
4	Friedhof kath. Teil (Nord) Gedenkstätte (eine Art Grotte)	ca. 27 qm plus Zugang ca. 27qm	44	131 plus 11 Bombenopfer	Aus unserer Gemeinde starben fürs Vaterland Im stillen Gedenken
5	Lutherkirche Gedenktafel	An der Wand ca. 2 x 3 m	100		- UNSEREN KÄMPFERN ZUR EHRUNG - - DEN GEFALLENEN ZUM GEDÄCHTNIS -
<b>Oesede-Dröper</b>					
6	Wellendorfer Straße Gedenkhäuschen Besonderheit: Namen nicht nach den beiden Kriegen getrennt	ca. 15 qm	47	79	DER ABER HAT DIE GRÖßERE LIEBE DER SEIN LEBEN GIBT FÜR SEINE BRÜDER
<b>Harderberg</b>					
7	Am Harderberg Gedenkstätte Aufgeführt sind Gefallene und Vermisste auf 6 Steinen Erstmals errichtet 1930, erweitert 1956; Restaurierung zwischen 1986 und 1989	ca. 70 qm	29	95	UNSEREN LIEBEN TOTEN DER BEIDEN WELTKRIEGE
<b>Holzhausen</b>					
8	Graf-von-Galen- Straße Gedenktafel im Sportler- heim am Sportplatz	eingravierte Namen		ca. 200	Gefallenen und Vermissten des 2. Weltkriegs von 1939 – 1945 der alten Gemeinde Holzhausen
<b>Holsten-Mündrup</b>					
9	Holsten- Mündrufer-Straße Gedenkhäuschen	Ca. 10 qm	30		Tafel links: Gedenktafel für die im Weltkrieg 1914 – 1918 gefallenen Helden der Gemeinde Holsten-Mündrup Tafel rechts: Herr lass sie ruhen in Frieden





wenig später eine Initiative zur Errichtung einer Gedenktafel an die Ermordung<sup>50</sup> der beiden jungen Männer.

2022 erschien in der Neuen Osnabrücker Zeitung erneut ein Bericht<sup>51</sup> über die Hinrichtung der beiden Männer und über die Bemühungen zur Errichtung einer Gedenktafel, die bis heute nicht aufgestellt wurde.

### Info-Tafeln und »Der besondere Ort«

Die Stadt Georgsmarienhütte stellt seit 2011 in der Reihe »Der besondere Ort«<sup>52</sup> in Form zweiseitiger Informationsblätter lokal hervorragende und historisch interessante Orte vor, die »Alleinstellungsmerkmale« von Georgsmarienhütte sind. Orte, die im Nationalsozialismus eine Rolle spielten, werden in der Reihe nicht vorgestellt. Bei den vorgestellten Orten, zum Beispiel »Das Werk Stahmer«, »Die Georgsmarienhütte Eisenbahn« oder »Rittergut und Hüttenstadt«, die zwischen 1933 und 1945 in unterschiedlicher Weise mit dem Nationalsozialismus in Berührung waren, wird diese Zeit ausgeblendet, obgleich sie Teil der Geschichte der »besonderen Orte« war.

Die Orte der Zwangsarbeiter-Lager oder die Stolpersteine werden bei den »besonderen Orten« nicht erwähnt. Im Kasinopark in Alt-Georgsmarienhütte ist eine Info-Tafel »Heißes Eisen: Georgsmarienhütte während der NS-Zeit« aufgestellt, die mit Text und einige Fotos über die NSDAP in Ge-

orgsmarienhütte (heute Alt-Georgsmarienhütte) und die Rolle des Stahlwerks als »Wehrwirtschaftsbetrieb« informiert.

### Erinnerungsorte zu den beiden Weltkriegen

Der Beschreibung des Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in unserer Stadt stelle ich gegenüber die Erinnerungsorte bezogen auf die beiden Weltkriege.

In Georgsmarienhütte sind zu den Weltkriegen zu finden:

- Sieben Gedenkstätten (davon drei auf Friedhöfen)
- Vier Kriegsgräberfelder auf Friedhöfen
- Fünf Gedenktafeln, davon drei in Kirchen und je eine im Sportlerheim in Holzhausen und im Schützenhaus Malbergen

Gedenkstätten und Kriegsgräberfelder weisen insgesamt eine Fläche von rund 1.800 Quadratmetern auf und haben damit einen deutlichen Platz in der Stadt.

In Alt-Georgsmarienhütte einschließlich Malbergen sind zwei Gedenkstätten, zwei Gräberfelder und zwei Gedenktafeln zu finden. In Oesede einschließlich Dröper befinden sich drei Gedenkstätten, ein Gräberfeld und eine Gedenktafel, am Harderberg und in Holsten-Mündrup jeweils eine Gedenkstätte und in Holzhausen nur eine Gedenktafel im Sportlerheim.

Eine Besonderheit gibt es in Kloster Oesede: In der vom Waldfriedhof circa 400 m entfernten Klosterkirche hängt eine Tafel mit der Inschrift

Sonntag, den 7. Mai 1944, 10.<sup>00</sup>

600 engl. Bomben auf Kloster Oesede

– 14 Tote

Bei den Inschriften der Gedenkstätten und Gräberfelder sind neben Angaben von Jahreszahlen u. a. folgende Formulierungen erkennbar (siehe auch in der Tabelle unten):

- Es starben den Heldentod fürs Vaterland
- Unseren gefallenen Kriegern zum Gedächtnis
- Aus unserer Gemeinde starben fürs Vaterland
- UNSEREN KÄMPFERN ZUR EHRUNG DEN GEFALLENEN ZUM GEDÄCHTNIS
- DER ABER HAT DIE GRÖSSERE LIEBE DER SEIN LEBEN GIBT FÜR SEINE BRÜDER

### Vorschläge zu Erinnerungsorten

Die Stadt Georgsmarienhütte errichtet ein zentrales Mahnmal für Opfer des Nationalsozialismus in unserer Stadt.

An den ehemaligen Standorten der Lager von Zwangsarbeiter\*innen werden Informationstafeln angebracht.

Die Stolpersteine werden in die Informations-Reihe der »besonderen Orte« aufgenommen und beschrieben oder in das System der Info-Tafeln eingefügt.

An den Straßenschildern Felix-Nussbaum-Weg und Georg-Elser-Straße werden Erläuterungstexte angebracht.

An allen Kriegsgräberstätten sind Informationstafeln anzubringen, die über die Rolle der Wehrmacht, deren Opfer und den verbrecherischen Krieg informieren.

Bei der Neuvergabe von Straßennamen sind namentlich bekannte Opfer des Nationalsozialismus aus Georgsmarienhütte zu verwenden.



- UNSEREN LIEBEN TOTEN DER BEIDEN WELTKRIEGE
- Den gefallenen Kriegern. Die dankbare Gemeinde
- SIE STARBEN FÜR UNS

Weitere Gedenktafeln von Vereinen sind in Vereinslokalen vorhanden, zum Beispiel beim Kirchenchor Cäcilia Kloster Oesede.

In unserer Stadt gibt es mindestens 16 Erinnerungsorte bezogen auf Angehörige der Täterarmee der beiden Weltkriege mit insgesamt etwa 2.000 Namen. Die »Kriegerdenkmäler« sind meistens verziert mit dem Eisernen Kreuz.

### Fazit

In Georgsmarienhütte besteht eine ausgeprägte Erinnerungskultur mit flächendeckenden Erinnerungsorten mit dem Schwerpunkt Alt-Georgsmarienhütte bezogen auf die deutschen Opfer der Weltkriege, die keine Problematisierung und kritische Aufarbeitung der Rolle Deutschlands in den Weltkriegen beinhalten. Die Erinnerungsorte lassen die Erkenntnis, dass insbesondere die Toten des Zweiten Weltkriegs für einen verbrecherischen, rassistischen Angriffskrieg starben, nicht zu. Im Gegenteil, die vielen Gedenkstätten, ihre jeweiligen zentralen Lagen, die Inschriften, die bauliche und symbolische Darstellung sowie die Präsentationsformen der Namen der Toten führen mich zu der Bewertung, von Heldenverehrung ohne kritische Distanz zu sprechen.

Namen von und Zahlen zu den Opfern des Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte liegen kaum vor: Bernhard Grolms und die Broschüre zu

den Stolpersteinen nennen acht Personen, die Jusos haben in den 80er-Jahren Namen von vier bis sechs politisch Verfolgten recherchiert, die jedoch nicht verifiziert werden konnten und meines Wissens nirgendwo dokumentiert sind. Zeitzeugen überliefern und betonen, dass es in Georgsmarienhütte keine Menschen jüdischen Glaubens gegeben habe, sodass es lokal auch keine Judenverfolgungen gab. Unterstellt, dass diese Beschreibung stimmt, bedeutet das jedoch nur, dass nicht »konkreter« Juden gedacht werden kann – die Judenverfolgung hat Georgsmarienhütte nicht ausgespart, sondern war spätestens 1938 im nahegelegenen Osnabrück sichtbar.

1996 berichtete die Neue Osnabrücker Zeitung unter dem Titel »Verhalf GMHütter Familien Hunderten Juden zu Flucht?«, dass das Ehepaar Jaffe, wohnhaft auf Gut Osthoff am Harderberg, zwischen 1938 und 1942/43 vielen Berliner Juden über das Gut die Flucht ermöglicht haben soll. Robert Jaffe, der Ehemann, damals ein sogenannter »Halbjude« wurde im Oktober 1944 verhaftet und zur Zwangsarbeit in ein Lager im Weserbergland verschleppt und erst mit dem Kriegsende befreit.<sup>53</sup> »Die« Juden waren somit ganz nah in wenigen 100 m Entfernung zu den Gemeinden Malbergen und Harderberg und rund zwei bis drei Kilometer entfernt von Oesede.

»Die Erinnerungsorte lassen die Erkenntnis, dass insbesondere die Toten des Zweiten Weltkriegs für einen verbrecherischen, rassistischen Angriffskrieg starben, nicht zu«

Gedenkstätte am Hospitalweg in Alt-GMHütte.

Links: Instrumentalisierung durch die Nationalsozialisten:

Rechts: Die aktuelle Gedenkstätte – erweitert um den Bezug auf den Zweiten Weltkrieg

Die nach Georgsmarienhütte verschleppten Zwangsarbeiter\*innen und Kriegsgefangene sind bis heute namenlos und eine Leerstelle der Erinnerung. Die in der Zeittafel oben erwähnte Recherche<sup>54</sup> von Rudolf Richter zur Zwangsarbeit im Hüttenwerk ergibt eine Zahl von 1.391 Fremd- und Zwangsarbeiter\*innen (995 Männer und 396 Frauen), die im Stahlwerk Zwangsarbeit verrichten mussten. Ihrer wird in Georgsmarienhütte, abgesehen vom Augustaschacht außerhalb von GMHütte, an keiner Stelle gedacht. Weder Personen noch Orte der Zwangsarbeit in unserer Stadt sind – abgesehen von den Stolpersteinen – noch präsent.

Die Erinnerungsorte zu den beiden Weltkriegen sind Erinnern aus der Opferperspektive, was der Erinnerungskultur der 60er- und 70er-Jahre verhaftet bleibt. Die Deutschen und die Georgsmarienhütter sind die Opfer; dass diese Opfer vielleicht (auch) Täter oder Täterhelfer waren, wird an den Erinnerungsorten in unserer Stadt nicht angesprochen.

Die aktuelle Bewertung von Achim Doerfer gilt auch für die Erinnerungsorte in Georgsmarienhütte: »Die deutsche Erinnerungskultur trägt nicht die Handschrift der Opfer des Nationalsozialismus. Sie ist ein eigennütziges Produkt der Mehrheitsgesellschaft, zirkelförmig sich wiederholende Selbstbestätigung nicht betroffenen Erinnerns«. <sup>55</sup>



Die »Welle« vor der Friedhofskapelle auf dem Katholischen Friedhof Oesede. Sie soll Krieg und Leid symbolisieren und wurde 1967 von dem Künstler Hinnerk Wehberg gestaltet



## Literatur

- Adomeit, Stefanie, Die vergessenen toten Kinder von Bohmte und Bad Rothenfelde, Neue Osnabrücker Zeitung, 26.01.18
- Becher, Inge, Die Aushandlung von Raum. Die Gründung der Stadt Georgsmarienhütte und ihre Vorgeschichte, 2020
- Becher, Inge, Lautlose Stufen, Hildesheim 2016
- Becher, Inge, Stolpersteine, Eigenverlag Stadt Georgsmarienhütte 2014
- Beermann, Werner / Görbing, Dieter, Die Hütte, Georgsmarienhütte 1988
- Doerfer, Achim, Irgendjemand musste die Täter ja bestrafen. Die Rache der Juden, das Versagen der deutschen Justiz und das Märchen deutsch-jüdischer Versöhnung, Köln 2021
- Gander, Michael, Vergessene Geschichte. Zur Aufarbeitung der Geschichte des Arbeitserziehungslagers Ohrbeck, in: Korte/Weisleder (Hg.), Erinnerungen an bewegte Zeiten..., S. 237 - 239
- Georgsmarienhütte während der NS-Zeit. Sechs Gemeinden im Spannungsfeld zwischen Partei, Werk und Kirche, Band 1, hrsg. von der Kulturabteilung der Stadt Georgsmarienhütte, Georgsmarienhütte 2003
- Hahn, Burckhard, 1933 bis zum Ende des II. Weltkriegs – Sport unter dem Einfluss der Nationalsozialisten, in: 150 Jahre TV »Gut Heil« von 1870, Georgsmarienhütte 2021, S. 54 - 83
- Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstands und der Verfolgung 1933 - 1945, Band 3 - Niedersachsen II - Regierungsbezirke Hannover und Weser-Ems, Hannover 1986
- Heimatverein Kloster Oesede, Kloster Oesede in der NS-Zeit von 1933 bis 1945 – und die Nachkriegszeit. »Eine Dokumentation gegen das Vergessen«, zusammengestellt von Bernhard Grolms, Kloster Oesede 2013
- Issmer, Volker, Das Arbeitserziehungslager Ohrbeck bei Osnabrück. Eine Dokumentation, Osnabrück 2000
- Issmer, Volker, Wahrnehmung des Lagers und Geschichte seiner Erforschung, in: Issmer, Das Arbeitserziehungslager..., S. 474 - 485
- Issmer, Volker, Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkriegs im Raum Georgsmarienhütte, in: Georgsmarienhütte während der NS-Zeit, Osnabrück 2003, S. 140 – 167
- Kessler, Alexander, Materialien zur Geschichte Georgsmarienhüttes und seiner Stadtteile im Dritten Reich, Teil 2: Quellen, Georgsmarienhütte 1993
- Kessler, Alexander, Möglichkeiten und Grenzen lokalen Widerstandes im Dritten Reich. Das Beispiel des Kaplans Otto Brackel (Kloster Oesede), in: Georgsmarienhütte während der NS-Zeit, 2003, S. 251 - 260
- Korte, Rainer, Der Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte: Erinnerungsarbeit, Erinnerungsorte, Erinnerungskultur, in: Heimatjahrbuch 2023, Ansum 2022, S. 183 - 198
- Korte, Rainer, Die Aufarbeitung eines Versäumnisses. Das Buch »Georgsmarienhütte während der NS-Zeit«, in: Korte/Weisleder (Hg.), Erinnerungen an bewegte Zeiten..., S. 134 - 135
- Korte, Rainer, Ein Versuch, das Schweigen zu brechen. Die Debatte um einen Gedenkstein für die Opfer des Nationalsozialismus, in: Korte/Weisleder (Hg.), Erinnerungen an bewegte Zeiten..., S. 132 - 133
- Korte, Rainer, Über die Schwierigkeiten, den Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte als Teil der Ortsgeschichte zu sehen und zu akzeptieren, in: Georgsmarienhütte während der NS-Zeit, Osnabrück 2003, S. 13 - 18
- Korte, Rainer/Weisleder, Hans-Georg (Hg.), Erinnerungen an bewegte Zeiten. Mobilisierung und politischer Aufbruch in Georgsmarienhütte 1970 bis 1990
- Michael Legband, Das Mahnmal. 75 Jahre gegen das Vergessen. Vom Umgang mit dem Nationalsozialismus in Itzehoe, Kiel 2022
- Materialien zur Geschichte Georgsmarienhüttes und seiner Stadtteile im Dritten Reich, Teil 2: Quellen, bearbeitet von Alexander Kessler, Georgsmarienhütte 1993
- Meißner, Horst-Alfons, Staatsdiener im Dritten Reich – Die Landräte des heutigen Landkreises Osnabrück während der Hitler-Diktatur 1933 – 1945, Münster 2015
- Mohrmann, Wolf-Dieter, Die politische Geschichte des Osnabrücker Landes im Überblick, in: Meyer u. a., Das Osnabrücker Land, Hannover 1988, S. 63 - 101
- Przygode, Dieter, Die verschwundenen Kinder von Bramsche, in: Heimat-Jahrbuch Osnabrücker Land 2020, Georgsmarienhütte/Bersenbrück 2019, S. 214 - 220
- Stadt Georgsmarienhütte (Hrsg.), Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich. Straßennamen in Georgsmarienhütte, Georgsmarienhütte 1981
- Zwangsarbeit in Osnabrück. SS-Baubrigade, Kriegsgefangenen- und »Arbeitserziehungslager«, Antifaschistische Beiträge aus Osnabrück, Heft 6, 1982
- [http://www.denkmalprojekt.org/2008/georgsmarienhuetteeoesede\\_frdh\\_wk1u2\\_ns.htm](http://www.denkmalprojekt.org/2008/georgsmarienhuetteeoesede_frdh_wk1u2_ns.htm) (Friedhofsbuch Oesede)

## Anmerkungen

- 1 Korte, Rainer, Der Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte: Erinnerungsarbeit, Erinnerungsorte, Erinnerungskultur, in: Heimatjahrbuch 2023, Ankum 2022, S. 183 - 198
- 2 Max Mannheimer in: Harald Roth (Hg.), Was hat der Holocaust mit mir zu tun? 35 Antworten, Bonn 2015, S. 276
- 3 Über die Schwierigkeiten, den Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte als Teil der Ortsgeschichte zu sehen und zu akzeptieren, in: Georgsmarienhütte während der NS-Zeit
- 4 Siehe Blickpunkt 10.2022: »Fremdenhass hat keinen Platz in unserer Gesellschaft. Dagmar Bahlo gedachte der Opfer des Holocaust in Osnabrück«
- 5 Neue Osnabrücker Zeitung 29.01.2022: »Wer weiß mehr über die Untat? Nazi erschossen im April 1945 in Kloster Oesede zwei Zwangsarbeiter / Jetzt soll ein Gedenkmal an die Opfer erinnern.  
Und: Blickpunkt 10.02.2022: »Emotionale Debatte um einen Gedenktag. Im April 1945 wurden in Kloster Oesede zwei Zwangsarbeiter erschossen - Bürger sollen sich an Aufklärungsprozessen beteiligen«
- 6 Hannah Arendt, zitiert von H. Roth in: Harald Roth (Hg.), Was hat der Holocaust mit mir zu tun? 35 Antworten, Bonn 2015, S. 9
- 7 Dröper und Malbergen wurden in den 30er-Jahren mit den damaligen Gemeinden Georgsmarienhütte und Oesede zusammengelegt.
- 8 Zeitung der Jungsozialisten 9 – 1979.
- 9 Korte, Rainer, Ein Versuch, das Schweigen zu brechen, in: Korte/Weisleder, Erinnerungen an bewegte Zeiten, S. 132 - 133
- 10 Stadt Georgsmarienhütte (Hg.), Widerstand und Verfolgung
- 11 Seitdem findet jedes Jahr ein Jugendaustausch statt, bei dem im Frühjahr eine Jugendgruppe aus Georgsmarienhütte nach Ramat Hasharon und im Sommer eine Jugendgruppe von dort nach Georgsmarienhütte reist.
- 12 Zwangsarbeit in Osnabrück. SS-Baubrigade, Kriegsgefangenen- und »Arbeitserziehungslager«, Antifaschistische Beiträge aus Osnabrück, Heft 6, 1982
- 13 Beermann, Werner / Görbing, Dieter, Die Hütte, Georgsmarienhütte 1988
- 14 Neue Osnabrücker Zeitung 19.09.1990: »Büste zertrümmert. Historiker entrüstet«
- 15 Alexander Kessler über Otto Brackel in: Georgsmarienhütte während der NS-Zeit
- 16 Kessler, Alexander, Materialien zur Geschichte Georgsmarienhüttes, 1993
- 17 Zwangsarbeit im Hüttenwerk während des Krieges. Eine Recherche von Rudolf Richter, Bericht im Blickpunkt Nr. 2, 1996
- 18 Issmer, Volker, Das Arbeitserziehungslager Ohrbeck bei Osnabrück, 2000
- 19 Neue Osnabrücker Zeitung 12.04.2001: Wochenlang kümmerte sich keiner um die Leichen. 16. April 1945: Im Wald werden zwei Männer hingerichtet...
- 20 Neue Osnabrücker Zeitung 01.10.2001: Klöckner-Chefs wollten nur in Ruhe arbeiten. Das Stahlwerk in der NS-Zeit - Wie der Buchhalter und Kreisleiter seine Freunde ins Werk holte
- 21 Neue Osnabrücker Zeitung 25.03.2002: Von den eigenen Eltern angeprangert. Vortrag: Propaganda begünstigte allgemeine Denunziation im Dritten Reich
- 22 Bis heute finden an einigen Georgsmarienhütter Schulen regelmäßig oder jährlich Projekte oder Unterrichtseinheiten zum Holocaust statt.
- 23 Blickpunkt 31.05.2005
- 24 <https://www.spd-georgsmarienhuette.de/2012/04/01/widerstandsviertel-mit-willy-brandt-platz-und-georg-elser-strasse-erweitern/>
- 25 Heimatverein Kloster Oesede, Kloster Oesede in der NS-Zeit von 1933 bis 1945
- 26 <https://www.noz.de/lokales/georgsmarienhuette/artikel/heftiger-streit-um-georg-elser-strasse-gmhuetter-rat-an-einem-tiefpunkt-23610909>
- 27 Neue Osnabrücker Zeitung 26.01.2018: Die vergessenen toten Kinder von Bohmte und Bad Rothenfelde.
- 28 Siehe Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstands und der Verfolgung 1933 – 1945, S. 179
- 29 Inge Becher, Die Aushandlung von Raum... , S. 56 - 84
- 30 Burckhard Hahn, 1933 bis zum Ende des II. Weltkriegs – Sport unter dem Einfluss der Nationalsozialisten, S. 54 - 83, in: 150 Jahre TV »Gut Heil« von 1870, Georgsmarienhütte 2021
- 31 Neue Osnabrücker Zeitung 29.01.2022: Wer weiß mehr über die Untat? Nazi erschossen im April 1945 in Kloster Oesede zwei Zwangsarbeiter / Jetzt soll ein Gedenkmal an die Opfer erinnern
- 32 Bericht zur damaligen Auseinandersetzung: Rainer Korte, Ein Versuch das Schweigen zu brechen. Die Debatte um einen Gedenkstein für die Opfer des Nationalsozialismus, in: Korte/Weisleder (Hg.), Erinnerungen an bewegte Zeiten, S. 132 - 133
- 33 Stadt Georgsmarienhütte (Hg.), Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich, S. 1
- 34 A.a.O.

- 35 Blickpunkt 27.01.2022: Ein Mahnmal für Frieden und Freiheit. Vor 25 Jahren wurde ein Mauerstück an der Freiherr-vom-Stein-Sporthalle errichtet.
- 36 Geschichte wiederholt sich? Die Süddeutsche Zeitung berichtet 2022 (<http://sz.de/1.5662284>), dass 1990 in der Gemeinde Haar im Landkreis München vor dem Rathauseingang bei Bauarbeiten eine Hitler-Büste gefunden wurde und dieser Sachverhalt erst 2022 bekannt wurde. Die Büste sei »ordnungsgemäß entsorgt – im Rathausarchiv, tief im Keller.«
- 37 Siehe Einführung durch Inge Becher, Georgsmarienhütte während der NS-Zeit, S. 11
- 38 Issmer, Volker, Das Arbeitserziehungslager Ohrbeck bei Osnabrück
- 39 Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstands, S. 179
- 40 A.a.O.
- 41 A.a.O.
- 42 Zu Meyerhöfen ist eine bewegende Reportage von Stefanie Adomeit, Die vergessenen toten Kinder von Bohmte, erschienen (s. in der Literaturliste)
- 43 Volker Issmer, Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkriegs im Raum Georgsmarienhütte, in: Georgsmarienhütte während der NS-Zeit, S. 145
- 44 Zwei Stolpersteine in Oesede, zwei in Alt-Georgsmarienhütte und einer in Holzhausen
- 45 »Straßennamen: Tucholsky statt Hindenburg«, in: Zeitung der Jungsozialisten Nr. 9, September 1979, S. 7
- 46 Neue Osnabrücker Zeitung 28.06.2017
- 47 Alexander Kessler beschreibt die Rolle Otto Brackels in »Möglichkeiten und Grenzen lokalen Widerstandes im Dritten Reich«
- 48 Siehe Artikel in der Neuen Tagespost vom 29.08.1964: Nach fast 20 Jahren: Unbewältigte Vergangenheit? Mit den Erschießungen von Wellendorf wird sich das Schwurgericht befassen
- 49 Neue Osnabrücker Zeitung 12.04.2001: Wochenlang kümmerte sich keiner um die Leichen. Neue Osnabrücker Zeitung 29.01.2022: Wer weiß mehr über die Untat. Nazis erschossen 1945 in Kloster Oesede zwei Zwangsarbeiter
- 50 1964 wurde die Tat vom Schwurgericht als Totschlag bewertet, der zum Prozesszeitpunkt verjährt war, sodass der Täter freigesprochen wurde und die Tat ungesühnt blieb.
- 51 Neue Osnabrücker Zeitung 29.01.2022, Wer weiß mehr über die Untat? Blickpunkt 10.02.2022, Emotionale Debatte um einen Gedenktag
- 52 [https://www.georgsmarienhuette.de/seiten/epaper/der\\_besondere\\_ort/index.html](https://www.georgsmarienhuette.de/seiten/epaper/der_besondere_ort/index.html) (Stand: 06.04.2022)
- 53 Neue Osnabrücker Zeitung, 23.03.1996
- 54 Zwangsarbeit im Hüttenwerk während des Krieges. Eine Recherche von Rudolf Richter, Bericht im Blickpunkt Nr. 2 - 1996
- 55 Doerfer, S. 288



# ERINNERN UND AUFARBEITEN DES NATIONALSOZIALISMUS

Ein Beitrag zur Erinnerungskultur in den weiterführenden Schulen in Georgsmarienhütte

Simon Attems

Dieser Text ist ein Plädoyer dafür, dass wir in unserem Geschichtsunterricht unsere Geschichte erzählen – die aus Georgsmarienhütte. Wer sind wir? Was macht uns aus? Warum sind wir eine besondere Stadt mit interessanten Menschen?

Eleonore  
Recker-Korte

Maren  
Stindt-Hoge

Wenn Sie sich an besondere Georgsmarienhütter Orte, Geschichten und Menschen erinnern, woran denken Sie? Sind es Georg und Marie? Ist es Bernhardine, für die wir 2016 einen Stolperstein verlegt haben? Sind es die Schicksale des Augustaschachts? Ist es der Alltag im Stahlwerk oder die Geschichte der Stahmers? Ist es der Holsteteich, die Harderburg oder der unterbunkerte Rehlberg? Sind es die Menschen Ihrer Familie, die in Georgsmarienhütte aufgewachsen sind oder hier hingezo-gen sind und sich hier alles neu aufgebaut haben?

Nationalsozialismus standhalten konnten? Warum ist es in diesem Zusammenhang besonders wichtig, die regionalen Bezüge herzustellen?

Das Thema »Nationalsozialismus« nahm immer großen Raum in den Geschichtsfachkonferenzen der weiterführenden Schulen ein, damit auch im Unterricht und im Schulleben. Allerdings zeigt die Erfahrung bis heute, dass Unterricht nicht zu verhindern vermag, dass immer wieder Rassismus und Faschismus in unterschiedlicher Form in Erscheinung treten. Darum versuchen wir, Erkenntnisse durch emotionale, kreative und handlungsorientierte Methoden der Auseinandersetzung zu vertiefen. Das spiegelt das breite Spektrum unserer Schülerarbeiten nicht nur aus den Bereichen Geschichte und Politik, sondern auch Kunst, Musik, Literatur, Theater und Werken wider.

»Wir versuchen, Erkenntnisse durch emotionale, kreative und handlungsorientierte Methoden der Auseinandersetzung zu vertiefen«

Die Beschäftigung mit der Regionalgeschichte bietet den Schülerinnen und Schülern verstärkt Identifikationsmöglichkeiten. So ging ein entscheidender Anstoß für das Engagement der Lehrer von der Forschungsarbeit Volker Issmers zu dem ehemaligen Arbeitserziehungslager Augustaschacht im Ortsteil Ohrbeck/Hasbergen aus. Die Ergebnisse führen dem Betrachter vor Augen: Krieg, Unterdrückung und Terror gibt es nicht irgendwo, sondern auch vor Ort. Menschen aus Georgsmarienhütte haben es erlebt und wurden zu Opfern. Die Auswirkungen von Diktatur und Faschismus verschonen niemanden. Diese Nahperspektive verstärkt das Interesse und »der Terror bekommt ein Gesicht«.

Gegenwärtig bewegt sicher viele von uns der Anstieg der Gewaltbereitschaft in unserer Gesellschaft. Die Zerbrechlichkeit der Demokratie zeigt sich heute in besonderem Ausmaß. Umso wichtiger ist es, Kindern und Jugendlichen frühzeitig demokratische Werte und Regeln zu vermitteln und durch die Pflege entsprechender Traditionen die jungen Menschen damit groß werden zu lassen. Eine Voraussetzung dafür ist die Auseinandersetzung mit unserer Geschichte sowie den Ursachen und Folgen antidemokratischer und menschenverachtender Ideologien.

Dieser Auseinandersetzung begegnen wir im 9. Jahrgang – durch die Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus. Wie war das damals? Wie konnte sich eine Diktatur durchsetzen? Waren die heutigen Ortsteile gallische Dörfer, die gegen den

Dabei richtet sich der Blick nicht nur auf den Nationalsozialismus als historischen Sachverhalt, sondern auch auf die Nachgeschichte und die NS-Aufarbeitung in Georgsmarienhütte. Damit arbeiten Jugendliche auf verschiedenen Zeitebenen: der rückblickenden Vergangenheit und der Umsetzung der sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Gegenwart. Darum findet seit 2010 ein jährliches Projekt aller Jahrgänge zum Thema Zivilcourage statt.

## Die Projekte der Realschule Georgsmarienhütte zum Thema »Nationalsozialismus«

- 27. Januar (jährlich)** Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus
- Jan. 2001** »Zwangsarbeit und ›Arbeitszucht‹ am Beispiel Augustaschacht«  
Erste umfangreiche Information von Eltern, Schülerinnen, Schülern und Lehrkräften über das ehemalige Arbeitserziehungslager
- Jan. 2002** Volker Issmer diskutiert mit Schülerinnen und Schülern aller Jahrgänge über das Arbeitserziehungslager Augustaschacht und das Generationsproblem. »Väter während der Nazizeit und deren Kinder«.  
Ausstellung von Kunstarbeiten einer Klasse 10
- Jan. 2003** Gestaltung der offiziellen Gedenkfeier am Mahnmal Augustaschacht/ Haus Ohrbeck  
Schülerinnen und Schüler stellen ein Widerstandszeichen her, das am Mahnmal niedergelegt wird. Selbsterstellte Button werden angeboten.  
Ausstellung von Kunstarbeiten im Haus Ohrbeck. Schülerinnen und Schüler halten Vorträge.
- Jan. 2004** Schülerinnen und Schüler erstellen im Werkunterricht eine »Zelle«.  
Ihre Wände dienen als Ausstellungsfläche zur Aufarbeitung des Rechtsradikalismus der Gegenwart. Die Innenwände zeigen die Perspektive der Opfer, die Außenwände beantworten Fragen der »Außenstehenden«. Die »Zelle« ist Gegenstand der unterrichtlichen Arbeit aller Klassenstufen.
- Mai 2004** Gespräch mit den Töchtern der Zwangsarbeiterin Olga Timofejwa in der Realschule Georgsmarienhütte (Finanzierung der Reise durch den Verkauf von Schülerbutton).
- Okt. 2004** Niederländische und deutsche Schülerinnen und Schüler aus den Klassen 10 des Christelyk Vollege Schaersvorde Aalten und der Realschule Georgsmarienhütte arbeiten in einem Workshop an einem Comic zur »Zwangsarbeit im Osnabrücker Raum«.
- Jan 2005** Präsentation der Arbeitsergebnisse des deutsch-niederländischen Workshops auf der offiziellen Gedenkfeier im Haus Ohrbeck.  
In der Realschule: Theateraufführung der Theater AG »Glaubst du, dass es wirklich Sterne gibt?!« nach Vorbereitung in allen Klassenstufen.



Schüler\*innen  
des Projektes  
»Der Augustaschacht  
erzählt(e) Geschichten«  
(2019/20)  
vor der Gedenkstätte

- April 2005** Projekte in den Wahlpflichtkursen 8/9 und 10: »Das Ende des 2. Weltkriegs bei uns in Georgsmarienhütte – Großeltern erzählen aus dieser Zeit«  
Schülerinnen und Schüler interviewen Groß- und Urgroßeltern, Nachbarn und bekannte Persönlichkeiten aus Georgsmarienhütte. Dokumente des Suchdienstes des Deutschen Roten Kreuzes, Briefe, alte Zeitungsberichte, Todesanzeigen und Fotos von der Befreiung Georgsmarienhüttes werden gesucht und ausgewertet. Die Ergebnisse wurden in einer Ausstellung präsentiert.
- Mai 2005** Zeitzeugengespräch mit Major Bertram Rabbets, ehemaliger Stabsoffizier der englischen Armee, der bei der Befreiung des Landkreises Osnabrück beteiligt war.
- Mai/Okt 2005**  
»Erinnerung und Verantwortung« – Ausstellung zum Kriegsende vor 60 Jahren im Osnabrücker Land  
Projektarbeit der Realschule Georgsmarienhütte als Teil der Wanderausstellung des Landkreises Osnabrück
- Jan. 2006** Zeitzeugengespräch mit Esther Bejarano
- Jan. 2007** Schülerinnen und Schüler gestalten in der Pausenhalle »die Zelle« aus der Perspektive von Opfern des Nationalsozialismus sowie gegenwärtiger Rechtsradikaler.
- Jan. 2008** Schülerinnen und Schüler des Wahlpflichtkurses Geschichte Jg. 10 vergittern die Pausenhalle als große Zelle und stellen die Hintergründe des Holocaust vor.
- Juni 2009** Mitarbeit der Schülerinnen und Schüler beim Aufbau der Bibliothek in der Gedenkstätte Augustaschacht
- Nov. 2009** Schülerinnen und Schüler der Realschule Georgsmarienhütte nehmen das Angebot des Musiktheaters Lupe mit anderen Jugendlichen aus anderen Schulen der Stadt und des Landkreises Osnabrück wahr, ein Stück zum Thema Zwangsarbeit zu erarbeiten. Das Ergebnis, das Musiktheaterstück »Der Zug«, wird im Augustaschacht aufgeführt.
- Seit August 2013 jährlich**  
»Gemeinsam leben, lernen, lachen – gemeinsam Ziele erreichen« – Jg. 10 Extremismus und Zivilcourage  
In verschiedenen Jahrgängen werden drei Projektstage zu aktuellen Themen durchgeführt, die für die jeweiligen Jahrgänge eine Relevanz haben (Jg. 5 – Ernährung und Bewegung/ Jg. 6 – Internet und Medien/ Jg. 7 – Meine Umwelt und ich/ Jg. 8 – Sucht/ Jg. 9 – Sexualität/ Jg. 10 – Extremismus und Zivilcourage).
- 2013** Schülerinnen und Schüler des Wahlpflichtkurses Geschichte/Politik erstellen eine Ausstellung zu dem Thema »Georgsmarienhütte im Nationalsozialismus«.
- Febr. 2014** Schülerinnen und Schüler der Klasse 9b übernehmen die Gestaltung der Gedenkveranstaltung zur Verlegung der Stolpersteine.



- 2014/15** »70 Jahre danach – Generationen im Dialog«  
 Stadt Georgsmarienhütte / Anne Frank Zentrum / Gymnasium Oesede  
 Etwa zwanzig Schülerinnen und Schüler interviewen Zeitzeugen zu ihren Erinnerungen an das Kriegsende in Georgsmarienhütte.
- Okt. 2015** Sally Perel – Hitlerjunge Salomon – Zeitzeugengespräch in der Aula - Jg. 10
- Okt. 2016** Zeitzeugengespräch mit Sofiya Knurenko, einer ehemaligen Zwangsarbeiterin, in Kooperation mit der Gedenkstätte Augustaschacht – Jg. 10
- Jan. 2017** »Stimmen der Vergangenheit«  
 Gestaltung des offiziellen Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus in der Gedenkstätte Augustaschacht – Jg. 10
- 15. Feb. 2017** Zeitzeugengespräch Erna de Vries in der Aula der Realschule Georgsmarienhütte – Jg. 9
- Aug/Sept 2017** Erforschung von Familienbiografien IMIS Universität Osnabrück  
 Schülerinnen und Schüler der Klasse 6d recherchieren vier Generationen ihrer Familiengeschichte. Anhand von Geburts-, Sterbedaten und -orte wurden Karten erstellt, die die Wanderungen der eigenen Familienangehörigen zeigten. Dabei wurde festgestellt, dass in vielen Familien Menschen zum Ende des Nationalsozialismus geflohen oder vertrieben worden sind.
- Nov. 2017** Der Wahlpflichtkurs Geschichte Jg. 8 gestaltet die Gedenkfeier zum Volkstrauertag in Oesede
- Sept. 2018** Zeitzeugengespräch mit Rozette Kats – Jg. 10



Ausstellung »Stimmen der Vergangenheit« zum Gedenktag der Opfer des Nationalsozialismus in der Gedenkstätte Augustaschacht, 2017

**Nov. 2018** Schülerinnen und Schüler der Realschule Georgsmarienhütte, des Gymnasiums Oesede und der Sophie-Scholl-Schule gestalten die Gedenkfeier zum Volkstrauertag in Kloster Oesede.

**Okt. 2019** Verleihung des Titels »Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage«  
Die Klasse 7d beantragt den Titel »Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage« und sammelt im Schuljahr 2017/2018 Unterschriften der Schulgemeinschaft. Der 10. Jahrgang bereitet im September 2019 das Programm für die Verleihungsfeier vor. »Ist Ausgrenzung nur ein Phänomen der Vergangenheit?« Es entstehen u. a. Kunstwerke, fotografische Präsentationen, tänzerische Choreografien, die bei der Verleihung gezeigt werden. Paten sind die ehemaligen Schüler Konstantin Engel (ehemaliger Profi VfL Osnabrück) und Ole Hengelbrock (Entwicklungshilfe, Caritas international).



Zeichnung von  
Julia Swajginzew,  
2019

**Nov. 2019** Der Wahlpflichtkurs Geschichte Jg. 10 der Realschule Georgsmarienhütte gestaltet zusammen mit Schülerinnen und Schülern des Gymnasiums Oesede und der Sophie-Scholl-Schule den Volkstrauertag am Ehrenmal auf dem Harderberg.

**2019/2020** »Der Augustaschacht erzählte/e Geschichte/n«  
Schülerinnen und Schüler der Sophie-Scholl-Schule, der Oberschule Hasbergen, des Gymnasiums Oesede und der Realschule Georgsmarienhütte untersuchen Narrative, die sich zu den Geschehnissen um den Augustaschacht gebildet haben.

**Febr. 2020** Ausstellung »Demokratie stärken – Rechtsextremismus bekämpfen« der Friedrich-Ebert-Stiftung in der Realschule Georgsmarienhütte. Schülerinnen und Schüler des 9. und 10. Jahrgangs werden zu Guides ausgebildet, die durch die Ausstellung führen können.

**Nov. 2021** Schülerinnen und Schüler des Wahlpflichtkurses Geschichte/Politik Jg. 10 gestalten den Volkstrauertag Papiermühle in Kooperation mit dem Gymnasium Oesede

**Sept. 2022** Spurensuche auf dem Heger Friedhof – das Gräberfeld XIe  
Im Rahmen des Engagementtages reinigen etwa 40 Schülerinnen und Schüler die Grabplatten auf dem Gräberfeld XIe. Dabei treffen sie Angehörige eines dort bestatteten Jungen, der bei dem Bombenunglück im November 1944 verstarb. Anschließend wurden die Hintergründe der dort bestatteten Menschen recherchiert.

**Nov. 2022** Der Wahlpflichtkurs Geschichte/Politik Jg. 8 und Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums Oesede erinnern am Volkstrauertag am Denkmal im Kasinopark an die Menschen in Alt-Georgsmarienhütte und Malbergen.

## Auswahl an historischen Schülerprojekten (Schwerpunkt Realschule Georgsmarienhütte)

### I. Zwangsarbeit und ›Arbeitszucht‹ am Beispiel Augustaschacht – Erarbeitung von Unterrichtsmaterialien auf der Grundlage der Forschungsergebnisse von Volker Issmer/ Kooperation mit Landschaftsverband Osnabrücker Land e. V.

Im Auftrag des Landschaftsverbandes Osnabrücker Land e. V. bildete sich 1999 ein Arbeitskreis von elf Lehrerinnen und Lehrern aller Schulformen der Sekundarstufen I und II und öffentlicher Einrichtungen des Südkreises Osnabrück, um aus den Forschungsergebnissen Volker Issmers Unterrichtsmaterialien zu erstellen. Die Realschule war durch Frau Recker-Korte vertreten, die Bausteine für alle Schulformen zu dem Thema »Zwangsarbeiterinnen und weibliche KZ-Häftlinge« erarbeitete.

In der Folge ergab sich eine fruchtbare Zusammenarbeit der Realschule mit dem Landschaftsverband Osnabrücker Land bei weiteren Projekten. Daraus erwuchs eine »über den schulischen Tellerand blickende« pädagogische Arbeit, deren Ziel es u. a. war, die Auseinandersetzung mit Rassismus und Faschismus auch in die Gemeinde Georgsmarienhütte zu tragen. Darum wurden immer wieder Eltern und andere Gäste zu Projekten und Veranstaltungen eingeladen. Dabei machte man die Erfahrung, dass entsprechende Angebote eine große Betroffenheit und ein hohes Maß an Engagement sowohl bei Jugendlichen wie auch bei Erwachsenen hervorrufen.

### II. Mitgestaltung der offiziellen Gedenkveranstaltungen – Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar Januar 2003 – Gedenken am Mahnmal Augustaschacht / Haus Ohrbeck

2003 beteiligten sich Realschüler mit eigenen Texten an der Gestaltung der offiziellen Gedenkfeier am Mahnmal Augustaschacht und im Haus Ohrbeck. Neben einem großen Widerstandszeichen, das der 2.000 aufgefundenen Häftlingsmarke nachempfunden wurde, stellten die Jugendlichen entsprechende Button her, die am Rand der Veranstaltung großen Anklang fanden.

### Januar 2017 – »Stimmen der Vergangenheit« Gedenkstätte Augustaschacht

Etwa ein halbes Jahr haben sich verschiedene Projektgruppen der Realschule mit dem Nationalsozia-

lismus und den Geschehnissen um das ehemalige Arbeitserziehungslager Ohrbeck auseinandergesetzt. In einem Theaterstück wurde die Geschichte von Igor Rudchin erzählt, der als 15-Jähriger aus der Ukraine nach Georgsmarienhütte/Osnabrück gebracht wurde und hier Zwangsarbeit leisten musste. Das Gedicht »A.Z. – Wie kann es in einer gesitteten Welt so etwas Abstoßendes geben« von Phida Wolff vom 15. Februar 1945 (Osnabrück) wurde in einer Klangversion vorgestellt. Der besondere Moment wurde beim Besuch der Gedenkstätte Augustaschacht fotografisch eingefangen und mit eigenen Worten gedeutet. Eine Schülergruppe erstellte Skulpturen, die Geschehnisse und Erlebnisse am Augustaschacht zeigten. Die kreativen Ergebnisse der Schülerinnen und Schüler wurden in einer Ausstellung in der Gedenkstätte gezeigt.

### III. Internationale Workshops

#### 2005 – deutsch-niederländische Diskussionen zur »Zwangsarbeit im Osnabrücker Raum«

Eine besonders intensive Auseinandersetzung mit dem Schicksal der vornehmlich niederländischen Zwangsarbeiter im Augustaschacht bot ein Workshop mit niederländischen Schülerinnen und Schülern 2005. Zehntklässler der Christelyk College Schaersvorde Aalten und der Realschule diskutierten in binationalen Gruppen mit dem Autor Eric Heuvel über Inhalt und Gestaltung eines Comics zum Thema »Zwangsarbeit im Osnabrücker Raum«.

### IV. Ausstellungen

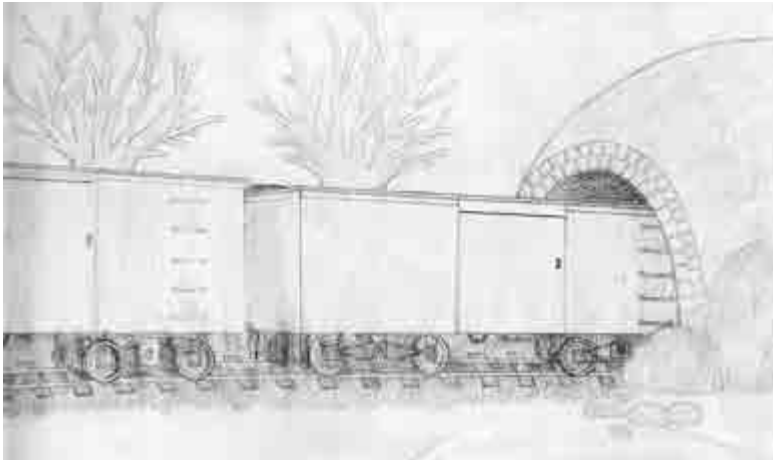
#### 2003 – »Häftling sein in den Lagern des Nationalsozialismus«

Eindrucksvolle Schülerarbeiten aus dem Kunstunterricht zu diesem Thema werden im Haus Ohrbeck, später in der Villa Stahmer und in der Gedenkstätte Augustaschacht ausgestellt.

#### 2005 – »Erinnerung und Verantwortung – Kriegsende vor 60 Jahren im Osnabrücker Land«

Auch die Wanderausstellung des Landkreises 2005 zum Kriegsende vor 60 Jahren wurde von dem Projekt »Das Ende des 2. Weltkrieges bei uns in Georgsmarienhütte« vorbereitet. Die Schüler interviewten Groß- und Urgroßeltern, Nachbarn und





Schülerarbeit zur Auseinandersetzung mit der Zwangsarbeit im Arbeitserziehungslager Augustaschacht, Kunstunterricht 2002

bekannte Persönlichkeiten. Es entstand eine Ausstellung gesammelter Briefe, Todessanzeigen, Dokumente des Suchdienstes, alter Zeitungsberichte und Fotos aus dieser Zeit. Ihren Vortrag zur Eröffnungsfeier stellten die Schüler unter das Motto: »Große Kriege haben ihren Ursprung in vielen kleinen Kriegen – Gegen Hetze und Vorurteile«.

#### 2013 – Ausstellung »Georgsmarienhütte zur Zeit des Nationalsozialismus«

Der Wahlpflichtkurs Geschichte/Politik aus dem 10. Jahrgang erarbeitete eine eigene Ausstellung zu den verschiedenen Ortsteilen Georgsmarienhüttes. Die Schülerinnen und Schüler machten sich auf die Spurensuche in den einzelnen Ortsteilen und stellten diese in einer Ausstellung vor.

Schülerarbeit, Kunstunterricht 2002



#### V. Zeitzeugengespräche

##### 2004 – Ein Gespräch mit den Töchtern von Olga Timofejewna

Das Gespräch mit den Töchtern der ehemaligen Zwangsarbeiterin Olga Timofejewna aus Weißrussland 2004 machte die besondere Situation weiblicher Häftlinge deutlich. Beispielsweise brachten Schwangerschaften die Frauen in große Bedrängnis. Sie mussten ihre Kinder unter unvorstellbaren Bedingungen gebären. Die Kleinen wurden von ihren Müttern getrennt und nicht ausreichend versorgt. Olga Timofejewna hatte ihr erstes Kind in dem Lager verloren und wünschte sich nun im Alter Erde von dem Grab ihrer Tochter auf dem Heger Friedhof. Mit dem Verkauf der oben erwähnten Buttons (vgl. Januar 2003 – Gedenken am Mahnmal Augustaschacht/Haus Ohrbeck) konnten die Fahrtkosten für die Gäste aus Weißrussland übernommen werden.

##### 2005 – Die Befreiung des Landkreises Osnabrück/ Begegnungen mit Major Bertram Rabbetts

Ein großes Interesse und ganz besondere Anteilnahme weckte immer wieder der persönliche Austausch mit Zeitzeugen. Die Begegnung mit Major Bertram Rabbetts, einem ehemaligen Stabsoffizier der englischen Armee, der bei der Befreiung des Landkreises Osnabrück beteiligt war, bot den anwesenden Zuhörerinnen und Zuhörern einen Perspektivwechsel, nämlich die Sicht des Auslandes auf Hitler-Deutschland.

##### 2006 – Esther Bejerano »Überleben im Mädchenorchester Auschwitz«

Die Begegnung mit Esther Bejerano 2006, die über ihre jüdische Kindheit in Deutschland und ihre Haftzeit in Auschwitz berichtete, war für Schüler, Schülerinnen, Lehrer, Eltern und anderen Gästen ein einschneidendes Erlebnis. Daraus entstand das Bedürfnis der Schüler und Schülerinnen, ihre Projekte der Jahre 2007/08 speziell den Opfern des Konzentrationslagers zu widmen.

##### 2014 – Igor Rudschin / Lebenslinien am Augustaschacht

Im September 2014 beeindruckte den 10. Jahrgang das Gespräch mit Igor Rudschin, der als 15-Jähriger zur Zwangsarbeit in Georgsmarienhütte verpflich-

tet wurde. Mit Unterstützung des Teams der Gedenkstätte wurde die Begegnung übersetzt und begleitet. Igor Rudchin, dem hier so viel Leid angetan wurde und der bei einer »Untersuchung« der Osna-brücker Gestapo das Gehör teilweise verloren hatte, ging mit offenen Worten auf die Jugendlichen zu. Ihm lagen die Jugendlichen besonders am Herzen. Er wollte ihnen mitgeben, dass es wichtig ist, aufeinander zuzugehen und das eigene Lebensschicksal selbst in die Hand zu nehmen.

#### **VI. Stolpersteinverlegung – 28. Februar 2014**

Die fünf Geschichten, die sich hinter den Georgsmarienhütter Stolpersteinen verbargen, berührten die Jugendlichen der Klasse 9b der Realschule Georgsmarienhütte. Katharina Westenberg, Helene Plock, Albert Baller, Ignatz Wojewoda und Bernhardine Mönkedieck waren Menschen, die von den Nazis aus ihren Familien gerissen wurden und dort große Lücken hinterlassen haben. Auf der Grundlage der Veröffentlichung von Dr. Inge Becher zu den Biografien der Menschen für die ein Stolperstein verlegt wurde, haben sich die Schülerinnen und Schüler damit auseinandergesetzt. Ihre Gedanken zu den Schicksalen wurden in der offiziellen Gedenkfeier vorgestellt.

#### **VII. Film »70 Jahre danach – Generationen im Dialog« (schulübergreifend)**

Die Stadt Georgsmarienhütte nahm 2014/2015 an dem Projekt »70 Jahre danach – Generationen im Dialog« teil. Jeweils eine Schülergruppe des Gymnasiums Oesede und der Realschule Georgsmarienhütte führte unter der Projektleitung von Dr. Inge Becher Gespräche mit zehn Zeitzeugen und Zeitzeuginnen aus Georgsmarienhütte und Umgebung durch. Die Interviews wurden im Vorfeld vorbereitet und anschließend ausgewertet. Die Gespräche wurden aufgezeichnet und in einem Film zusammengestellt, der im Frühjahr 2015 im Rathaus vorgestellt und in den weiterführenden Georgsmarienhütter Schulen gezeigt wurde.

#### **VIII. 2019/2020 »Der Augustaschacht erzählt/e Geschichte/n« (schulübergreifend)**

Die Sophie-Scholl-Schule, die Oberschule Hasbergen, das Gymnasium Oesede und die Realschule

Georgsmarienhütte führten in Kooperation mit der Gedenkstätte Gestapokeller/Augustaschacht in dem Schuljahr 2019/2020 ein bemerkenswertes Projekt durch – der Augustaschacht erzählte/e Geschichte/n. Die Jugendlichen sammelten Aussagen und Fragen, die sich in der Hagener, Georgsmarienhütter und Hasberger Bevölkerung rund um die Menschen und Vorfälle des Arbeitserziehungslagers Ohrbeck erzählt wurden. Neben dem Besuch der Gedenkstätte wurde die Zeit vor und nach dem Arbeitserziehungslager thematisiert. Die gesammelten Aussagen wurden recherchiert, Experten und GMHütter Zeitzeugen befragt. Hatten/haben die Aussagen einen Wahrheitsgehalt? Viele konnten auf ihre Triftigkeit überprüft werden, allerdings nicht alle. Die Ergebnisse sind in der neu konzipierten Ausstellung in der Gedenkstätte Augustaschacht zu sehen.

#### **IX. Gestaltung der Volkstrauertage**

Seit November 2017 finden die Gedenkfeiern der Volkstrauertage in der Stadt Georgsmarienhütte zentral an wechselnden Orten statt. Die weiterführenden Georgsmarienhütter Schulen bereiten diese Veranstaltungen unter der Begleitung von Dr. Inge Becher in Kooperation mit Heimat-, Schützenvereinen und Kirchengemeinden vor. Ziel ist es, die Geschichten der Menschen aus den verschiedenen Ortsteilen zu erzählen und an die Schicksale zu erinnern. Die Recherchen zeigen, dass die Geschichten und die Erinnerungen noch da sind. Die Spuren der Kriege sind bis heute nachvollziehbar. Es sind Geschichten, die nicht vergessen werden dürfen.

Wir sind inzwischen immer wieder beeindruckt, wie viele Georgsmarienhütter inzwischen an den Gedenkfeiern teilnehmen. Für unsere Jugendlichen und für uns ist dies eine besondere Anerkennung. Viele der Besucherinnen und Besucher nehmen es anschließend wahr, sich bei den vortragenden Schülerinnen und Schülern dafür zu bedanken. Dies sind wertschätzende Momente, an die sich die Jugendlichen auch noch später erinnern werden. Ein Dialog zwischen den Generationen ist in Georgsmarienhütte eine wichtige Säule unseres Zusammenlebens.

## Sophie Scholl – ein Name mit Verantwortung

Die Sophie-Scholl-Schule in Kloster Oesede existiert seit dem Jahr 2006. Sie ging aus der Zusammenlegung der Hauptschule Oesede und der Hauptschule mit Orientierungsstufe Kloster Oesede hervor. In Georgsmarienhütte gab es außerdem parallel bis zum 31.07.2015 die Carl-Stahmer-Hauptschule. Aufgrund zurückgehender Schülerzahlen entschloss sich der Schulträger im Jahr 2014, die beiden verbliebenen Hauptschulen mit Beginn des Schuljahres 2015/2016 zusammenzulegen. Seit dieser Zeit ist die Kirchstraße der neue Standort der Sophie-Scholl-Schule Georgsmarienhütte.

Sophia Magdalena »Sophie« Scholl war eine deutsche Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus. Für ihr Engagement gegen das totalitäre System unter Adolf Hitler wurde sie hingerichtet. Somit ist klar, dass mit der Namensgeberin dieser Hauptschule eine eindeutige Verantwortung und ein klarer Auftrag zur Erinnerungskultur und Gestaltung des Schulalltags einhergehen.

Schülerinnen und Schüler sollen neben regelmäßigen Projekten und Exkursionen zum Thema Nationalsozialismus, wie beispielsweise dem Besuch von ehemaligen Konzentrationslagern auf Tages- oder Wochenausflügen oder einer Führung durch die Gedenkstätte Augustaschacht, den Demokratiegedanken und Offenheit gegenüber neuen kulturellen Einflüssen in einem integrativen und von Toleranz geprägten Schulalltag erleben und aktiv mitgestalten. Im Rahmen des Erziehungsauftrages nutzt die Schule die ethnische Vielfalt der Schülerschaft als Chance für den Abbau von Vorurteilen und das Kennenlernen unterschiedlichster kultureller Einflüsse im Rahmen gemeinsamer Aktivitäten, Schulfeiern, Projekttagen oder fächerübergreifender Diskussionen zu Politik, Gesellschaft oder Religion. Im Zentrum dieser vielfältigen Anlässe steht die Erziehung zu demokratischem und gewaltfreiem Handeln sowie Verständnis und Toleranz für die Individualität eines jeden Menschen in Glauben und Kultur.

Neben der Vermittlung und Erfahrung dieser gesellschaftlichen Grundsätze legt das Kollegium der Sophie-Scholl-Schule ebenso Wert auf eine regelmäßige Erinnerungskultur, die sowohl mit den Ereignissen der Nazi-Diktatur als auch explizit mit

der Namensgeberin der Schule einhergeht. So haben in der Vergangenheit beispielsweise regelmäßige Projekttag das Thema »Sophie Scholl« aufgegriffen. Während dieser Projekttag haben alle Schülerinnen und Schüler in alters- und entwicklungsgerechten Gruppen Vorträge, Präsentationen oder ähnliches erarbeitet. Im Anschluss hatten die Gruppen die Möglichkeit, die Arbeitsergebnisse aller anderen Schülerinnen und Schüler zu begutachten, an Vorträgen oder Präsentationen teilzunehmen und ihr Wissen zur Namensgeberin der Schule so zu erweitern und besser zu verstehen, welchen Wert Freiheit und Demokratie für uns alle haben.

Nicht nur der Fachbereich GSW (Geschichtlich Soziale Weltkunde), sondern auch andere Unterrichtsfächer bieten regelmäßig die Gelegenheit, Inhalte zum Anlass einer Auseinandersetzung mit aktuellen politischen und gesellschaftlichen Zuständen zu nehmen. Erinnerungskultur bedeutet somit nicht ausschließlich die Auseinandersetzung mit dem bereits Geschehenen, sondern im besonderen Maße auch das Erkennen demokratiegefährdender Einflüsse der Gegenwart. Um zu verhindern, dass sich Geschichte wiederholt, muss das Verständnis für die Dynamik gesellschaftlicher und politischer Abläufe vor dem Hintergrund vergangener Ereignisse geschult werden. Nur so entwickeln Schülerinnen und Schüler ein Bewusstsein dafür, dass ihr Handeln heute die Gesellschaft von morgen prägt und sie somit eine Verantwortung für die Gestaltung ihrer Lebenswelt tragen.

Im Rahmen demokratischer Erziehung, aber auch aus aktuellem Anlass, findet im Jahr 2023 das Projekt »Respekt« an der Sophie-Scholl-Schule statt, in dessen Rahmen alle Lehrkräfte der Schule unterschiedlichste Workshops zum Thema anbieten und den Schülerinnen und Schülern so die Möglichkeit geben, sich in heterogenen Gruppen auf diverse Weisen mit dem Thema und seiner Wichtigkeit im gesellschaftlichen Kontext auseinanderzusetzen und ihre Ergebnisse als Wertschätzung ihrer Arbeit der Schulgemeinschaft zu präsentieren.

Trotz der vielfältigen Ansätze hat die Sophie-Scholl-Schule sich bereits in einer Fachkonferenz des Bereichs GSW im Jahr 2020 ein weiteres Ziel





Schülerarbeit,  
Kunstunterricht 2003

gesetzt: ein jahrgangsübergreifendes Projekt zum Thema »Erinnerungskultur zum Nationalsozialismus und Sophie Scholl« als sich jährlich wiederholenden festen Bestandteil in den schulinternen Arbeitsplan einzupflegen. Auf diese Weise kann nicht nur des Vergangenen gedacht, sondern auch Aktuelles kritisch hinterfragt und die Schülerschaft noch mehr als Gemeinschaft erfahren werden.

#### **Warum Georgsmarienhütter Geschichte?**

Warum ist es wichtig, unsere Georgsmarienhütter Geschichte mit Jugendlichen zu thematisieren? Wäre es nicht manches Mal einfacher, das allgemeine Geschichtsbuch zu öffnen und es zum Unterrichtsinhalt zu machen? Wir leben in einem historischen Umfeld, die Geschichte – auch die aus Georgsmarienhütte – erklärt uns die Gegenwart und lässt uns die Zukunft deuten. Der regionale Bezug ist für die Heranwachsenden elementar, Geschichte wird konkret. Orte bekommen eine Geschichte, regionale Straßennamen werden erklärbar, an Georgsmarienhütter wird erinnert. Wir können damit einen Beitrag zu unserem Stadt-

gedächtnis leisten. Wir haben in den Schulen die Chance, jungen Menschen eine Erinnerungskultur und deren Umgang damit zu vermitteln. Die vielen Georgsmarienhütter Kinder und Jugendlichen sind unsere Zukunft, sie tragen die Mitverantwortung für die zukünftige Gestaltung unserer Gesellschaft.

#### **Ein wichtiges Anliegen ...**

Wir möchten uns bei den vielen Unterstützerinnen, Unterstützern und Begleitern unserer vielen historischen Projekte und Begegnungen bedanken. Ohne Dr. Inge Becher von der Stadt Georgsmarienhütte, Dr. Michael Gander und seinem Team der Gedenkstätte Augustaschacht/Gestapokeller, Werner Beermann, den GMHütter Heimatvereinen, Sportvereinen und Kirchengemeinden und vielen Georgsmarienhütern wären viele dieser Schülerprojekte und -kontakte nicht möglich gewesen. Wir treffen auf so viele offene Arme und interessierte Menschen, die mit uns das Anliegen teilen, dass es wichtig ist, aus der Georgsmarienhütter Vergangenheit zu lernen, um die Gegenwart und Zukunft gemeinsam zu gestalten.

# SPORT ZUR ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS

Der Versuch einer geschichtlichen Aufarbeitung am Beispiel des TV »Gut Heil« Georgsmarienhütte

Burckhard Hahn Die konkrete Aufarbeitung der Geschichte der verschiedenen Sportvereine in Georgsmarienhütte während des Nationalsozialismus gestaltet sich unterschiedlich schwierig oder gar unmöglich. Die drei größeren Sportvereine in Oesede, Kloster Oesede und Holzhausen sind Gründungen Anfang und Mitte der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Diese waren aus der damaligen katholischen Bevölkerungsmehrheit und Kircheninitiative entstanden und gehörten dem katholischen Sportverband »Deutsche Jugendkraft« (DJK) an. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten durfte nur eine nationalsozialistische Sportorganisation existieren, was per Erlass vom 25. Mai 1934 und Enddatum vom 23. Juli 1935 zur Auflösung aller DJK-Vereine führte. Wie nun die anschließenden Neugründungen der Vereine sich nach dem verordneten Vereinsführerprinzip vollzogen und akzeptiert wurden, könnte nur durch entsprechende Akten und Vereinsaufzeichnungen belegt werden. Aber im Zuge der späteren möglichen Entnazifizierungen darf man annehmen, dass eine Vielzahl der verantwortlichen Protagonisten diese Unterlagen zu ihrer Entlastung vernichtet haben und auch Vandalismus-Aktionen der Besatzungssoldaten ta-

ten ihr Übriges. Der in der Nachkriegszeit praktizierte Verdrängungsprozess und auch die wieder in bestimmte Verantwortungen gekommenen Protagonisten waren an einer Aufarbeitung nicht interessiert. In vielen Fest- und Jubiläumsschriften fanden sich für die Zeit zwischen 1933 und 1945 in etwa die gleichen Formulierungen: »In den folgenden Jahren ging das Leben im Verein rege weiter und konnte sich eine eigene Stellung bewahren. Der turnerische freie Geist ging unter den damaligen politischen Verhältnissen nicht unter« (TVG-Festschrift 1960).

Erst die 2008 erschienene Festschrift »100 Jahre SV Viktoria 08 GMHütte« gibt auf dreieinhalb Seiten einen etwas größeren Einblick über die Zeit zwischen 1933 bis 1945, wobei auch auf TVG-Unterlagen zurückgegriffen werden konnte.

Das folgende Kapitel aus der »Vereinschronik 150 Jahre TVG« versucht nun eine umfangreiche Aufklärung der Sportsituation für die Jahre 1933 bis 1945 im »TV Gut Heil v. 1870 e.V.« zu geben. Vom Grundsatz aber können viele der Darstellung auch auf die Situation der anderen Sportvereine übertragen werden.

## 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges – Sport unter dem Einfluss der Nationalsozialisten – Auszüge aus der »Vereinschronik 150 TVG«

Die wirtschaftliche Lage verbesserte sich in Georgsmarienhütte erst im Februar 1934, denn ab diesem Zeitpunkt lief wieder der Dauerbetrieb auf dem Hüttenwerk. Dieses wurde in der Hauptsache in ganz Deutschland durch staatliche Investitionsprogramme künstlich erzeugt, was für den einzelnen Arbeitnehmer unerheblich war<sup>1</sup>.

Vorausgegangen war die Machtübernahme im Deutschen Reich durch die Nationalsozialisten (NSDAP und DNVP) mit Adolf Hitler als Reichskanzler am 30. Januar 1933 und dem folgenden

Reichsermächtigungsgesetz vom 24. März 1933.

Der Vereinsjahresbericht für das Jahr 1933 schlägt schon im Ton eine neue Sprache an:

*»Das Jahr 1933 war ein Jahr großen Zeitgeschehens. [...] Umbruch unseres geliebten Vaterlandes. [...] Der März, welcher einen neuen Frühling über unser geliebtes Vaterland erstehen ließ, [...] Am 25. Juli zum 15. Deutschen Turnfest in Stuttgart anzutreten, um Zeuge zu sein [...] war dieses wohl das erhebenste Turnfest. [...] Unser Volkskanzler Adolf Hitler sowie [...] der neue D.T.-Führer von Tschammer*

und Osten gaben in beredten Worten [...] Ihren Gefühlen Ausdruck. [...] Der Kanzler pries die Deutsche Turnerschaft als Repräsentanten des Deutschen Volkes [...] Der neue D.T.-Führer erklärte, daß, wer die Turnerschaft angreife, Deutschland angreife.«<sup>2</sup>

Es gab nun einige neue Vorgaben in der Vereinsarbeit. Zunächst trat der Gesamtvorstand des Vereins auf Grund der neuen Richtlinien des neuen Reichssportkommissars zurück. Das »Vereinsführerprinzip« wurde eingeführt und der Vereinszweck neu definiert. Hier der Vergleich bezüglich Vereinszweck zwischen der (1) Satzung vor 1933 und der späteren (2) Einheitsatzung vom 26. Oktober 1935:

Zu (1) »Das Turnen sowie die Turnspiele sollen durch zweckmäßig betriebene Übungen den Körper zu einer schönen naturgemäßen Haltung in allen Stellungen und Bewegungen gewöhnen, die leibliche Entwicklung fördern und die Gesundheit stärken, die Teilnehmer am Turnen an Übungen und Fertigkeit gewöhnen, die Kraft, Ausdauer und Gewandtheit des Körpers vermehren durch Steigerung der Gesundheit, Kraft und Geschicklichkeit des Körpers, auch Entschlossenheit, Besonnenheit und Mut fördern. Die Zwecke können nur erreicht werden, wenn der Turn- und Spielbetrieb nach bestimmtem Plan erteilt wird und die Teilnehmer sich daran gewöhnen, alle Übungen mit Ernst und Anwendung der nötigen Kraft bis zur möglichen Vollkommenheit vorzunehmen.«<sup>3</sup>

Zum Vergleich:

Zu (2) »Der Verein bezweckt die leibliche und seelische Erziehung seiner Mitglieder im Geiste des nationalsozialistischen Volksstaates durch die planmäßige Pflege der Leibesübungen, insbesondere des deutschen Turnens im Geiste Friedrich Ludwig Jahns als eines Mittels zur förderlichen und sittlichen Kräftigung seiner Mitglieder, sowie durch die Pflege deutschen Volkstums, deutschen Volksbewußtseins und kameradschaftlicher Gesinnung. [...] Mitglieder des Vereins können nur unbescholtene Deutsche werden. Als Deutsche gelten nur Volksgenossen, deren Eltern und Großeltern Arier sind.«<sup>4</sup>

Anfangs noch wurde der Vereinsführer normal gewählt, musste aber vom Gau (politische Instanz als Beauftragter des Reichssportführers) bestätigt werden. Die anderen Vorstandspositionen wurden weiterhin wie üblich hinzugewählt. Das änderte sich später dahingehend, dass der Vereinsführer vom zuständigen Kreisführer des NSRL (NS



Maikundgebung 1933  
auf dem Turnplatz  
Rehlberg

Reichsbund für Leibesübung) im Einvernehmen mit der Kreisleitung der NSDAP bestellt oder abberufen wurde. Lediglich ein Vorschlagsrecht, was aber meist berücksichtigt wurde, lag bei der Mitgliederversammlung des Vereins. Ansonsten ernannte der Vereinsführer seinen Stellvertreter und sämtliche anderen Funktionsträger nach seinen Vorstellungen.<sup>5</sup>

Auf Grund eines Erlasses wurde am 28. Juni 1933 der Kreisleitung des NSRL die namentliche Zusammensetzung der Vereinsführung mit entsprechenden Parteimitgliedschaften gemeldet. Von den 13 Gemeldeten waren neun schon in entsprechenden NS-Gliederungen Mitglied. Lediglich vier Vorstandsmitglieder gehörten keiner NS-Organisation an, was mit einem Schlusssatz in der Meldung wie folgt erklärt wurde:

»Die mit X bezeichneten Vorstandsmitglieder sind bislang noch parteilos, haben aber stets im vaterländischen Sinne zur Sache gestanden und stehen heute der NSDAP sehr nahe.«

Dass nun eine größere Anzahl an Vereinsmitglieder auch in NS-Gliederungen Mitglied waren, mag einerseits darauf zurückzuführen sein, dass Leo Baumgartner, ein sehr aktives Parteimitglied und seit dem 21. März 1932 auch Kreisleiter der NSDAP, in der Werksverwaltung im Lohn- und Personalbereich tätig war. In dieser Position nutzte er nachdrücklich als Einstellungskriterium die Vorgabe: »Arbeit nur bei Parteimitgliedschaft«. Und auch die Wahlergebnisse in den Jahren 1932 und 1933 bescherten der NSDAP in Alt-Georgsmarien-



hütte um und über 30 Prozent. Das Umland wählte damals mehrheitlich die Zentrumspartei.<sup>6</sup>

Der Sportbetrieb nahm die organisatorischen Veränderungen wie selbstverständlich hin. Neue Impulse im Sportangebot kamen auf die Tagesordnung. Noch 1933 wurde eine Eis- und Schneelaufabteilung gegründet. Vielleicht waren die Wintertemperaturen damals verlässlicher, um ein regelmäßiges Eislaufen auf der Seenplatte am Oeseder Forsthaus oder dem Talsperren-Gewässer (Waldbad) zu ermöglichen. Es gab damals auch ei-



Schlittschuhteich am Forsthaus

nen Ski-Wettbewerb im Bereich Herrenrest/Gasthaus Duram, der vom Osnabrücker Turnverein (OTV heute OSC) organisiert wurde und bei denen tatsächlich auch »Siege« für den TV »Gut Heil« eingefahren wurden.<sup>7</sup> Der Verein beteiligte sich erfolgreich an verschiedenen Wettkämpfen. Auch eine Frauenhandballmannschaft ist nachweisbar. Gesellige Feiern wurden veranstaltet und eine Gesellschaftsfahrt mit zwei Bussen zum Hermannsdenkmal nach Detmold war ein Höhepunkt des Jahres 1933. Selbstverständlich beteiligte man sich auch auf Einladung des Gesamtvorstandes mit der Vereinsfahne bei der Weihefeier des fertiggestellten Kriegerdenkmals.<sup>8</sup>

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass auch in früheren TVG-Protokollen schon ab 1889 immer wieder der Hinweis auftauchte, dass der Turnverein »Mitglied im Gesamtvorstand« sei, wohin jährlich ein kleiner Beitrag abgeführt wurde. Die Werksleitung in Verbindung mit der Gemein-

de hatte schon in frühen Jahren ein übergeordnetes Gremium geschaffen, um alle Vereine »in ihren Aktivitäten solidarisch zu koordinieren«.<sup>9</sup> Gemeinsame sogenannte patriotische Feste und gemeinnützige Werbeveranstaltungen im Gesellschaftshaus oder der Turnhalle zum Beispiel mit dem Gesangsverein, Sportlern, Schützen etc. waren in den Vorjahren die Regel.

Der Dachverband der Deutschen Turner gab nun 1933 in seiner Osterbotschaft folgende Losung aus:

»[...] Wir haben den Ehrgeiz, daß wir [...] den deutschen Kameraden von SA oder denen vom Stahlhelm weder an vaterländischer Zielklarheit noch an soldatischem Geist noch an Wehrtüchtigkeit nachstehen.«<sup>10</sup>

Die Umsetzung erfolgte prompt. Am 27. August 1933 veranstaltete der Turnverein »Gut Heil« ein Werbesportfest, bei dem in der Einladung erstmalig auch Disziplinen wie »Handgranatenwurf aus dem Stand« und ein 15 km-Gepäckmarsch ausgeschrieben waren. Da ist es schon fast grotesk, dass zum Jahresende das Schachspiel ins Vereinsprogramm aufgenommen wurde. Außerdem musste eine weitere vorgeschriebene Instanz in die Vereinsarbeit integriert werden. Jeder Verein »wählte« oder bestimmte einen sogenannten Dietwart. Dieser war für die ideologischen Erziehungsziele in Bezug auf völkische Haltung, Rassenbewusstsein und antisemitischer NS-Propaganda zuständig. Im TVG-Protokoll vom 17. November 1933 hörte es sich noch moderat an:

»Aufgabe des Dietwartes [...] soll sein, den Mitgliedern in der Versammlung oder an Dietabenden, Zweck und Ziel des »Deutschen Turnertums« und das Leben und Wirken unseres Turnvaters »Friedrich Ludwig Jahn's« in kleinen Vorträgen zu erläutern.«

Wer an den »Rauschebart-Turnvater«, die freudigen Turnspielkinder und die »Hasenheide« denkt, der muss sich nun bei der Vorlage für die erste Dietstunde die Augen reiben:

»Jahn-Zitat«: »Alle Erziehung aber ist nichtig und eitel, die den Zögling in dem öden Elend wahnge-schaffener Weltbürgerlichkeit als Irrwisch schweifen lässt, und nicht im Vaterlande heimisch macht. Und so ist auch selbst in schlimmster Franzosenzeit der Turnjugend die Liebe zu König und Vaterland ins Herz gepredigt und geprägt worden. Wer wider die

*deutsche Sache und Sprache freventlich tut oder verächtlich handelt, mit Worten und Werken, heimlich wie öffentlich, der soll erst ermahnt, dann gewarnt, und so er von seinem undeutschen Tun und Treiben nicht ablässt, vor jedermann vom Turnplatz verwiesen werden. Keiner darf zur Turngemeinschaft kommen, der wissentlich Verkehrer der deutschen Volkstümlichkeit ist und Ausländerei liebt, lobt und beschönigt»<sup>11</sup>*

Das ganze Jahr 1934 wurde durch den Dietwart bei den Versammlungen am Schluss über Jahn referiert – in welcher Weise auch immer. Mit Beginn des Jahres 1935 hieß das Thema: »Behandlung völkischer Fragen«.

Außerdem »ergänzte« eine Besonderheit den Sportbetrieb. Durch Verfügung des D.T.-Führers von Tschammer und Osten wurde das »Pflichtturnjahr« eingeführt. So wurden am 27. Januar 1934 die ersten 13 Turner zwischen 18 und 24 Jahren für dieses »Pflichtturnjahr« feierlich auf die Vereinsfahne eingeschworen. Bei dieser Verpflichtung handelte es sich um »Wehrsportausbildung«, die neben Geländekunde, Märschen und anderem auch Schießübungen beinhaltet.

Ansonsten berichten die Protokolle eher von einem normalen Sportbetrieb, bei dem auch schon mal Hallenbelegungsprobleme durch die Vielzahl der Aktivitäten, auch durch andere Vereine, entstanden. Neben dem klassischen Turn- und Sportbetrieb nutzte man die Turnhalle auch für »Ski-Trocken-Gymnastik«. Gerne wurden auch Filmvorführungen organisiert. Als »Exot« meldete der Verein sogar ein Mitglied als »Wasserfahrer/Paddeln« dem Deutschen Kanuverband. Für das Befahren des Mittellandkanals musste eigens eine Genehmigung beim Wasserbauamt Osnabrück eingeholt werden. Auch eine Schwimmabteilung aktivierte sich wieder. In der Frauenabteilung wurde die erst seit knapp zwei Jahren dem Verein angehörende Lini Hoffmann geb. Söhnchen mit dem »Goldenen Reichssportabzeichen« geehrt und später auch noch mit der »Goldenen Meisterschaftsnadel« des DRL. Sie war vormals neunmalige deutsche Meisterin und auch Vize-Europameisterin im Kunstspringen (3-Meter-Brett etc.) sowie Olympiateilnehmerin 1928 in Amsterdam. Durch die Heirat mit dem damaligen Mittelschullehrer Rudolf Hoffmann (auch Vereinsführer von 1933 bis 1936) lebte sie nach ihrer aktiven Sportkarriere in



Mädchenriege des TVG 1935 vor der Turnhalle Rehlberg

Georgsmarienhütte. Ebenfalls wurden die Erfolge der damaligen drei besten Turner, Willy Huesmeier, Otto Höschele und Wilhelm Kiehling, beim Gauturnfest 1935 in Bremen mit einem Siegerkommers gefeiert.<sup>12</sup> Solch ein Siegerkommers, wie auch jede andere Veranstaltung wie Kohlfahrt mit anschließendem Essen oder dergleichen, musste dem damaligen »Hoheitsträger« Korfkamp als Ortsgruppenleiter der NSDAP gemeldet werden.

Die Reglementierungen für Veranstaltungen wurden immer enger auf ein »einheitliches völkisches Auftreten« gefasst. So wurde von der Kreisleitung klar vorgegeben, dass bei Propagandaveranstaltungen (Filmvorführungen, Vorträge etc.) eine Teilnahmepflicht für jeden Turner bestünde und ein anschließender »Rapport« einzureichen sei. Auch die Vorgaben in der Ausschreibung und Festfolge beim Kreisturnfest am 15. und 16. Juni 1935 in Bad Rothenfelde sprechen für sich:

*»Die Aushändigung des Siegerkranzes wird [...] verweigert, wenn sich die Turnerin oder der Turner an der völkischen Aussprache nicht beteiligt hat. [...] Der Aufsatz ist allen Vereinsdietwarten inzwischen zugesandt worden. Es sind scharfe Kontrollmaßnahmen vorgesehen. [...] 10.00 Uhr – Sämtliche Wettkämpfer (innen) treten zur völkischen Aussprache an.«<sup>13</sup>*

Die immer wieder erfolgten Änderungen der Vorgaben durch den Reichsbund für Leibesübung erhöhten die Bürokratie und forderten immer mehr Einzelabgaben an die Fachämter. Um Geld einzusparen, wurden die Abteilungen Leichtathle-



Delegation des TVG auf dem Turnfest am Klushügel / Osnabrück 1934

atik und Handball im Juni 1936 abgemeldet. Der kurzfristige Rücktritt des Vereinsführers Rudolf Hoffmann Anfang 1936 konnte durch die umgehende Verantwortungsübernahme durch den damaligen Ehrenvorsitzenden Hermann Heine kompensiert werden. Aber gerade in diesen Zeitabschnitt fiel der gravierendste Umbruch in den damals von der NSDAP kontrollierten Sportorganisationen. Am 18. April 1936 wurde durch Selbstauflösung der Verband der Deutschen Turner in den Deutschen Reichsbund für Leibesübung (DRL) überführt.<sup>14</sup>

Somit wurden am 30. September und am 21. November 1936 gleich zwei Versammlungen in der Gastwirtschaft Schürmann in Georgsmarienhütte vom Landkreisführer Schulz einberufen. Dabei

HJ (Hitler-Jugend) vor der Turnhalle um 1933



wurden den Vereinsführern die neuen Zielvorgaben verkündet. Hier ein paar Auszüge aus den Versammlungsprotokollen:

»Regelung der sportlichen Betätigung der Jugendlichen im Alter von 10 bis 14 Jahren: Zusammenfassung aller Jugendlichen beiderlei Geschlechts in einer Organisation (HJ)=Hitlerjugend u. BDM=Bund Deutschen Mädchen) zur einheitlichen Ausrichtung in politischer und weltanschaulicher Beziehung. Die Voraussetzung hierzu sei bei den vielen bestehenden Vereinen [...] nicht gegeben. Überhaupt würde es im Laufe der Zeit dazu kommen, daß ein Zusammenschluß vieler Vereine erfolgen müsse. [...] Alles diene dazu, [...] auch der Wehrmacht kräftigen Nachwuchs zu sichern. Nur der Verein habe in Zukunft Daseinsberechtigung, der sich voll und ganz dieser Aufgaben widme und nicht nur zum Vergnügen da sei. [...] Eine überragende Bedeutung nehme in Zukunft die Diatarbeit ein. [...] Die Pflege des Deutschtums und Volkstums soll in erhöhtem Maße gefördert werden. Jeder Verein hat sofort einen Diewart zu ernennen. [...] Als Gruß gilt im DRL in Zukunft nur noch »Sieg Heil«, als Anrede »Kameraden und Kameradinnen.«<sup>15</sup>

Die Sporthoheit fand nun unter der vollen gestalterischen Kontrolle der NSDAP statt. Bei der Jugend waren es die HJ und der BDM, bei den Erwachsenen war der Einfluss der SA gegeben. Die Beteiligung an den angesetzten Übungsstunden verringerte sich, da oft parallel die Versammlungsstunden der NS-Gliederungen angesetzt wurden. So nahm auch die Mitgliederzahl im Turnverein ab. Trotzdem konnte die Qualität der Leistungen gehalten werden, da die bewährten und verlässlichen Sportbetreuerinnen und -betreuer sich durch Lehrgänge weiterbildeten. Die Erfolge in den Bereichen des turnerischen Mehrkampfes, der Leichtathletik und im Faustball sind belegt. Auch das Sportangebot wurde mit Ringtennis und Rollschuhlauf erweitert. Bei einer 1937 angegebenen Mitgliederzahl von 185 (inklusive passive Mitglieder) ist das Angebot von circa 13 Sportarten<sup>16</sup> erstaunlich.

Durch Turnhalle, Turnplatz, Rehlberg-Sportplatz, Tennisplatz am Kasinopark und dem Waldbad waren zu dieser Zeit die besten Sportstätten im Landkreis hier in Georgsmarienhütte zu finden. Der Schießstand am Schützenhaus wurde von der NS-Organisationsleitung als willkommene Ergänzung angesehen. Es war dann auch klar, dass das





Fähnlein aus Georgsmarienhütte auf dem Reichsparteitag 1937

von der Kreisführung des DRL neu ins Leben gerufene »Bergfest« jährlich in Georgsmarienhütte stattfand. Dabei wurden dann Wettkämpfe für die Schützen, für die Tennisspieler, für die Schwimmer mit Kunstspringen und Wasserball, für die Turner und für die Leichtathleten ausgeschrieben. Auch Fußball-Pokalspiele wurden veranstaltet und zusätzlich noch sogenannte Propaganda-Vorführungen im Handball, Korbballspiel und Ringtennis. In Wehrsportmanier gab es noch einen Mannschaftsmehrkampf, bei dem neben Schwimmen, verschiedenen Laufstrecken auch »Handgranatenweitwurf« und Kleinkaliber-Schießen dazu gehörten. Für die Formationen der SS, SA und HJ war noch ein 20 km-Gepäckmarsch vorgesehen. Die abendliche »Völkische Weihefeier« in pathetischer NS-Manier gehörte noch zusätzlich zum Standardprogramm.<sup>17</sup> Wir können davon ausgehen, dass mehrere hundert Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus dem gesamten Umkreis anwesend waren. Dieses Großereignis erzeugte auch ein großes überregionales Zuschauerinteresse. Anlässlich dieser Veranstaltung wurde 1938 der Grundstein für das HJ-Heim »Leo Baumgartner« (ehemaliges Sportheim Rehlberg) gelegt.

Da nun die Mädchen und Knaben bis 14 Jahren allein der NS-Jugendorganisation unterstellt waren, war diese auch für die Sportausbildung verantwortlich. Inwieweit auch Übungsleiter aus dem TVG mit in diesem Sportbetrieb involviert waren, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Jede Wettkampfstätte konnte genutzt werden und selbst hierbei wurde ein beachtlicher Erfolg einer so-

genannten »Pimpfen-Mannschaft« des Fähnlein 22/78 aus Georgsmarienhütte erzielt. Bei den »Kampfspiele der Hitlerjugend« auf dem Reichsparteitag 1937 in Nürnberg errangen diese Georgsmarienhütter Kinder den zweiten Platz, welches natürlich ein großes Echo in der regionalen Presse hervorrief.<sup>18</sup> Der Schwerpunkt der Wettkämpfe lag bei den »Pimpfen« noch im leichtathletischen Bereich. Lediglich ein Gepäckmarsch in Formation gehörte dazu.<sup>19</sup> Mit 16/17 Jahren wurden später die Jungen wieder in den TVG eingegliedert, aber sicherlich mit einem »HJ-Virus«. Als reiner TVG-Erfolg durfte 1936 aber die Kreismeisterschaft im Faustball bei den Frauen gewertet werden.

Der Reichsführer gratuliert



Ab April 1937 konnte die »Zwischenlösung« in der Vereinsführung durch die Wahl und Berufung von Wilhelm Taake als Vereinsführer behoben werden. Ihm oblag wieder die Aufgabe, einen »Vereinsführerring« für die Vorstands- und Sportaufgaben zusammenzustellen. Für die Position des Dietwartes fand sich kein Kandidat. Somit musste die Aufgabe laut Vorgabe der Kreisleitung durch den Vereinsführer übernommen werden. Mag sich vielleicht für einen Dietwart in den vorherigen Jahren, zwar mit Themenvorgaben der Kreisleitung, noch ein gewisser Gestaltungsspielraum ergeben haben, war dieses nun durch eine neue Anordnung vom 16. Oktober 1938 vorbei. Die klare Textvorgabe wurde dem Verein übermittelt und nach erfolgter Schulung musste ein unterer Abschnitt des Textblattes als Bestätigung an den DRL-Unterkreisführer Schulz zurückgesandt werden.

Hier ein paar Passagen aus den ersten von Kurt Gutermuth (Osnabrück), Kreisdietwart im DRL, verfassten Textvorgaben, die sich in der ersten Phase auf eine pseudowissenschaftliche Erkenntnis gründete:

*»Der von uns betriebene Sport ist nicht Selbstzweck, sondern dient der Körperstählung. [...] hinzu kommt die artgemäße Weltanschauung, die uns der Führer Adolf Hitler gab. [...] Wir müssen wissen, dass die nationalsozialistische Weltanschauung auf dem Fundament der R a s s e ruht! [...] Auch in der Vergangenheit erkannten die Forscher und Gelehrten die Rassengesetze. Doch sie vermochten sich nicht durchzusetzen.« [...]*

Dann radikalisiert sich der Tonfall mit einer Verschwörungstheorie:

*»Den Schwätzern, dass der Jude auch ein Mensch sei, müssen wir in aller Deutlichkeit ins Stammbuch schreiben, dass sich gerade das Judentum seit dem Auszuge aus der Wüste von den anderen Rassen bewusst abgeschlossen hat. [...] Sie verbargen ihre Rassenerkenntnisse und ihre Rassenpflege sorgsam vor dem Arier. Der Feind unseres völkischen Erwachens ist aber nicht der Jude allein, sondern Juda und der arische Judenknecht!« [...]*

Das Ganze endet dann in einem Überlegenheitsgefühl und einer Selbstüberschätzung des eigenen Bildes. Dabei wird eigentlich alles wieder zur Farce, wenn man die Person Adolf Hitler dabei bildlich vor sich sieht (letzter Satz »verkörperter Wille«):

*»Die Ablehnung der Vermischung deutschen Blutes mit jüdischem ist keine Wertung der hebräischen*

*Mischrasse, die sich selbst durch strenge rabbinische Inzuchtgesetze ausgesondert hat. [...] Es wird uns klar, wenn wir von der Erkenntnis ausgehen, dass die ganze arische Rasse ein gemeinsames Blutband umschlingt, dass Adolf Hitler der verkörperte Wille dieser arischen Schöpferrasse ist.«<sup>20</sup>*

Im zweiten Dietbrief schmeichelt man zu Anfang mit einer gewaltlosen »Befreiung« der eigenen Mitbürger:

*»Durch seinen unbeugsamen Willen konnte der Führer unsere sudetendeutschen Blutsbrüder und Blutsschwestern befreien und ins großdeutsche Reich heimführen. [...] 10 Millionen Volksdeutsche [...] Ohne einen Schuss Pulver wurden über 100 Tausend Quadratkilometer Lebensraum vom Joch der Unterdrücker befreit.« [...]*

Dann tritt gleich wieder die Überheblichkeit der eigenen »Rasse« zum Vorschein und »rechtfertigt« wiederum pseudowissenschaftlich die zu vollziehenden Maßnahmen. Dabei hat man keine Scheu, den Begriff der menschlichen Nächstenliebe zu missbrauchen und perfide einen sozialen Neidfaktor zu konstruieren:

*»Rasse und Raum sind uns heilige Begriffe. Die Rasse rein zu erhalten und den Lebensraum mit unserem Blut zu verteidigen. [...] Seid stets eingedenk, dass ein Volk zugrunde geht: 1) Durch zahlenmäßigen Rückgang, also Aussterben, 2) durch das Zurückdrängen der hochwertigen Erblinien und das Überhandnehmen der Erbkranken, 3) durch eine Mischung mit uns blutmäßig fremden Rassen (Juden usw.). [...] Um unser Volk vor dem Untergang zu bewahren, wurde das Gesetz der Sterilisation erlassen. Wir erfüllen das Gebot der menschlichen Nächstenliebe, wenn wir die Erbkranken daran hindern, dass sie sich fortpflanzen [...] damit sie nicht eines Tages den Erbgesunden zahlenmäßig überlegen sind. [...] Dies ist zu berücksichtigen, dass die Kinderzahl bei Erbgesunden durchschnittlich 1,7 beträgt, während die Erbkranken, die Asozialen und Verbrecher 5,4 Kinder ihr eigen nennen. [...] 450 Millionen Reichsmark bei Sammlungen der Winterhilfe für die Not der Ärmsten steht eine staatliche Finanzlast für die Erbkranken in einer jährlichen Höhe von 2 Milliarden, ja Milliarden, nicht Millionen, gegenüber. Diese 2 Milliarden für soziale Zwecke freizumachen, das ist das Gebot der menschlichen Nächstenliebe.«<sup>22</sup>*

Diese Indoktrinierung war Teil des NS-Systems und der Sportbereich war ein »fruchtbares« Feld, zumal Diestunden zu Pflichtstunden erklärt wurden. Die tatsächliche Übernahme dieses Gedankengutes in die Köpfe der Sportler kann hier nicht dargestellt werden. Für die Jugendmannschaften im Handball- und Fußballbereich gab es auch noch eine Anweisung, die aus sportlicher Sicht eigentlich keine Leistungssteigerung bewirken konnte. Es wurde »ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht«, dass die Jugendmannschaften zu den Spielen in HJ-Uniform anreisen. Anreise in Zivil würde als verlorenes Spiel gewertet.

Das nun die HJ als alleinige Organisation beufen sei, die »körperliche und geistige Erziehung« der Jugend zu übernehmen, wurde bereits am 21. November 1936 in der Besprechung mit der Landkreisgemeinschaft des DRL deutlich und auch schrittweise umgesetzt. Es wurde auch schon darauf hingewiesen, dass es zu Zusammenschlüssen von Vereinen kommen muss, um nur einem Verein die HJ-Sportdienstgruppen zuzuteilen. Hier gab es jetzt erneute Gespräche mit der Kreisleitung, der Ortsgruppenleitung und dem Bürgermeister Schröder, die diesen Zusammenschluss nun umgesetzt sehen wollten. In einer außerordentlichen Mitgliederversammlung am 7. Oktober 1938 stimmten die anwesenden 45 Mitglieder des TVG einem Zusammenschluss mit dem SV Viktoria 08 und dem Tennisverein zu. In gleicher Weise wird dieses ebenfalls bei den beiden anderen Vereinen geschehen sein. Der letzte Jahresbericht für das Jahr 1938 berichtete noch einmal von Erfolgen bei vielen Vergleichskämpfen mit anderen Vereinen, bei denen gerade die Leichtathleten und die Faustballmannschaften erfolgreich waren.

Im Vorfeld musste die Verfahrensweise noch geklärt werden. Die offizielle Aussage ging dahin, dass der Turnverein und der Tennisverein sich auflösen und sich mit ihrem Vereinsvermögen dem SV Viktoria 08 anschließen, da dieser Verein im DRL und im DFB (Deutscher Fußballbund) organisiert war. Lediglich der Vereinsname sollte in »Turn- und Sportverein von 1870 e.V., Georgsmarienhütte« geändert werden.

Am 6. Januar 1939 wurde um 20.00 Uhr im Schützenhaus eine außerordentliche Mitgliederversammlung einberufen. Einziger Tagesordnungs-

punkt war die Auflösung und Überführung des Turnvereins »Gut Heil«. Die anwesenden 48 Mitglieder stimmten geschlossen der Vorlage zu. Eine halbe Stunde später begann die konstituierende außerordentliche Versammlung der drei Vereine zwecks Zusammenschluss. Laut Protokoll waren insgesamt 100 Mitglieder aus den drei Vereinen anwesend. Mit einem Gruß an den Führer und Reichskanzler eröffnete der Ortsgruppenleiter der NSDAP Korfkamp die Versammlung. Anwesend war natürlich der Rest der kommunalen NS-Führung. Korfkamp übernahm die Leitung der Zusammenkunft mit den nun reichlich bekannten Erklärungen und nahm eine »Überführung« der drei Vereine in den neuen TuS Georgsmarienhütte vor. Die dann folgende Vereinsführerwahl ergab ein wohl abgesprochenes einstimmiges Ergebnis für den aus dem Tennisverein stammenden, aber auch im TVG beheimateten Dr. Ing. Willy Haack. In den Vereinsführerring plus Fachwartbereich ernannte er entsprechend ausgleichend TVGer und Viktorianer. Stellvertretender Vereinsführer wurde Fritz Große (früherer Vereinsführer »Viktoria 08«) und als Geschäftsführer wurde Wilhelm Taake (früherer Vereinsführer »Turnverein Gut Heil«) ernannt. Der von Dr. Haack ausgegebene Leitsatz »Ernster Sport und fröhliche Kameradschaft« mag da noch wieder ausgleichend gewirkt haben.

Aber die Realität wischte diesen ausgleichenden Leitspruch gleich im Januar 1939 beiseite. Die damalige HJ-Gefolgschaft 40/78 wurde dem Turn- und Sportverein eingegliedert. Der HJ-Sportwart übernahm gleichzeitig die Position des Jugendwartes im Verein. Die vom Verein gestellten Übungsleiter mussten die HJ-Mitgliedschaft erwerben. Die Sportabende galten als verpflichtende HJ-Dienstabende. Zeiten für Fuß- und Handballmannschaften galten als Ergänzung, durften jedoch die oft willkürlich, aber offiziell angesetzten HJ-Dienststunden nicht beeinträchtigen. Die Ausschreibung der Hallenmeisterschaften für die Hitlerjugend wurde mit der Überschrift »Sonderbefehl 1/1939« versehen und das Jahr 1939 als das »Jahr der Gesundheitspflicht« ausgerufen.<sup>22</sup>

Was vorher noch nicht so im Fokus stand, bekam nun eine fordernde Note. Die Einrichtung von Kinderturngruppen für die Drei- bis Neunjährigen wurde als Forderung an die Sportvereine her-





Einweihung HJ-Heim  
(Leo-Baumgartner-  
Heim) im Rahmen de  
Kreisparteitages

angetragen. Pflichtlehrgänge fanden in Osnabrück statt. Dass nun viele neue programmatische und strukturelle Änderungen durch die NS-Administration gefordert wurden, erforderte innerhalb der Vereinsführung ein hohes Maß an Organisationsaufwand. Hier wird wohl auch im Vorfeld mit der Wahl von Dr. Willi Haack als einer der Betriebsleiter im Hüttenwerk ein Organisationsfachmann eingesetzt worden sein. Der Sportbetrieb lief eigentlich gewohnt unspektakulär weiter. Lediglich gab es immer wieder Maßregelungen bezüglich der Kleidung bei der Anreise zu den Sportveranstaltungen. Nicht jeder hielt sich an die Vorgaben dieser einheitlichen Kleiderordnung wie HJ-Uniform oder gleicher Trainingsanzug. Gerade bei Fußballspielen

wurden auch auf dem Platz die angeblichen »Phantasieaufmachungen« durch die Kreisleitung angeprangert und Spielverbote als Strafe angekündigt. Bei den pflichtmäßig vorgegebenen Gemeinschaftsveranstaltungen der NSDAP, wie dem »Winterhilfswerk« oder sonstigen »Werbeveranstaltungen«, stellte sich der Turn- und Sportverein »für die Sache« zur Verfügung.

Neben den sportlichen Veranstaltungen gab es noch ein Großereignis auf dem oberen Rehlberg-Sportplatz, genannt Sedanplatz. Vom 7. bis 11. Juni 1939 fand der Kreisparteitag der NSDAP in Georgsmarienhütte statt. Mit weit über 6.000 Teilnehmern aus den Gliederungen der HJ, SS, SA, BDM, Polizei und weiteren Verbänden wurde ein Aufmarsch zelebriert, der den Regievorgaben der Reichsparteitage in Nürnberg folgte. Bei dieser Gelegenheit wurde das »Leo Baumgartner HJ-Heim« (erster NSDAP-Kreisleiter) auf dem heutigen Rehlberg seiner Bestimmung übergeben. Es war kein Sportheim, sondern ein HJ-Heim mit einem Ehrensaal. Die spätere kleine Sporthalle, als Spiegelsaal bekannt, war damals nicht für Sportzwecke konzipiert, sondern als Ehrensaal für besondere Weiheveranstaltungen wie NS-Ehe-Weißen gedacht. Rechts neben dem Gebäude sollte sogar ein Ehrenhain entstehen, wo verdiente Volksgenossen beerdigt werden sollten. Nach Aussagen und Bildmaterial wurden dort die Volksschullehrerin Ella Erpenbeck aus Oesede und der Kreisleiter Esser beerdigt. Diese Gräber wurden später nach Kriegsende geöffnet, die sterblichen Überreste exhumiert und umgebettet.<sup>23</sup>

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 änderte sich alles. Es folgte nun die logische Konsequenz, die in den Dietstunden angekündigt war. Die ersten 80 Vereinsmitglieder wurden sofort eingezogen und weitere sollten im Laufe der Zeit folgen. Erste Personalnöte traten gerade bei den Fußballmannschaften auf. Schon im Oktober wurden Richtlinien bezüglich des Einsatzes von Jugendlichen in den ersten Männermannschaften erlassen, von denen unsere damalige Fußballmannschaft gleich in zwei Fällen Gebrauch machen musste.

Um nun den Kontakt zu den an die Front eingezogenen Mitgliedern zu halten, wurde ein »Kriegs-Mitteilungsblatt« initiiert, welches dann mit der



Vorführung mit dem Rhönrad auf einem Turnfest 1939



Gymnastikriege auf dem Turnfest 1939



Eindrücke vom Kreisparteitag 1939 auf dem oberen Rehlberg-Sportplatz (genannt Sedanplatz)







Feierraum im HJ-Heim

Feldpost verschickt wurde. Neben den sportlichen und geselligen Veranstaltungen wurden auch die Spielpläne mit den Ergebnissen der Mannschaftssportarten mitgeliefert. Aber jede Auflage dieser »Kriegs-Mitteilungen« begann auch mit einer »Einleitung zur Lage der Nation« durch den Vereinsführer. Hier ein paar Original-Textpassagen:

*»Liebe Vereinskameraden! Deutschland steht nunmehr seit über 2 Monaten in einem Krieg, den ihm ein Feind aufgezwungen hat, der unserem Volke die einfachsten Lebensrechte mißgönnt. Ein Feind, der sich [...] nicht scheut, das feige und gemeine Mittel des Hungerkrieges gegen Frauen und Kinder anzuwenden, da er die scharfe Klinge unserer stolzen Wehrmacht fürchtet.«*

oder auch:

*»[...] die überschlagenden politischen Verhältnisse und die gewaltigen Geschehnisse [...] brachten neue Ereignisse. Die Besetzung des nordischen Raumes, der Siegeszug durch Holland und Belgien, die Vernich-*

Fußballmannschaft des TuS G.M.Hütte 1939



*tung der einstmalig stärksten kontinentalen Militärmacht Frankreich, der Eintritt Italiens in den Krieg, ziehen noch einmal vor unseren Augen vorbei. [...] Noch ist der Kampf aber nicht beendet, noch gilt es, den eigentlichen Urheber aller kriegerischen Verwicklungen des letzten Jahrhunderts. – England – zu vernichten. An dieser einzigen Aufgabe wollen wir alle in den nächsten Wochen mit heißem Herzen arbeiten.«<sup>24</sup>*

Inwieweit der damalige Vereinsführer diese Formulierungen nach »Deutscher Wochenschau«-Manner selbst verfasst hat oder ob diese durch ein eventuelles Rundschreiben der Propaganda-Kreisleitung vorgegeben wurde, konnte nicht geklärt werden.

Die anfänglich funktionierende Eingliederung der HJ-Sportdienstgruppen innerhalb des Übungsplanes wurde schon nach circa einem halben Jahr zum Problem. Die willkürlichen Ansetzungen von HJ-Dienststunden parallel zu den Sportstunden ließen keinen kalkulierbaren und sportlichen Leistungsaufbau für die Jugend zu, wie es doch in der Vereinbarung zwischen der Reichsjugendführung und der Reichssportführung vereinbart war. Der Sportbetrieb der HJ wurde sogar eingestellt. Dieses monierte im Januar 1940 der damalige Vereinsführer Dr. Haack in einem vierseitigen Schreiben an den damaligen Gefolgschaftsführer Evers und kündigte bei einer nichtbefriedigenden Einigung eine Weiterleitung der Angelegenheit an die nächsthöhere Stelle an. Ein gewisses Selbstvertrauen lag natürlich darin begründet, dass er als Parteimitglied und Betriebsleiter in einem kriegswichtigen Betrieb ein gewisses Ansehen hatte. Die spätere Einigung ist nicht dokumentiert.<sup>25</sup> Jedenfalls fand ab dem 29. April 1940 der HJ-Sportdienst wieder statt und zusätzlich wurde ab 1. Juni 1940 eine freiwillige Jungvolk-Sportgruppe dem Turn- und Sportverein unterstellt und deren Mitglieder als Vereinsmitglieder geführt.

Die sonst üblichen Kreis- oder Bezirksmeisterschaften wurden nun in allen Bereichen als Kriegsmesterschaften innerhalb des NS-Reichsbund für Leibeserziehung (NSRL) ausgerichtet. Die erste Fußballmannschaft konnte sich in der Saison 1939/40 in den letzten beiden Pokalspielen gegen Lengerich mit 7:1 und Hellern mit 5:2 durchsetzen und wurde Kriegspokalsieger. Die Handballer waren ebenfalls gegen Osnabrück 97 (8:2), Luftwaffensport Quakenbrück (5:5) und Luftwaffensport



Diepholz (7:6) erfolgreich, aber es reichte nicht zur Meisterschaft. Faustball, Ringtennis und Leichtathletik brachten regionale Siege.<sup>26</sup>

Auch die Kriegspropaganda verkündete ebenfalls pausenlos Siege. Doch wie passt dazu der Aufruf zur »Metallspende des Deutschen Volkes« zum »Führergeburtstag« 1940? Rohstoffe wurden knapper und nun erwartete die NS-Führung, dass auch die Vereine ihren Beitrag leisteten. Insgesamt neun Pokale inklusive Plaketten wurden der Sammlung zugeführt und im Gegenzug gab es eine »Spendenquittung« mit der Unterschrift von Vize-Kanzler Hermann Göring. Wegen der Kriegsentwicklungen wurde auf eine Feier zum 70. Vereinsjubiläum verzichtet. Lediglich ein Familienausflug zum Gasthaus Kriege in Hagen mit einem Freundschaftsspiel der Fußballer gegen den Hagener SV und anschließendem Unterhaltungsprogramm wurde durchgeführt.

Mittlerweile wurden fast täglich Vereinsmitglieder zum Arbeitsdienst oder Heeresdienst eingezogen, die dann aber in ihren Standorten durch die dort vorhandenen Sportvereine in deren Mannschaften bei Fußball, Handball und Leichtathletik eingesetzt werden konnten. Voraussetzung war die Weitergabe des NS-Reichsbundausweises an den neuen Verein. Das gleiche Verfahren wurde später auch für die hier stationierten Soldaten, zum Beispiel Flak-Soldaten, genutzt, um die Mannschaften im Spielbetrieb zu halten. Die einzelnen NS-Sportfachämter des Kreises gaben ambitionierte Jahres-Wettkampfpäne heraus. Aber die tatsächliche Möglichkeit, bei all diesen Veranstaltungen Wettkämpfer oder Mannschaften zu melden, blieb beschränkt. Auch wenn ein Teil der Hüttenwerksbelegschaft »uk« (unabkömmlich) gestellt wurde, blieb kaum Zeit für sportliche Betätigung. Mehrarbeit und Schichtdienst mit bis zu zwölf Stunden am Tag plus Sonn- und Feiertagsarbeit hatten Vorrang. Selbst die Sportfachämter im Kreis wurden von Einberufungen betroffen. Das hatte zur Folge, dass Wilhelm Taake (uk-gestellt) als TuS-Geschäftsführer auch zeitweise die Fachsparten Fußball, Leichtathletik und Sportspiele im Kreis übernahm.

Im Januar 1941 veranstaltete der Osnabrücker Turnverein (OTV) bei guten Schneeverhältnissen wieder für den Landkreis ein »Wintersport-Großereignis« am Dörenberg beim Gasthaus Duram.

Dabei konnte der TuS Georgsmarienhütte vier Siege erringen. Zweimal im Langlauf bis 3.000 Meter und auch zweimal im Springen. Ein fünfter Sieg über 5.000 Meter Langlauf wurde reklamiert, aber vom Sportbezirksführer nach entsprechender Befragung der Zeit- und Zielrichter abgeschmettert.<sup>27</sup> Der Tennissport musste mangels Bälle eingestellt werden.

Mit der Ausweitung des Krieges gegen Russland wurden immer mehr Männer zum Kriegsdienst eingezogen. Auch die Versorgungslage der Zivilbevölkerung war gewissen Einschränkungen unterworfen. Für die Mittags- und Abendbeköstigung bei den Übungsleiterlehrgängen in Osnabrück wurde explizit darauf hingewiesen, dass an das Mitbringen der entsprechenden Lebensmittelkarten gedacht werden sollte. Wie in den Berichten zu lesen ist, standen nun die Bemühungen, den Übungsbetrieb überhaupt aufrechtzuerhalten, im Fokus. Der »kameradschaftliche Zusammenhalt« gegenüber Siegen und sonstigen Erfolgen trat mehr in den Vordergrund. Gerade die an Himmelfahrt gepflegte »Götzwanderung« hatte einen höheren Stellenwert als ein Stiftungsfest, welches sowieso während der Kriegszeit ausfiel oder als »Gedenkstunde« abgehalten wurde.

Ein wichtiger NS-Indoktrinierungsfaktor war die Einbindung in die »Sozialhilfe-Aktionen«, bei denen sich das NS-Regime bei den verschiedensten Verbänden bediente. Sie war keine Leistung des NS-Staates, sondern der persönlichen Leistungsfähigkeit dieser Vereine und Verbände im »Glauben«

Ergebnis der Metallspendenaktion 1940, ausgestellt im Gemeindebüro





HJ-Führer-Thing 1944  
auf dem unteren  
Turnplatz

an eine sozial wichtige Aufgabe zu verdanken. Zusammen mit dem Schützenverein von 1865 wurden zum Beispiel Gemeinschaftsveranstaltungen mit Preisschießen und Haussammlungen organisiert. Spenden an die Winterhilfe von zwölf Vereinswolljacken der Handballer sind hier nur ein Beispiel.

Es wurden auch Gefallenen- und Verwundeten-Listen erstellt, wo neben den Todesfällen auch Verwundungen wie »Armschuss rechts«, »erfrorene Füße«, »Verlust des Beines« oder »Lungensteckschuss« aufgeführt wurden.<sup>28</sup>

Was wir uns heute über ein Sportgeschäft vor Ort oder Online-Handel besorgen können, war damals nicht einmal in der ersten Form möglich. Es musste ein Antrag für zum Beispiel Fußball- oder Rennschuhe (Spikes) an den NSRL-Sportgau-Weser-Ems, Bremen gestellt werden. Bis diese »Ermächtigungsscheine« ausgestellt wurden, war der Begünstigte bereits oft an der Front. Aber jemandem mit der gleichen Schuhgröße diese Schuhe weiterzugeben, war nicht erlaubt. Konnte noch Anfang 1942 ein eingeschränkter Sport- und Wettkampfbetrieb organisiert werden, so wurden dann Mitte des Jahres viele angesetzte Wettkämpfe und Mannschaftsspiele abgesagt. Die Handballspiele wurden bereits 1941 eingestellt und für die Saison 1942/43 waren im Fußballkreis nur noch vier Vereine in der Lage, eine Mannschaft zu stellen. Dieses waren die Vereine Ohrbeck, Holzhausen, Hagen und Georgsmarienhütte, in denen meist bis zu sechs Jugendliche pro Mannschaft eingesetzt wurden. Mit 50 Kindern zwischen drei und zehn Jahren war diese Abteilung die einzige, »normal« funktionierende Sportgruppe im Verein. Hinzu konnten noch etwa 15 bis 20 Frauen zu ihren Übungsabenden

gezählt werden. Die zugeordneten Dienstsportgruppen der HJ und BDM mit etwa 25 Jungen und 35 Mädchen vervollständigten den weiteren Übungsbetrieb.<sup>29</sup> Durch die Einberufungen zum Heeresdienst, dem Reichsarbeitsdienst und den vorrangigen Schicht-Arbeitszeiten im Hüttenwerk konnte kein weiterer Sportbetrieb verlässlich organisiert werden. Der Turnplatz wurde in der zweiten Hälfte des Krieges auch Bunkerbaustelle. Im Mai 1944 befanden sich drei Zugänge von der Ebene des Turnplatzes in das Bunkersystem des Rehlbergfeldes unterhalb der heutigen Tennisplätze.

Obwohl weiterhin Ausschreibungen für Wettkämpfe im leichtathletischen Bereich von der NSRL-Kreisleitung verschickt wurden, konnte der TuS Georgsmarienhütte in den meisten Fällen keine Teilnahme-Meldung abgeben. Lediglich bei den Veranstaltungen der Hitlerjugend war eine Teilnahme möglich. Die letzte dokumentierte Himmelsfahrtwanderung des Vereins fand am 21. Mai 1944 statt.

*»Treffpunkt 8 Uhr Schützenstr. (Grotte). Wanderung über Schönepauk, Malepartus, Gellenbeck nach Hagen (Wirtschaft Kriege). Nachzügler treffen sich um 14.30 Uhr Adolf Hitlerstr. Ecke Herbert Norckstr. Und gehen direkt nach Hagen. Tagesverpflegung bzw. Kuchen bringt jeder mit. Alle Mitglieder und Freunde sind zur Teilnahme herzlichst eingeladen.*

*Vereinsführer Haack«*

Bis zum Kriegsende traten die sportlichen Belange in den Hintergrund. Umso öfter wurde es zur traurigen Pflicht für den TuS-Geschäftsführer Wilhelm Taake, in Vertretung des Vereinsführers die Kondolenz-Briefe an die Hinterbliebenen der gefallenen Vereinsmitglieder zu verfassen. Letztmalig ist dieses

am 20. Januar 1945 geschehen. Weiterer Schriftverkehr und sonstige Aufzeichnungen bis Kriegsende sind nicht vorhanden. Ohne Widerstand erreichten am 3. April 1945 britische Truppen Georgsmarienhütte. In der Folge übernahm die britische Militäradministration die gesamte öffentliche und zivile Verwaltung auf der Grundlage von Alliierten Kontrollratsgesetzen. Sämtliche den alliierten Truppen dienliche Gebäude wurden von den britischen Besatzungssoldaten besetzt. Dazu gehörten die Schulen und Sportanlagen sowie Saalbetriebe wie Kasino und das Schützenhaus, in denen auch belgische Truppen einquartiert waren. Damit war erst einmal jegliche Art von Sportbetrieb eingestellt.



Bunkereingang am unteren Turnplatz 1944 (heute Kunstrasenplatz)

## Quellen- und Literaturverzeichnis

- 1 Oliver Driesen, »Schwarz wie Schlacke Rot wie Glut«, Hoffmann u. Campe Verlag, Hamburg, 2006, Seite 42
- 2 TVG-Archiv, TVG-Jahresbericht für 1933
- 3 TVG-Archiv, Satzung v. 01.01.1909 u. Satzungsentwurf v. 26.02.1933
- 4 TVG-Archiv, Einheitssatz D.T. v. 26.10.1935 für den TV »Gut Heil«
- 5 TVG-Archiv, Einheitssatzung NSRL v. 27.04.1940 für den TV »Gut Heil«
- 6 »Georgsmarienhütte während der NS-Zeit«, Eigenverlag G.M.Hütte, 2003, Kapitel von Rainer Korte, Seite 32-39 und Tanja Bojara, Seiten 80,81,82
- 7 TVG-Archiv, TVG-Jahresbericht für 1933
- 8 TVG-Archiv, Schreiben des 1. Vors. Jurczyk Gesamt-Vorstand v. 22.09.1933
- 9 Dr. Hermann Müller, »Der Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein«, Eigenverlag, Osnabrück, 1896, Band I Teil 2, Seite 94
- 10 DTB-Vereinsmagazin »Deutsches Turnen« Sonderausgabe April 1998, Seite 12
- 11 TVG-Archiv, Vorlage zur ersten Dietstunde 1933
- 12 TVG-Archiv, Protokolle aus 1934/35 u. TVG-Jahresbericht 1935 u, Schriftverkehr aus 1933-36
- 13 TVG-Archiv, Schriftverkehr 23.02.1935 und Rundschreiben D.T. Unterkreisführer Rommel, Mai.1935
- 14 DTB-Vereinsmagazin »Deutsches Turnen« Sonderausgabe April 1998, Seite 13
- 15 TVG-Archiv, Landkreisgemeinschaft DRL, Versammlungsprotokolle v. 30.09. u. 21.11.1936
- 16 Faustball, Gymnastik, Handball, Kanupaddeln, Korbball, Leichtathletik, Ringtennis, Rollschuhlauf, Schach, Schlagball, Schwimmen, Skilauf, Turnen,
- 17 TVG-Archiv, Ausschreibung DRL-Bergfest für den 28./29.08.1937
- 18 TVG-Archiv, 3 Fotokopien entsprechender Zeitungsartikel aus 8.1937
- 19 Aussage eines Zeitzeugen, Heinz Vorkefeld, Jahrgang 1923
- 20 TVG-Archiv, Textvorgabe »Erste Dietstunde«, Kurt Gutermuth, 02.09.1938
- 21 TVG-Archiv, Textvorgabe »Zweite Dietstunde«, Kurt Gutermuth, 23.10.1938
- 22 TVG-Archiv, Schriftverkehr und Rundschreiben aus 1.1939
- 23 Bildarchiv Beermann, Aussagen von 3 Zeitzeugen aus 2017 (D.+S.+B.)
- 24 TVG-Archiv, »TuS Kriegs-Mitteilungsblatt«, Nr.1 Dez.1939 und Nr.2 Juli 1940
- 25 TVG-Archiv, Schreiben Dr. Haack an Evers vom 17.01.1940
- 26 »TuS-Kriegs-Mitteilungsblatt«, Nr.2 Juli 1940
- 27 TVG-Archiv, NSRL Chr. Rommel, Schreiben vom 21.02.41 und »Osnabrücker Tageblatt« vom 20.01.1941
- 28 TVG-Archiv, Liste von 1942 ohne Datum
- 29 TVG-Archiv, TuS-Aufstellung aus April.1943



# EINE KINDHEIT UND JUGEND IN DER NAZIZEIT

Aus den Erinnerungen von Ludwig Siepelmeyer

Ludwig  
Siepelmeyer

[...] Im Krieg, wohl 1940, nach dem Polenfeldzug 1939, bekamen auch X zwei Polen – nette, kluge und freundliche junge Männer. Ich kannte sie und sie mochten mich. Sie fanden schnell heraus, dass das »Siepel« aus unserem Namen »Zwiebel« bedeutet. Das heißt wohl auf Polnisch »cebulla« oder »cibulla«. Und kleine Zwiebel bedeutet »cibulka«. So nannten sie mich »Zwiebelchen«.

Ich war damals zehn oder elf Jahre alt. Als der Krieg zu Ende ging und jedermann merkte mit welchem Ergebnis, wurden die Polen selbstbewusster, jedoch nicht aufsässig. Aber sie werden wohl mal angedeutet haben, dass nach ihrer Befreiung einiges zu klären und richtigzustellen sei. Der alte Herr und seine Familie waren zwar mit Sicherheit alles andere als Nazis, aber sie waren die Herren und hatten sich das auch stets anmerken lassen.

Den Polen konnte man es nicht verdenken, dass sie sich nach vierjähriger Knechtschaft etwas Luft

verschaffen wollten, sich rächen ist wohl zu viel gesagt. Auf jeden Fall hatte die Familie panische Angst, als kurz nach Ostern 1945 die Alliierten – ziemlich kampflos – unser Gebiet eroberten. Hier und da rotteten sich auch mal Polen zusammen, steckten einen Bauernhof an, schlugen einen Bauern tot oder holten sich bei einer Bauerntochter mit Gewalt, wofür mit Liebe sie vorher aufgehängt wurden.

Die Familie X versteckte sich wochenlang in Wellingholzhausen. Und hatte weiter Angst. Beherrzte Männer in Wellendorf wussten das alles und sann auf Abhilfe. Man kann das Ergebnis nur verstehen, wenn man sich in die damalige Zeit hineinendenken kann, eine Zeit geprägt von Chaos, Vernichtung, Verbrechen und Tod. Gesetze gab es nicht mehr. Es galt höchstens das Gesetz des Stärkeren, des Grausameren, des Schnelleren.

Nicht weit von Wellendorf / Kloster Oesede (der Hof lag in Kloster Oesede, war aber nur über Wellendorf zu erreichen), also in der Nähe des Hofes X, in Strang bei Bad Rothenfelde, lag in einem großen Soldatenlazarett ein Oberfeldwebel aus Oesede und hatte gerade eine Verwundung ausgeheilt. So ein Oberfeldwebel war eine legendäre Gestalt. Er hatte mehr drauf als das Millionenheer der Obergefreiten (das Rückgrat des deutschen Heeres), kannte alle Schliche des Kriegshandwerks, war verschlagen, schweigsam, rücksichtslos, entschlossen und zu allem bereit.

Der Oberfeldwebel hörte von den aufsässigen Polen. In der oben geschilderten Notstandssituation war der Entschluss schnell gefasst: Die Polen müssen weg. Der Oberfeldwebel sagte: »Lasst mich man machen.« Er hatte eine großkalibrige Pistole. Kurz danach suchte er die Polen auf dem von der Familie verlassenen Hof auf, trieb sie etwa einen guten Kilometer bis zum Friedhof Wellendorf vor sich her und brachte sie hinter dem Friedhof durch zwei Genickschüsse um.

Ich wusste das nicht. Man verschwieg das auch lange, hatte mit Entnazifizierung, Wiederaufbau und Wirtschaftswunder auch genug »am Koppe«,

Ludwig Siepelmeyer hat zwischen April 1991 und April 1993, schon gezeichnet von schwerer Krankheit, seine Erinnerungen handschriftlich aufgeschrieben und seinem Sohn Jörg anlässlich dessen 19. Geburtstages übergeben. Sabina Dapperheld, Tochter von Ludwig Siepelmeyer, hat diese Aufzeichnungen 2019 wortgetreu abgeschrieben und ein Manuskript von insgesamt 64 Seiten erstellt und der Werkstatt LokalGeschichte zur weiteren Verwendung freundlicherweise überlassen. Die Genehmigung für eine Textveröffentlichung liegt uns vor.

Der komplette Erinnerungstext wäre zu umfangreich für dieses Magazin, so dass wir einen Auszug veröffentlichen, der im Wesentlichen die Erinnerungen an die NS-, Kriegs- und Nachkriegszeit enthält. Ludwig Siepelmeyer als Autor formuliert hier seine persönliche Sicht der historischen Vorgänge und ordnet diese rückblickend ein.

Vorkommende Personennamen haben wir anonymisiert, weitere Änderungen im Text haben wir nicht vorgenommen.

Auf eine Kommentierung und historische Verortung des Textes haben wir verzichtet, sodass die Leser\*innen ggf. selbst gefordert sind, zu klären, was bspw. das Horst-Wessels-Lied, die Organisation Todt oder die nationalsozialistischen Gedenktage waren, die Ludwig Siepelmeyer erwähnt.

*Der Herausgeber*

um sich mit solch unangenehmen Dingen zu befassen. Erst Anfang der 60er-Jahre wurde der Fall wieder aufgerollt, der Oberfeldweibel angeklagt.

Ich hatte mir als junger Anwalt (seit 1959, selbstständig seit 1961) einen kleinen Ruf als Verteidiger erarbeitet. Und so wurde ich – wie das Leben so spielt – der Pflichtverteidiger des angeklagten Mörders.

Was war da zu verteidigen? Der Täter hatte die ahnungslosen Opfer von hinten – hinterrücks, aber auch arglistig? – erschossen. Mord aus niedrigen Beweggründen. Darauf stand lebenslänglich. War es nur Totschlag, kamen also zur Tötung keine besonderen Qualifikationen wie zur Befriedigung der Geschlechtstlust, zur Verdeckung einer Straftat oder niedrige Beweggründe wie heimtückisch oder hinterhältig hinzu, war es »nur« Totschlag und die Sache war verjährt, fünfzehn Jahre waren längst vergangen.

Das bedeutete dann Freispruch. Und der Oberfeldweibel wurde freigesprochen. Ein schöner Erfolg für einen jungen Verteidiger, aber so richtig triumphieren konnte ich nicht. Einmal wegen meiner persönlichen Beziehung zu den Dingen und weil ein schaler Beigeschmack zurückblieb. Aber auch wegen der Schiefelage der Gerechtigkeit, die nicht zu leugnen war.

Ich konnte das Gericht davon überzeugen, dass die Opfer zwar ahnungslos waren und von hinten

»Vielleicht spielt auch die damalige Stimmung eine Rolle. Erst nach anderthalb Jahrzehnten begann man widerwillig mit der juristischen Aufarbeitung der Untaten der Nazis«

erschossen wurden (hinterrücks im wahrsten Sinne des Wortes), aber nicht hinterhältig erschossen wurden, weil beim Täter keine niedrige Gesinnung nachzuweisen war, eher das Gegenteil, denn der Soldat wollte ja »helfen«, so eine Art Präventions-Notwehr.

Vielleicht spielt auch die damalige Stimmung eine Rolle. Erst nach anderthalb Jahrzehnten begann man widerwillig mit der juristischen Aufarbeitung der Untaten der Nazis. Dabei sahen die Richter – oft waren es dieselben wie zwanzig Jahre zuvor – so mies aus wie wohl nur selten ein Berufsstand ausgesehen hat. So wie die Kirche die Erbsünde propagiert, sollte man eigentlich allen Richtern mit der Vereidigung eine ewige Dauerscham verordnen, an die sie dann bei jedem Urteil denken müssten. Von Richtern halte ich also nicht viel. Es gibt allerdings einige gute Ausnahmen.

Der Oberfeldweibel wurde übrigens einige Zeit später tot im Dörenberg aufgefunden. Nichts sprach dafür, dass er nicht eines natürlichen Todes gestorben war. Es gibt einige Polen (und Franzosen), die noch heute ihre Bauern besuchen.

### Warum das Schwurgericht die Tat nicht als Mord einstufte

## „Die Gerechtigkeit in Schiefelage“

Der Verteidiger freute sich nicht – „Ein schaler Beigeschmack blieb“

**Osnabrück (hin)**  
Auch wenn die Tat in Wellendorf wie eine Hinrichtung aussah: Es war kein Mord, sagte das Gericht 1964. Es entschied auf Totschlag, und der war verjährt.

„Was gab es da zu verteidigen, der Täter hatte die ahnungslosen Opfer von hinten, hinterrücks, aber auch arglistig erschossen. Mord aus niedrigen Beweggründen“: Der Pflichtverteidiger des Angeklagten hatte über ein halbes Jahrhundert nach der Tat noch ein ungutes Gefühl. Der Freispruch sei ein

rechtigkeit.“ Er habe das Gericht überzeugen können, dass die Opfer nicht hinterhältig und aus niedriger Gesinnung erschossen worden waren. Der Täter – ein Oberfeldweibel der Wehrmacht – habe ja helfen wollen, für Ruhe und Ordnung sorgen wollen.

Weiter schreibt der Rechtsanwalt und spätere Bürgermeister von Georgsmarienhütte: „Erst nach ein-einhalb Jahrzehnten begann man unwillig mit der juristischen Aufarbeitung der Untaten der Nazis. Dabei sahen die Richter, oft waren das

Tatumstände ausschließlich zu Gunsten des Angeklagten ausgelegt. Um ein Tötungsdelikt als Mord zu qualifizieren, müssen bestimmte Merkmale erfüllt sein. Unter anderem heißt es im Strafgesetzbuch (Paragraf 211), dass die Tat heimtückisch verübt worden sein muss. Heimtückisch handelt, wer die „Arg- und Wehrlosigkeit“ des Opfers ausnutzt.

Die Opfer Stanislaw Gontek und Iwan Kowal waren nach Feststellung der Richter nicht arglos. Sie hätten nach der Vorgeschichte und wegen der aufgeheizten Stim-

legung des Schwurgerichts: Sagt ein Mörder seinem Opfer, dass es gleich getötet wird, hat der Täter eine Chance, als Totschläger davonzukommen.

Ein Gutachter stellte darüber hinaus die Schuldfähigkeit des Angeklagten in Frage. Es sei nicht auszuschließen, dass der Schlag mit der Weinflasche auf den Hinterkopf wenige Tage vor der Tat eine „krankhafte psychische Veränderung“ ausgelöst habe und der Täter „in dem Vermögen, das Unerlaubte seines Tuns einzusehen, eingeschränkt war“.

## Gute Laune bei Feierstunden und Gesang

Zu den wichtigen Gedenktagen, zum Beispiel am 9. November: Erinnerung an den Marsch zur Feldherrnhalle, 30. Januar: Tag der Machtergreifung oder 20. April: Führers Geburtstag, aber auch vor den großen Ferien versammelten wir uns zu einer Feierstunde, meistens vor dem Haupteingang der Schule. An der Mauer zu Wolffs Garten stand eine Fahnenstange, an der dann die Hakenkreuzfahne gehisst wurde. Rektor Görs hielt wohl eine Festansprache, aus der mir aber kein Komma in Erinnerung geblieben ist.

Wir Kinder waren allerdings immer guter Laune und häuften sicherlich viel Sympathie für die braune Bewegung in uns an, da mit einem solchen Tag doch immer schulfrei oder die kommenden Ferien verbunden waren. Zum Schluss sangen wir dann gemeinsam das Deutschlandlied (aber nur die erste Strophe mit »über alles«) und danach das Horst Wessels-Lied, ein obligatorisches Anhängsel an die Nationalhymne. Merkwürdig ist, dass ich heute, auch nach 50 Jahren, den Text noch genau im Kopf habe:

*Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen,  
SA marschiert, mit ruhig festem Schritt.  
Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,  
marschier'n im Geist in unseren Reihen mit.*

Ich habe den Text hier nicht etwa aus später Begeisterung für die Nazis niedergeschrieben, sondern weil ich beim Singen einmal unangenehm auffiel. Ich habe nämlich die letzten Worte des Liedes sakrileghaft ergänzt: »in unseren Reihen mit piddewittwitt!« Dieses »piddewittwitt«, das absolut nicht zum Ernst der getragenen Feier passte, kam natürlich auch an einer Stelle, ganz zum Schluss, wo kein anderer sang, so dass die Verballhornung besonders entweihend klang.

Wahrscheinlich hat mich die daraufhin erfolgte Rüge zum Antinazi gestempelt, denn im Gegensatz zu den meisten meiner Freunde bin ich sowohl als Pimpf beim Jungvolk als auch später in der Hitlerjugend nie etwas geworden.

## Erlebnisse und Spaß mit der Hitlerjugend

Ich kam mit zehn Jahren zum Jungvolk und wurde Pimpf im 4. Jungzug. Im 3. Jungzug waren die 11- bis 12-Jährigen, im 2. die 12- bis 13-Jährigen und im 1. Jungzug die Jungs aus der letzten Volksschulklasse. Die kleinste Einheit im Jungzug war die Horde mit einem Hordenführer. Vier Jungzüge waren ein Fähnlein, mehrere Fähnlein ein Jungstamm. Dann kam der Jungbaum usw. usw. Im Gegensatz zu all meinen Schulfreunden habe ich weder im Jungvolk noch in der Hitlerjugend irgendeinen Rang gehabt. Warum, ist mir heute noch rätselhaft. Ich war sicherlich etwas widerborstig und hatte mit Unterordnung nicht viel im Sinn. Aber ich sah schön nordisch aus, als ich keine Glatze mehr hatte: schlank, blond, mit blauen Augen. Und ich war auch recht sportlich. Auf dem Sommersportfest 1944 war ich in Oesede der Zwölftbeste und immer noch besser als der Beste von Georgsmarienhütte, was die Nazi-hochburg in der Gegend war. Meine Leistungen im Dreikampf hatte ich auf dem Klo an der Wand verewigt. Ich meine, es wären 9,0 Sekunden für den

60 m-Lauf, 4,24 m für den Weitsprung und 68 m für den Schlagballweitwurf gewesen.

Vor den Geländespielen hatte ich Angst. Ich fürchtete immer, dass ich Schläge bekam und habe mich fein zurückgehalten, bis der »Kampf« zu Ende war. Wir mussten viel marschieren und liefen dabei rund um das Schwesternhaus. Dabei sangen wir:

*Haut'se, haut'se, haut'se inne Schnautze!  
Haut'se mit vergnügtem Sinn,  
immer inne Fresse rin!*

Wir sangen auch:  
*Krumme Juden ziehn' dahin – daher,  
sie ziehen durchs Rote Meer.  
Die Wellen schlagen zu,  
die Welt hat Ruh!*

Das klang ganz gut und man konnte auch prächtig darauf marschieren, aber gedacht habe ich mir dabei nichts. Ich glaube, ich habe auch bis zum Kriegs-





Kriegsspielen in Potthoffs  
Wäldchen in Oesede,  
Mitte der 1930er-Jahre

ende keinen Juden gesehen. Vom KZ hörte man wohl mal, verbunden mit dem Namen Dachau. Aber das, was man nach dem Krieg davon erfuhr, ahnte man nicht. Wenn Onkel Ludwig, der Pastor aus Stavenhagen, oder Onkel Josef, der Bauer von Haus Brinke, kamen, wurde getuschelt und wir Kinder mussten verschwinden. Man wusste auch, dass man keine Feindsender hören durfte und nicht schwarzschlachten durfte oder etwas ohne Marken kaufen. Später durfte man auch nicht sagen, der Krieg sei verloren. Aber sonderlich bedrückt hat uns Kinder und junge Männer der Krieg nicht, im Gegenteil, er war ein schönes Abenteuer.

Schon vor dem Krieg war das Militär etwas Positives, das man achtete, das erstrebenswert war. So um 1937 begann die Wehrmacht mit Manövern in unserem Gebiet – eine tolle Abwechslung in unserem Spielalltag! Wir durften ab und zu auf einem Kriegsfahrzeug oder hinter einer Kanone sitzen. Durch Entfernungsmesser und Scherenfernrohre ließ man uns schauen oder Erbseneintopf mitessen. Wir waren begeistert und unbewusst vorprogrammiert.

Am Tag der Wehrmacht durfte man auf dem Gelände der Winkelmannkaserne mit dem Maschinengewehr schießen, als Zehnjähriger! Man konnte in einen Panzer steigen, sah schöne Filme und Aufmärsche mit großartigen Uniformen und zackiger Musik. Wer spielte da nicht gern mit Bleisoldaten,

hatte ganze Regimenter von schön angemalten Gips-soldaten, mit der Regimentskapelle voraus, Offiziere mit gezogenem Säbel, Kavalleristen mit fliegenden Fahnen? Wer freute sich nicht zu Weihnachten über eine Burg im Verteidigungszustand und Panzer, die feuerspeiende Hügel erklimmen konnten?

Wenn heute einer sagt oder schreibt, ihm habe das keinen Spaß gemacht, dann lügt er oder er hatte zu der Zeit eine Schraube locker. Wir fühlten uns auch nicht unterdrückt, wohl aber organisiert. Das schmerzte aber nicht, machte eher stolz, weil man zu einem »tollen Laden« mit großen Erfolgen, wenigstens bis 1942, gehörte. Sicher, man hatte Angst, wenn geschossen wurde, wenn die Splitter und die Bomben pfffen. Aber zugleich war das Ganze faszinierend, wie ein Feuerwerk. Ich weiß, das klingt makaber, weil unzählige Menschen dabei ihr Leben lassen mussten. Aber daran dachte ich damals nicht.

Man beobachtete mit einem angenehmen Prickeln, wie gebündelte Scheinwerfer einen Feindbomber erfassten und nicht losließen und wie sich

»Schon vor dem Krieg war das Militär etwas Positives, das man achtete, das erstrebenswert war«



Potthoffs Wäldchen:  
Die vormilitärische  
Ausbildung stand in der  
Hitlerjugend im  
Vordergrund, auch schon  
für das Jungvolk.

die 88 mm Flakgeschütze darauf einschossen, bis sie trafen und der Bomber brennend abkippte. Das war spannender als Sport, die Erfolge wurden begeistert gefeiert.

Uns haben die Historiker erst lange nach dem Krieg etwas anderes erzählt, das Volk sei kriegsunwillig gewesen, zum Beispiel. Ich habe davon nichts gemerkt – wahrscheinlich war ich auch zu jung. Aber wenn eine Sondermeldung kam, dramatisch mit klassischen Siegfanfaren vorbereitet, schlug das Herz schneller, nicht nur bei den dummen Jungens. Alle – ich kenne keine Ausnahme – hatten ein gutes Gefühl, wenn eine Menge großer Schiffe versenkt wurde, eine wichtige Feindstadt erobert wurde, oder wenn ein Jagdflieger eine runde Zahl von Feindabschüssen erreicht hatte.

Selbst mein Vater, damals schon über sechzig Jahre alt, schrie vor Freude, als er hörte, dass auf der Zitadelle von Verdun die deutsche Reichskriegsflagge wehte. Von ihm wusste ich – oder ich ahnte es zumindest – dass er mit den Nazis nicht viel im Sinn hatte. Aber dies war etwas anderes. Das waren nicht die Erfolge der Nazis, sondern der Deutschen. Er hatte 1917 vor Verdun seine halbe linke Hand verloren. Sein Kaiser hatte die Festung nicht knacken können. Aber jetzt funktionierte es! Und wie!

Mein Bruder Josef, zum Beispiel, heute Sanftmut und Toleranz in Person, wollte nichts anderes als möglichst bald in den Krieg. Viele, ja die meisten jungen Männer, hatten Angst, der Krieg sei zu Ende, bevor sie »eingegriffen« hätten. Josef meldete sich freiwillig zur Luftwaffe, das war das Schickste damals, zum fliegenden Personal! Jagdflieger, das war das Ideal! Mölders, Galland, Marseille oder Hartmann, das waren unsere Vorbilder. Hartmann, der sogar jünger war als Josef, schoss in ein paar Jahren 352 feindliche Flugzeuge ab. Von Josef kam aber nichts. Er wurde Bordfunker, lernte im Urlaub fleißig auf einem Übungsmorsegerät, aber einen Feind hat er nicht gesehen. Ich war doch sehr enttäuscht. Josef offensichtlich nicht, wie er später verriet.

Auch in Oesede fielen Bomben. Nicht viele, fast keine auf das gut sichtbare und auch den Feinden sicherlich als kriegswichtig bekannte Klöckner-Werk. Es gab auch Tote, in Oesede vielleicht fünf bis zehn, in Kloster-Oesede eine größere Zahl. Die erste Bombe fiel am Osterberg, etwa 500 Meter nördlich von Klöckner, sehr dekorativ an einem Südhang auf eine Wiese. Nicht weit entfernt von dem Haus, in dem Beckers Kunze wohnte. Am folgenden Tag, es war glücklicherweise ein Sonntag, pilgerten große Menschenmassen aus Oesede und

Umgebung zur Besichtigung des Bombenkraters. Die Frauen malten sich mit düsteren Gesichtern aus, was das wohl gegeben hätte, wenn die Bombe auf ein Haus gefallen wäre. Das konnten sie später in Osnabrück in vielfacher Weise sehen. Die älteren Männer verglichen die Lage selbstverständlich mit ihren Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg. Vor Verdun sei das viel schlimmer gewesen. War es auch wohl.

Wir jungen Burschen suchten Splitter. Bombensplitter – das war etwas ganz Erlesendes! Flaksplitter, die gab's schon öfter, aber Bombensplitter! Jeder »anständige« Junge hatte zu Hause eine Zigarrenkiste, oder auch mehrere zu Differenzierungszwecken, in denen die Splitter aufbewahrt wurden. Meistens waren die Splitter von der 88 mm oder 20 mm-Flak. Begehrt waren die Führungsringe aus Kupfer oder die Granatenspitzen aus Aluminium. Die Bruchstellen der Eisensplitter – meistens so daumengroß – rosteten sehr schnell.

Wenn die Flak schoss und die Granaten über einem explodierten, so fünf bis sechs Kilometer hoch, dauerte es eine kurze Zeit, bis die Splitter herunterkamen. Man hörte sie singen und aufschlagen. Am besten stand man natürlich jetzt nicht im Freien, sondern in einer Haustür. Mit etwas Geschick konnte man sich die Aufschlagstelle merken für das Suchen am folgenden Morgen. Fielen die Splitter auf ein Haus, ging auch mal eine Dachpfanne kaputt.

Eine meiner größten technisch-geistigen Leistungen als Junge bestand darin, beim Suchgang auf dem Gelände der Kirche mit ihrem großen Dach in der Suchreihe – Knabe neben Knabe – nicht dort zu laufen, wo der Zufall einen Splitter hingeworfen hatte, sondern da, wo er wegen der Dachneigung hingefallen war. Dort häuften sich nämlich die Splitter und Ludwig war der Erfolgreichste!

## Die ersten Kriegsjahre und das Leben mit dem Krieg

Vom Polenfeldzug weiß ich nichts, ich war mit neun Jahren wohl auch noch zu jung. Aber dann im Spätherbst 1939 bekamen wir Einquartierung in Oesede. Die siegreichen Polentruppen sollten überholt und näher an das nächste Angriffsziel herangelegt werden. Die Zusammenhänge kannte ich damals nicht.

Zu uns nach Oesede kam ein Divisionsstab. Das Hauptquartier war beim Pastor, die Küche bei Wolff an der Treppe, der Treffpunkt in Wiemanns Wirtschaft. Wir bekamen zwei Unteroffiziere. Der eine hieß Karl Krüger und wohnte privat in Berlin. Der andere hieß Dorsheimer. Ich meine, dass die Soldaten mehrere Monate bei uns waren. Karl Krüger ließ sogar seine Frau Emmy nachkommen, ein schmales Persönchen, geschminkt (pfui! damals!) und sie rauchte ununterbrochen.

Wir Jungens waren in unserem Element. Die Wachstube war im Spritzenhaus eingerichtet. Dort hatte ein Uffz Pille etwas zu sagen. Er hatte zu uns Kindern ein besonders gutes Verhältnis. Wir sagten »Pilli« zu ihm. Ich habe ihm später kleine Pakete geschickt und Briefe geschrieben.

Nach einiger Zeit musste ich für unsere beiden Helden jeden Mittag mit dem Kochgeschirr zur

Feldküche nach Wolff laufen und das Essen holen. Das war viel besser als bei uns zu Hause. Oft gab es Koteletts und Schnitzel. Da das Fleisch im Kochgeschirr obenauf lag, fing ich an, überflüssige Anhängsel und Auswüchse zu entfernen und unterwegs selbst zu essen. Die Fleischstücke wurden von Tag zu Tag kleiner, bis die Sache aufflog und ich von Mutter eine Tracht Prügel bekam.

Der Winter 1939/40 war sehr kalt. Viele Wochen lang lag Schnee, für die Wachsoldaten, die die ganze Nacht ihre Runde machten, war es eine schwere Zeit. Ich habe heute noch das Knirschen des Schnees unter den Knobelbechern (so hießen die Stiefel damals) der Soldaten auf ihrem Wachrundgang im Ohr, wenn sie an der Kammer, in der ich schlief, vorbeingingen.

Ich weiß nicht, ob wir uns nach dem Krieg noch mit unseren Einquartierten geschrieben haben. Aber vierzig Jahre später gab es nach einem Fernsehauftritt von mir als Bürgermeister in der Talkshow »III nach neun« von Radio Bremen in recht vielen Zeitungen gute Kritiken. Eine davon las auch Tante Emmy, die inzwischen Witwe war. Sie schrieb mir einen langen Brief und ich besuchte sie, als ich kurze Zeit später in Berlin war und brachte ihr einen



großen Blumenstrauß. Ich hätte Tante Emmy nicht wiedererkannt. Aus der schmalen, adretten Berlinerin war eine dreimal so schwere Matrone geworden. Sie kam später auch nach GMHütte und besuchte uns. Doris war von Anfang an skeptisch. Sie mochte nichts, was mich durch andere in Beschlag nahm. Tante Emmy sah ich deshalb nie wieder. Hedwig, meine gesellige Schwester, hält die Verbindung mit Tante Emmy noch aufrecht. Man schreibt sich, telefoniert miteinander und besucht sich auch.

Den Kriegsbeginn am 1. September 1939 habe ich noch dadurch in guter Erinnerung, dass sich als Folge der Mobilmachung vor meinem Schlafzimmerfenster viele Männer mit Autos und LKWs, die beschlagnahmt waren, versammelten. So war die ganze Nacht hindurch Krach und Leben vor meinem Fenster.

Es dauerte nicht lange, bis die ersten Gefallenen aus Oesede gemeldet wurden. Zunächst ging dann der örtliche Polizeioberbonze, genannt Ortsgruppenleiter, zu den Angehörigen, um die Botschaft zu überbringen, der Sohn/Mann/usw. sei nach heldenhaftem Einsatz für Führer, Volk und Vaterland gefallen. Der Goldfasan – so hieß der Nazi-Dorfboss im Volksmund wegen seiner braunen Uniform – kam bei den Oesedern wegen seiner Art »stolze Trauer« zu vermitteln, nicht an. Manchmal flog er auch schnell raus.

Deshalb wurden die Todesnachrichten von der Front ab 1941, als sich solche Meldungen nach Beginn des Russlandfeldzugs häuften, wieder der Post übergeben. Der Briefträger musste die schlechte Nachricht wohl an der Art des Briefes ahnen können. Unser Vater kam nach dem Sortieren der Post, die er dann austragen musste, erst zum Frühstück zu uns. Mutter wusste sofort, dass Papa wieder eine Todesnachricht in eine Familie zu tragen hatte (er kannte sie ja alle, besser als der Pastor). »Häss du we en leige Breif?« (Hast du wieder einen schlechten Brief?) Vater nickte nur, sagte aber nie den Namen.

Da unser Kotten genau zwischen Kirche und Pastorat lag – zu jeder Seite waren es nur fünfzig Meter – wurden wir schnell in das kirchliche Leben

einbezogen. Fehlte ein Messdiener: Ich saß als Erster auf der Reservebank. Musste der Pastor einen plötzlichen Versehgang machen, also die letzte Ölung zu einem Todkranken bringen: Ludwig musste mit. Hatte der Pastor einen Botengang: Ich ging. Musste dem Küster geholfen werden: Wir Jungens vom Thie waren dran. Aber wir taten es gerne, denn es war interessant. Wer kam denn schon mal in den Glockenturm oder noch höher? Wer von den gewöhnlichen Sterblichen sah, was unter der Kirche im Keller war? So musste ich auch oft bei den Seelenämtern für die Gefallenen messdienen. Ich kannte die Toten zum großen Teil, weil ich mitten im Dorf wohnte, wo sich das Leben abspielte – zum Beispiel bei der Feuerwehr – oder aus vielen Begleitgängen, die ich zur Unterstützung von Vater bei seiner Arbeit als Briefzusteller bis in den letzten Winkel des Dorfes machte. Ich kenne heute noch viele Namen und Gesichter der damals Gefallenen.

Ein Höhepunkt im Jungensleben war immer ein Flugzeugabsturz. Und der kam im Krieg bei uns recht häufig vor. Einmal war, vielleicht zum Schutz von Klöckner oder auch von Osnabrück, ziemlich viel Flak bei uns stationiert: auf dem Osterberg, bei Stahmer (eine ganze Batterie 88 mm!), am Gartbrink, da wo jetzt die Realschule ist, und auch dort, wo jetzt der Varusturm steht, ebenfalls auf dem Dörenberg. Und ab und zu trafen die auch mal, obwohl ein bekannter Witz damals lautete: »Kennst du die Steigerung von Flak?« »Daneben, ganz daneben, Flak.«

Auch war es vielen Deutschen, vor allem aber den feindlichen Fliegern wohl unbekannt, dass es in der flachen norddeutschen Tiefebene einen gewaltigen Gebirgszug mit 331 m Höhe gab. Gegen den knallten die armen Jungens dann, weil sie vergessen hatten, die Karte zu lesen, oder weil sie, angeschossen, nicht höher konnten. Manchmal mit voller Bombenlast. Wir Hitlerjungen mussten dann hinterher im weiten Umkreis Trümmer suchen, manchmal ein grausiger Anblick, wenn man auf Leichteile stieß. Die Flugzeugreste – mitunter waren die Maschinen noch recht gut beieinander – kamen dann zum Abtransport zum Bahnhof, wo sie ab und an sogar bewacht wurden (vielleicht weil es sich um einen seltenen Flugzeugtyp handelte). Für uns war es ein Sport, Trophäen zu ergattern. Etwa ein Typenschild, ein Stück aus der Kanzel

»Ein Höhepunkt im Jungenleben war immer ein Flugzeugabsturz. Und der kam im Krieg bei uns recht häufig vor«

oder ein Messgerät. Unangenehm war ein süßlicher Geruch aus den Trümmern, eine Mischung aus bekannten und unbekanntem Gerüchen. Genau kann ich das nicht beschreiben, will ich auch nicht.

Auf dem Dörenberg, an höchster Stelle, befand sich eine wichtige Funkstation mit zwei gewaltigen Funktürmen, am Fuß 10 x 10 m im Quadrat und 80 m hoch, ein Gitterturm. Einmal erlebte ich von Oesede aus viele Minuten lang einen Tieffliegerangriff von vier Engländern auf diese wohl recht kriegswichtige Anlage. Immer und immer wieder flogen die vier von Westen an und ballerten aus ihren Kanonen und Maschinengewehren, was das Zeug hergab. Das anfängliche Verteidigungsfeuer unserer Deutschen erlahmte schnell.

Überhaupt waren die Tiefflieger im letzten Kriegsjahr, genauer in den letzten sechs Monaten, ein Problem. Deutsche Flieger gab es fast nicht mehr. Der Feind hatte die »Luftherrschaft«, so sagte man damals. Alles, was sich bewegte, wurde beschossen. Dann gab's nur eins: Deckung! In den



Flugbeobachtungsturm  
auf dem Dörenberg,  
1940

nächsten Graben, in vorbereitete Löcher oder Einmannbunker, die überall herumstanden. Besonders gern wurden Eisenbahnzüge angegriffen. Man sprang sofort raus und lief so weit weg, wie man konnte. Jeder Zug hatte am Ende einen Wagen, manchmal auch zwei, einen vorn und einen hinten, auf dem eine Vierlings-Flak stand, vier 2 cm-Kanonen, zwei nebeneinander, zwei übereinander. Das war ein wirksamer Schutz gegen die »Terrorflieger«.

## Dem Kriegsende entgegen

Von der ersten Bombe auf dem Osterberg mit dem anschließenden Massenbesuch hatte ich erzählt. Es sind dann in Oesede und Umgebung noch mehr Bomben gefallen, wenn auch die Stadt Osnabrück den Löwenanteil abbekam. Wir, das heißt die klugen Alten seinerzeit, haben uns immer gewundert, warum die kriegswichtigen Klöckner-Werke nie bombardiert wurden. Es ging das Gerücht herum – lächerlich, wie man heute weiß, aber was wurde damals nicht alles »gerüchtet« –; dass die Eigentümer von Klöckner Verwandte in England hätten. Die weltweit oberen Zehntausend täten sich untereinander nichts an. Und darum bliebe Klöckner verschont. Da uns damals immer die »internationale Plutokratie« (neben dem internationalen Judentum natürlich) propagiert wurde, war das Gerücht sogar zeitgemäß einleuchtend. Einige meinten auch, das Werk sei zwischen den Bergen des Teutoburger Waldes im Dütetal schön versteckt. Deshalb hätten die feindlichen Terrorbomber es nie gefunden.

Leute, die etwas von militärischen Dingen zu verstehen glaubten, sahen in der Anhäufung von Flakstellungen rund um die Hütte einen Grund für

die Verschonung von Klöckner. Erst nach dem Krieg erfuhren wir, dass der Oberbomber in England, Luftmarschall Harris, die Theorie entwickelt hatte, Deutschland durch die Bombardierung von Wohngebieten in die Knie zu zwingen. In Osnabrück gab es sicher ebenso viele Kasernen wie Kirchen. Durch Bomben wurde praktisch keine Kaserne getroffen, aber fast jede Kirche.

Die Angriffe auf Osnabrück wurden im Laufe des Krieges immer stärker. Tag und Nacht. Ab 1943 waren wir morgens kaum in der Schule angekommen, da gingen schon die Sirenen und wir mussten klassenweise in einen der fast bombensicheren Hochbunker. Für uns Schüler war das eher ein Vergnügen. Zum einen fiel der Unterricht aus, was wohl für Schüler zu jeder Zeit ein höchst erstrebenswerter

»Ab 1943 waren wir morgens kaum in der Schule angekommen, da gingen schon die Sirenen und wir mussten klassenweise in einen der fast bombensicheren Hochbunker«

Tatbestand war. Zum anderen waren natürlich auch Mädchenklassen im Bunker. Für uns enthaltsame 13- bis 14-Jährige auch recht erfreulich.

Eines Tages musste dann auch unser schönes altes Gymnasium Carolinum (direkt neben dem Dom gelegen, weitab von jeder militärischen Einrichtung) dran glauben. Vorher schon waren viele Häuser in Osnabrück nur noch Schutthügel. Organisieren konnten die Nazis ja. Schon nach wenigen Tagen fand ein geregelter Unterricht in Kloster Oesede statt. Das war nur 3,5 km von uns entfernt. Eine Station mit dem Zug. Oder eine Viertelstunde mit dem Fahrrad. Auch zu Fuß konnten wir in etwas mehr als einer halben Stunde in der Schule sein.

Wie schon erwähnt wurde die Eisenbahn immer stärker bewaffnet. Erst ein offener Güterwagen, später zwei, vorne und hinten, mit je einer Vierlingsflak. Trotzdem ließen sich die Engländer und Amerikaner nicht davon abhalten, ihre Tiefflieger-

angriffe auf alles, was sich bewegte, von Tag zu Tag zu verstärken. Da vor allem die Zivilbevölkerung darunter leiden musste, hatten es die Nazis gar nicht schwer, einen gesunden Hass auf die sogenannten »Terrorflieger« zu produzieren. Zu Lynchtaten ist es bei uns jedoch nie gekommen, obwohl fast jede Woche in der Gegend um Osnabrück ein Flugzeug abstürzte.

Auf der Straße nach Kloster Oesede standen alle paar hundert Meter kleine Einmannbunker mit Sehschlitzen und Eisentüren. Wenn so ein Moskito kam (einer der Fliegertypen), konnte man hineinflüchten. Am Palmsonntag 1945, morgens gegen 11 Uhr, erfolgte der schwerste Luftangriff auf Osnabrück. Obwohl ich in der Zwischenzeit bei der HJ-Feuerwehr Dienst tat (mein erster Brandeinsatz war am 6. Dezember 1944) wurde ich am Samstag davor mittags zum Meldedienst beim Volkssturm befohlen. Ein Fahrrad war mitzubringen.

## Das Kriegsende

Zusammen mit mir hatten Kempers Bö und ein Klassenkamerad aus Dröper Dienst. Einer musste mit dem Fahrrad nach Rulle, ich musste nach Iburg, um dem örtlichen Volkssturmführer irgendeine Meldung zu überbringen. Unser Sammelplatz war das HJ-Heim auf dem Rehlberg. Dort herrschte eine hektische Stimmung. Die Front kam immer näher. Zehn Tage später war bei uns der Krieg zu Ende.

Am Samstagnachmittag befasste man sich aufgeregt mit der Musterung des Jahrgangs 1929, dem die meisten meiner Klassenkameraden angehörten. Aus allen Gemeinden liefen die Bekanntgaben über den Prozentsatz der freiwilligen Meldungen zur Waffen-SS ein. Es war das Wunschziel eines jeden Fähnleinführers, dass sich 100 Prozent des Jahrgangs für die SS entschieden. In einigen Gemeinden klappte das auch. In Oesede nicht. Manche hatten sich vorher schon freiwillig für eine Offizierslaufbahn in einer anderen Waffengattung entschieden. Diese standen dann allen Tricks der Werber zum Trotz nicht für die SS zur Verfügung.

Da mein Jahrgang 1930 auch sicher gegen Ende des Jahres 1945 zur Musterung dran gewesen wäre, hatte ich mir schon Unterlagen für eine freiwillige Meldung als Offiziersbewerber bei der Kriegsmari-

ne besorgt. Die Unterlagen habe ich heute noch, insbesondere ein Buch mit dem Titel: »Ein Junge geht zur Kriegsmarine«.

Ein Geständnis muss ich hier allerdings noch machen: Bei der immer näher rückenden Musterung versetzte mich nur eine Sache in Panik. Nicht der Krieg, die SS oder die Gefahr, sondern die Tatsache, dass man sich vor der Musterungskommission völlig nackt ausziehen musste, ohne Turnhose, ohne Unterhose. Ich fand einfach keinen Weg, dieses zu verhindern. Ich weiß nicht mehr, wie viele schlaflose Nächte, wie viele Gedanken, wie viel Angst diese große Kleinigkeit bei mir verursacht hat. Das waren Sorgen, oder? Wo jeden Tag Zehntausende kreppten. Ich glaube aber, dass es nichts gibt, was die sexuelle Verklemmtheit dermaßen demonstrierte, in die uns die Kirche damals brachte.

Im HJ-Heim auf dem Rehlberg waren viele Parteiorganisatoren untergebracht. Ich glaube, sogar die Kreisleitung der NSDAP, auf jeden Fall aber viele HJ-Stellen wie Bann, Jungbann mit den entsprechenden – zum Teil sogar – hauptamtlichen Führern. An einen erinnere ich mich genau, nämlich Bubi Avarus (?), weil dieser am Palmsonntag über mich Gericht saß. Da schon Torschlusspanik





Das HJ-Heim am Sportplatz Rehlberg. Während der NS-Zeit war der Sedanplatz Ort großer Nazi-Aufmärsche.

herrschte, wurde viel gefeiert, gesoffen, Unterlagen wurden zerrissen und verbrannt.

Ich bekam am Nachmittag den Auftrag, für die Bannführerin Tanzschuhe aus ihrem Elternhaus zu holen. Ihr Vater war wohl Ortsgruppenleiter und wohnte am Drosselstieg. Er ist – Gerechtigkeit Gottes – unglaublich alt geworden, zusammen mit seiner Ehefrau. Gemeinsam haben sie das Fest der Gnadenhochzeit gefeiert. Ich meine, da müsste man es 70 Jahre miteinander aushalten. Die oben erwähnte Tochter, die Bannführerin, lebt auch wohl noch, unbemannt, getreu ihrem Führereid, hätte ich fast gesagt.

Ich musste dann auch noch zu einer anderen Stelle, in den Casinopark, wo, wenn ich mich richtig erinnere, die OT, die Organisation Todt, untergebracht war. Und nachts musste ich dann noch nach Bad Iburg. Morgens waren wir Kinder hundemüde. Und wir wussten nicht, ob wir nach Hause gehen durften. Fragen konnten wir niemanden, da unsere Führer ihren Rausch ausschließen. So gingen wir, ohne zu fragen, ohne zu ahnen, dass das »un-erlaubtes Entfernen von der Truppe« war. Ich fiel in einen so tiefen Schlaf, dass ich nicht merkte, wie einige hundert viermotorige Bomber in gut 500 m Höhe von Münster kommend der Stadt Osnabrück die größten Schäden der Kriegszeit bescherten. Das muss so gegen 11 Uhr gewesen sein. Denn um 12 Uhr schaffte es Papa endlich, mich zu wecken mit der merkwürdigen Nachricht, der Gendarm stehe vor der Tür, ich sei fahnenflüchtig und er müsse mich abholen. Der Gendarm Langanke war ein korpulenter, älterer Herr. Er war mit dem Fahrrad gekommen. Ich musste bis zum Rehlberg vor ihm

herlaufen. Dort hatte man ein Tribunal für uns »Verbrecher« vorbereitet. Auf der einen Seite eines langen Tisches saßen die Ankläger und Richter.

Welche Funktion Bubi Avarus hatte, weiß ich nicht. Er war jedenfalls unausgeschlafen und ungewaschen, in Turnhemd und kurzer Turnhose. Dann war da noch ein höherer HJ-Führer in Uniform, vielleicht der Bannführer und noch ein Soldat, ich glaube es war ein einarmiger Offizier. Auf dem Tisch lag eine Pistole – jedenfalls in meiner Erinnerung. Vielleicht habe ich die aber auch in den vielen Jahrzehnten bis zur Niederschrift (fast 50 Jahre) dazu gedichtet.

Ob wir überhaupt wüssten, was wir für ein Verbrechen begangen hätten, wurden wir gefragt. Und dass die Todesstrafe darauf stehe. Wir sollten uns mal umdrehen, da würde bereits unser Grab geschaufelt. Wir drehten uns um und sahen in der Tat, wie man eine Grube aushob. Die war allerdings nicht für uns gedacht, wie wir hinterher merkten. Hier sollten nämlich alle Nazipapiere und sonstigen Utensilien verbrannt werden.

Offensichtlich wollte man uns nur Angst machen, was auch vollkommen glückte. Ich habe selten so geweint, weil ich eine Zeitlang wirklich dachte, man würde uns umbringen. Erst nachdem man uns sagte, wir könnten uns retten, wenn wir versprechen würden, mit der Panzerfaust gegen den Feind zu ziehen, wurden wir ruhiger und versprochen, was die wollten. Damit war die Sache erledigt. Wir konnten nach Hause gehen und hatten nie wieder etwas mit dem Volkssturm zu tun.

Bubi Avarus wurde später ein bekannter Fußballspieler in der Oberliga und auch ein erfolgreicher

## »»Was waren unsere Gefühle? Leider kann ich meine Empfindungen nach 48 Jahren nur aus der Erinnerung schildern. Wir fühlten uns keineswegs als Verlierer««

Architekt. Er hat bei mir als Notar sogar mal einen Kaufvertrag machen lassen. Ich war zu feige, ihn auf den makabren Scherz von Palmsonntag anzusprechen. So endete meine Karriere als Hitlerjunge. Im Gegensatz zu meinen Mitschülern vom Gymnasium war ich einer der wenigen ohne jeglichen Rang. Ich passte irgendwie nicht in den Laden. Warum, weiß ich nicht. Ich habe mich damals über meine Erfolglosigkeit sogar geärgert. Gut eine Woche nach diesen Vorkommnissen waren die Engländer da.

Was waren unsere Gefühle? Leider kann ich meine Empfindungen nach 48 Jahren nur aus der Erinnerung schildern. Wir fühlten uns keineswegs als Verlierer. Dumpfe Trauer über das verlorene Spiel der eigenen Mannschaft war sicherlich nur bei einem kleinen Teil der Bevölkerung vorhanden. So wie zum Beispiel beim letzten Ortsgruppenleiter von Oesede, dem Lehrer Gieseke aus Dröper, einem »anständigen Mann«, der keinem etwas zu Leide getan hatte, niemanden in das KZ verholfen hatte. Er erschoss beim Einmarsch der Engländer seine Frau und seine drei oder vier Kinder im Alter bis 14 Jahre und dann sich selbst. Er wurde damit ein Opfer seiner eigenen Partei, denn er glaubte ihrer Propaganda, dass die Feinde keinen PG (=Parteigenossen), geschweige denn einen Parteiführer, leben ließen.

Es ist kaum zu glauben: er handelte weniger aus Überzeugung, wie Goebbels, der dasselbe tat, als vielmehr aus Sorge für seine Familie. Dabei wäre ihm außer einer zweijährigen Internierung sicher nichts passiert. Das weiß man heute. Damals war es anders. Man glaubte vielmehr das Gegenteil und hatte dazu ja auch leider einigen Grund: Die Engländer waren »Terrorflieger«, das hatten sie im Bombenkrieg bewiesen. Damit sind nicht die einzelnen Piloten gemeint, sondern vielmehr ihre Chefs. Die hatten die Strategie entwickelt, die Bevölkerung zu entnerven und nicht in erster Linie die Kriegsmaschinerie zu treffen.

Osnabrück war eine große Garnisonsstadt mit vielen, vielen Kasernen. Keine von ihnen bekam etwas ab, es sei denn durch Zufall. Osnabrück hatte auch viele Kirchen. Keine blieb unversehrt. Zufall? Ich mag's nicht glauben. Oder: Warum fiel praktisch keine Bombe (außer einem schadlosen offensichtlichen Notwurf) auf die nicht zu übersehenen Klöckner-Werke, wo ausschließlich, und zwar in erheblichem Umfang, kriegswichtiges Material produziert wurde? Oder auf die Firma Wiemann, die Baracken als Unterkünfte für Soldaten und Rumpfe für Jagdflugzeuge herstellte?

Nun, aus späterer Sicht, nach Aufdeckung der furchtbaren Gräueltaten, die »unsere« Regierung angeordnet hatte, muss man das Leid der deutschen Zivilbevölkerung wohl als angemessene Strafe ansehen. Nur wussten wir nichts von den Verbrechen unserer Partei und Regierung. Die Gegner wohl auch nicht, denn dann hätten sie doch wohl beizeiten reagiert? Es traf also wieder einmal die Unschuldigen.

Trotzdem hätte das deutsche Volk wohl wissen müssen, dass einiges nicht »in Ordnung« war, um es gelinde auszudrücken. Deshalb wohl auch das Gefühl der Befreiung und nicht der Niederlage. Die »Befreiung« wurde auch nicht etwa laut bejubelt. Eher war es das Gefühl, dass das Theater nun endlich vorbei war, die Bomben, die Alarme, die nun täglichen Mitteilungen über den »Heldentod« von Oesedern. Gerade auf dem Land, noch dazu in katholischen Gegenden, war die Partei nirgendwo auf große Gegenliebe gestoßen.

Dabei achtete man durchaus die Leistungen der Nazis, zum Beispiel ihre unbestreitbaren Leistungen im sozialen Bereich. Heute spricht keiner davon, dass die Braunen nach der Machtübernahme 1933 innerhalb von Monaten ein für damalige Zeiten hervorragendes Wohnungsprogramm aus dem Boden stampften und auch durchsetzten. Diese Häuser stehen auch heute noch. Oder dass die Ar-

beitslosigkeit schnell verschwand, der Terror auf der Straße von heute auf morgen nicht mehr da war, das Klassendenken aufgehoben wurde und Kultur, Literatur, Film und Musik ungeahnt aufblühten.

Ich sehe sie aufheulen, die Antifaschisten, ob dieser ungeheuerlichen Behauptung, die Nazis hätten »was Gutes« getan. Und wenn, dann nur zur Vorbereitung eines Angriffskriegs. Daran dachte 1933 sicherlich keiner, abgesehen davon, dass es historisch nicht haltbar ist. Letztlich war es dem Volk auch egal, warum es ihm besser ging, oder, ich will mich vorsichtiger ausdrücken, warum es glaubte, dass es ihm besser ging. Dazu kamen auch für das Ausland sichtbare Erfolge: im Sport, Olympia '36, Max Schmeling! Oder auch während des Kriegs: Ich erinnere mich gut, dass auch mein Vater, ein klarer Antinazi, vor Freude hüpfte, als 1940 Verdun gefallen war, wo er im Ersten Weltkrieg eine halbe Hand verloren hatte.

Man konnte die Bevölkerung seinerzeit wohl in zwei Teile aufteilen: die wirklichen Nazis, so zehn bis zwanzig Prozent, und die Sympathisanten »auf Zeit«, die sich über Siege, ein angenehmeres Leben, über die Weltgeltung Deutschlands (übrigens ein damals häufig gebrauchtes Wort), über Autobahnen und den KdF-Wagen (VW Käfer) freuten. Den kleinen Mann kümmerte keine Ideologie, damals nicht wie heute nicht, ihn interessierten Ergebnisse.

Juden hatte es in Oesede nie gegeben. Zwar erzählten meine Eltern, sie hätten Juden gekannt, die in der Osnabrücker Geschäftswelt überdurchschnittlich repräsentiert waren. Sie seien immer korrekt gewesen, man habe sich auf ihr Wort verlassen können. Vielleicht sei der eine oder andere ein Schlitzohr gewesen. Das war's. Und aufgrund der immer allgegenwärtigen Propaganda glaubten wir, irgendetwas müsse an den Weltbeherrschungsplänen der Juden schon dran sein. Von der Totalvernichtung der Juden wussten wir nichts, auch wenn uns kluge Leute heute immer noch beweisen wollen, was wir wussten.

Und was hielten wir von unseren Führern? Über die oberste Schicht, mit Ausnahme von AH, wurde viel gelästert, gespottet und gewitzelt. Himmler war der »Reichsheini«, Göring der »Hermann Meyer« (»Ich will Meyer heißen, wenn im Krieg auch nur ein Flugzeug die deutschen Grenzen überfliegt.«) Dabei hatte Göring trotz seiner kindischen

Prunksucht immer noch den besten Ruf. Goebbels war »Hinkefuß« mit großer Klappe. Lügen haben kurze Beine, der Lügner hat ein kurzes Bein.

Wir hatten in der Küche einen Löffel, der war fünfmal so groß wie ein Esslöffel. Der heißt heute noch »Goebbels-Löffel«. Hitler war, was Kritik betraf, lange Zeit tabu. Man glaubte, was er sagte. Man traute ihm im Gegensatz zu seinen Vertretern und Ministern auch keine Schlechtigkeiten zu. Im Gegenteil, man war überzeugt, dass er von Auswüchsen keine Ahnung hatte. Ein geflügeltes Wort war damals: »Wenn der Führer das wüsste!«

Kurz vor dem Einmarsch wurde das Leben in Oesede immer hektischer. Hier gab es eine Sonderration Schnaps, dort Lebensmittel. Das große Vorratslager des Großhandels Lehmkuhl und Grandtke aus Osnabrück wurde regelrecht geplündert. Mit Hunderten von Handwagen wurden Werkzeuge, Küchengeräte und ich weiß nicht was sonst noch abgefahren. Ein klarer Fall von Massendiebstahl. Einige hatten später ein schlechtes Gewissen und ließen das Diebesgut dem Eigentümer wieder zukommen, besonders nach der ersten Nachkriegsvolksmission in der Oeseder Kirche. [31.01.93]

Dann hörte man auch die ersten Schüsse, Kanonenschüsse, weit weg noch, aber merkwürdigerweise aus dem Westen, wo doch alle glaubten, der Feind käme von Süden, von Iburg über den Teutoburger Wald, über Herrenrest. Dort war quer über die Reichsstraße 51 eine gewaltige Panzersperre errichtet worden, genau auf der Passhöhe. Mit wenigen dicken Bäumen, die daneben lagen, konnte man den engen Durchlass, den man gelassen hatte, schnell schließen. Dort stand die Hauptmacht des Oeseder Volkssturms, das letzte Aufgebot von Hitler-Himmler-Goebbels.

Alles das unter der Leitung von Rechtsanwalt und Notar Y, Offizier aus dem Ersten Weltkrieg und offensichtlich nicht zur Vernunft bereit. Auch anderswo hatte man vorsorgliche Panzersperren errichtet, die aber nicht besetzt waren. Der Feind kam aus Richtung Hagen, schnell und ohne großen Widerstand. Er erreichte Oesede am Mittwoch nach Ostern, glaube ich. Den ganzen Tag lang fluteten im wahrsten Sinne des Wortes Truppen durch die Straßen. Einzelne Soldaten, aber auch Verbände, kleine und größere. Viel SS war dabei, aber wenig Ordnung und Sinn. Hier und dort wurden





Beobachtungsposten auf dem Osterberg mit Blick auf Oesede während des Krieges.

Stellungen gebildet, zum Beispiel auf Haus Brinke bei Onkel Josef Flach. Dorthin, wo man die ganze Gegend schön strategisch überblicken konnte, hatte sich eine große Menge an Soldaten zurückgezogen. Oder auf den Platz vor der Kirche, von wo man einen schönen Überblick nach Westen hatte, also nach GMHütte-Hagen.

Bei den Soldaten hatte sich wohl schon herumgesprochen, aus welcher Richtung die Tommies kamen. Man hatte direkt an der Kirchhofsmauer eine ganze Batterie von Geschützen aufgebaut. Die alten Rentner in Oesede, alles hervorragende Bierischstrategen mit Weltkrieg I-Erfahrung, wussten natürlich, wie gefährlich das war. Wenn auch nur ein Schuss abgegeben worden wäre, hätte sich der Gegner in die sichere Deckung zurückgezogen und eine Bomberstaffel angefordert. Das wäre für den Ortskern Oesede der sichere Untergang gewesen. Es gibt unzählige Beispiele für ein ähnliches Vorgehen der Anglo-Amerikaner aus den letzten Kriegsmonaten. Der Feind hatte die absolute Luft-herrschaft und schonte aufgrund seiner gewaltigen Materialüberlegenheit das Leben seiner Soldaten, wo er nur konnte. Im Gegensatz zur deutschen

Wehrmacht, wo es hieß: bis zur letzten Patrone.

Drei beherzte Oeseder sahen die Gefahr und versuchten, die Deutschen zum Abzug zu bewegen, was wundersamerweise Erfolg hatte. Vielleicht hatten die deutschen Soldaten auch schon ihren Glauben an den Sieg aufgegeben. Die drei Oeseder, die dann später mit den eintreffenden Engländern verhandelten, waren: Dr. Philipps, ein pensionierter Theologe, rund 70 Jahre alt, Dr. Hermann Dütemeyer, ehemaliger Offizier, Dorfarzt und Junggeselle, später ein guter Freund von Doris, etwa 60 Jahre alt, und Heini Huster, Panzerfahrer im Polenfeldzug, reklamiert für die Schusterei wegen des Todes seines Vaters, im Nebenberuf Küster, circa 30 Jahre alt.

Als das Gegrummel und Geschieße näherkam, noch nicht sehr bedrohlich, zogen wir uns in den Keller der Gaststätte »Gildehaus« zurück, der zum Luftschutzkeller ausgebaut worden war. Ich glaube, dass mein Vater Matthias noch im Dorf unterwegs war, weil gerüchteweise Schnaps verteilt werden sollte.

Am Vormittag, als die Tommies noch weit weg, aber die Kunde davon schon nah war, hatte meine Mutter immer noch couragiert versucht, aus dem

Spitzbodenfenster des Daches eine weiße Fahne herauszuhängen. Papa stürzte hinterher und riss die Fahne wieder herein. Denn durch die Straßen und auch an unserem Haus vorbei strömten unablässig Truppen von deutschen Soldaten, darunter auch SS-Formationen. Genauso gut, wie jeder fest daran glaubte, dass eine weiße Fahne Schutz gewähre – woher das alle plötzlich wussten, ist mir heute schleierhaft – war jedem noch klarer, dass böswillige deutsche Soldaten (und die gab es leider bis zum letzten Moment) Handgranaten in »Verräter-Häuser« warfen.

Kurz nach Mittag wurde das Rumpeln lauter: Panzer! Wir steckten vorsichtig die Nase aus dem Kellereingang und sahen auf die Glückaufstraße, wo heute das Glückauf-Zentrum anfängt: ein Panzer nach dem anderen! Eine unendliche Schlange, die in Richtung Kloster-Oesede weiterfuhr, geriet einige Male ins Stocken, so wie das bei Panzer-Schlangen üblich ist. Einmal wurde ein Schuss aus einem Panzer auf Funkens Haus abgegeben, das auf dem höchsten Punkt der Gartbrink-Egge lag. Augenblicklich soll das Haus eine kleine weiße Fahne gehabt haben. Dann sorgte Schulten Blechkopp mit seinem Einzelfeuer vom Friedhof aus für eine Unterbrechung. Einige Soldaten hatten sich hinter einem Pflug, der von weitem eine fatale Ähnlichkeit mit einer Kanone hatte, in Deckung gelegt. Man konnte von dort aus die Straße nach Kloster-Oesede, auf der die Panzer dahinrollten, gut einsehen. Aber ebenso sah auch ein Panzerfahrer die sich versteckenden Soldaten: ein, zwei gezielte Schüsse und die Soldaten waren verwundet oder tot.

Am Eingang von Kloster-Oesede hatten sich einige Deutsche mit ein paar Geschützen zur Verteidigung zusammengezogen. Als die Engländer das sahen, schwärmten sie aus. Die Panzerspuren in der Wiese gegenüber von Möllenkolk konnte man noch jahrelang sehen. Einige kurze Feuerstöße aus den Kanonen der Panzer genügten für die Weiterfahrt in Richtung Osten.

Wir nutzen die Pause aus und gingen zur Straße. Die Tommies saßen auf ihren Panzern und begrüßten uns freundlich. Papa und ich bekamen eine Zigarette. Die Menschen, die in großen Mengen auf der Straße standen, waren irgendwie froh, dass alles vorbei war. Ein Panzerfahrer fragte Papa in gebrochenem Deutsch, wie weit es denn bis Berlin wäre. Obgleich die Frage rhetorisch gemeint war, antwortete Vater: »Ungefähr 500 km«, was ziemlich genau stimmte, wie ich heute weiß.

In den Tagen darauf etablierten sich die Engländer. An großen Anzeigetafeln konnte man zweisprachig Befehle und Anordnungen der Militärregierung lesen. Dort stand, was man durfte und was nicht. Bei Todesstrafe! Aber so schlimm war es wiederum auch nicht. Man durfte sich nach 21 Uhr abends nicht mehr draußen sehen lassen. Und vor allem musste man alle Waffen abliefern. Wie schon berichtet, war es die große Zeit von Schulten Blechkopp, den man nach seiner Einzelverteidigung festgenommen hatte. Er saß angekettet vorne auf dem Kotflügel eines englischen Jeeps und zeigte den Oberern, wo die Nazis wohnten und wo Waffen sein konnten.

Bei »Gildehaus« wurde eine Küche eingerichtet. Uns 14-jährige Jungen interessierte, wie ein flacher, zwei Meter langer und 30 cm hoher Kanal aus Backsteinen gebaut wurde, an dessen einer Öffnung ein Benzinbehälter stand. Aus diesem wurde mit Luftdruck ein feiner Strahl Benzin herausgepresst, der einfach angezündet wurde. Auf dem offenen Kanal standen die Töpfe und Pfannen. Wir Jungen bekamen ab und zu etwas ab, meistens helles Brot.

Und das Benzin lief und lief. Und auf der Straße rollte ununterbrochen der Nachschub, nunmehr in Richtung Norden. Der Krieg dauerte nach unserer Eroberung immerhin noch fünf Wochen! Jetzt bekamen wir eine Ahnung davon, mit welcher materiellen Überlegenheit die Alliierten den Krieg führen und gewinnen konnten [...]

# IMMER IM EINSATZ FÜR SEINE STADT

Ludwig Siepelmeyer – 21 Jahre Bürgermeister von Oesede und Georgsmarienhütte

Rainer Korte

Im Mai 2023 jährt sich der 30-jährige Todestag von Ludwig Siepelmeyer und wenig erinnert in der Stadt Georgsmarienhütte an sein Wirken als Bürgermeister, obgleich ohne ihn die Stadt in ihrer heutigen Form nicht bestehen würde.



Ludwig Siepelmeyer war Bürgermeister der Gemeinde Oesede und der Stadt Georgsmarienhütte.

Ich möchte sein politisches Leben beschreiben und würdigen, was für mich interessant und herausfordernd ist, da Ludwig Siepelmeyer mein Onkel war, der mich infolge des frühen Todes meines Vaters früh und lange begleitet hat. Ab etwa 1972 war er mein politischer Gegner, er CDU, ich Juso, mit dem ich viele politische Auseinandersetzungen

»Siepelmeyer ... hat mit großer Energie und gegen starke Widerstände erfolgreich die Zusammenlegung der damaligen Gemeinden zur neuen Stadt Georgsmarienhütte betrieben«

hatte. Die privaten Aspekte werden im folgenden Text kaum eine Rolle spielen und der Aufreger »Neffe und Onkel in politischer Konfrontation« wird weitestgehend ausgespart. Ich möchte den politischen Lebensweg von Ludwig Siepelmeyer darstellen und seine Bedeutung für die Stadt Georgsmarienhütte kritisch beschreiben und würdigen. Da ich angesichts meines kommunalpolitischen Engagements ab 1972 sozusagen ein Teil seines politischen Lebens war, lässt sich allerdings der ein oder andere Hinweis zu unserer bilateralen politischen Beziehung nicht vermeiden.

Mit meinem Eintritt in die SPD 1971 geriet die familiäre und verwandtschaftliche Harmonie ins Rutschen. Noch konfliktbeladener wurde es, als ich Juso-Vorsitzender und auch noch in den Stadtrat gewählt wurde. Ludwig Siepelmeyer war 1970 bis 1986 Bürgermeister der neuen Stadt, leitete die Ratssitzungen und hatte ab 1974 bis zu seinem Abtreten 1986 seinen Neffen im Stadtrat vor sich sitzen.

Siepelmeyer war vor Gründung der Stadt Georgsmarienhütte seit 1965 Bürgermeister der damaligen Gemeinde Oesede und hat mit großer Energie und gegen starke Widerstände erfolgreich die Zusammenlegung der damaligen Gemeinden zur neuen Stadt Georgsmarienhütte betrieben. Er war CDU-Mitglied und mehr als zwei Jahrzehnte der dominierende Kommunalpolitiker in Georgsmarienhütte.

Geboren am 4. Juli 1930 in Oesede in der Eisenbahnstraße 25 war er das jüngste von fünf Kindern von Matthias Siepelmeyer, der als Kriegsverwehrender des Ersten Weltkriegs der Postbote in Oesede war. Matthias Siepelmeyer kam aus – heute würde man sagen unterprivilegierten – einfachen Verhältnissen und hatte erst als Knecht, dann als »Gutsverwalter« und schließlich als Bauarbeiter (»Steineklopfer«) gearbeitet. Ein großes Glück für die verarmte Familie war seine Verbeamtung als Briefträger 1926. Damit war erstmalig für die Familie ein sicheres, wenn auch kleines Einkommen sichergestellt.



1932 zog die Familie in »Gills Kotten« (Kotten von Gildehaus) an der Schwarzen Straße, heute die Straße »Auf dem Thie«. Seitdem lebte die Familie im Zentrum von Oesede<sup>1</sup>, wenige Meter entfernt von der Kirche und dem Pfarrhaus und direkt neben dem Schwesternhaus.<sup>2</sup> Mit einem Briefträger (1928 bis 1944 in Oesede) als Vater, der über alle und alles Bescheid wusste, und im Zentrum des Ortes lebend, hat Ludwig eine starke »Oeseder« Prägung erhalten, die seine spätere politische Orientierung auf Oesede erklärt.

Konservativ geprägt durch die tief katholische Familie, eine im mehrfachen Sinne enge Bindung an Kirche, Pfarrer und Oesede, war es nur folgerichtig, dass er sich als Erwachsener der CDU anschloss<sup>3</sup>. Dazu beigetragen hat sicherlich auch der Besuch des Gymnasiums Carolinum<sup>4</sup> in Osnabrück bis 1950, auf das alle katholischen Jungen (!) in der Region gingen. Das entsprach auch der Familientradition: Zwei Onkel von Ludwig und sein Bruder Josef waren ebenfalls auf dem Carolinum gewesen.

Von 1950 bis 1954 studierte Ludwig Siepelmeyer Jura in Münster; auch dort blieb eine enge Anbindung an Oesede: Er wohnte mit einem anderen Studenten aus Oesede in einem Zimmer, das vorher sein Bruder Josef genutzt hatte. Das Referendariat und eine erste Anstellung absolvierte er nach 1954 in Osnabrück, erhielt dort 1959 seine Zulassung als Rechtsanwalt und machte sich 1961 dort als Rechtsanwalt selbstständig.

Über Oesede hinaus wurde Ludwig Siepelmeyer bereits in den 60er-Jahren bekannt als Verteidiger eines des Mordes an zwei polnischen Zwangsarbeiter angeklagten Mannes aus Kloster Oesede (später Stadtteil von Georgsmarienhütte).

Als junger selbstständiger Rechtsanwalt erzielte er mit dem Freispruch des Angeklagten einen Erfolg, hatte also einen »guten Job« gemacht – wie es seine professionelle Aufgabe war. In seinen Erinnerungen (siehe in diesem Jahrbuch) schildert er die Hintergründe und die Tat in 1945. Er beschrieb auch das Umfeld mit den damals handelnden Personen, zu denen es von ihm und seinen Geschwistern private Kontakte gegeben hatte. Seine erfolgreiche Tätigkeit als Pflichtverteidiger reflektierte er in seinen Erinnerungen so:

»Was war da zu verteidigen? Der Täter hatte die ahnungslosen Opfer von hinten (hinterrücks, aber



auch arglistig?) erschossen. Mord aus niedrigen Beweggründen. Daraufstand lebenslänglich. War es nur Totschlag, kamen also zur Tötung keine besonderen Qualifikationen wie zur Befriedigung der Geschlechtslust, zur Verdeckung einer Straftat oder niedrige Beweggründe wie heimtückisch oder hinterhältig hinzu, war es »nur« Totschlag und die Sache war verjährt, fünfzehn Jahre waren längst vergangen.

Das bedeutete dann Freispruch. Und der Oberfeldwebel wurde freigesprochen. Ein schöner Erfolg für einen jungen Verteidiger, aber so richtig triumphieren konnte ich nicht. Einmal wegen meiner persönlichen Beziehung zu den Dingen und weil ein schaler Bei-

Oben: Ludwig Siepelmeyer bei der Freiwilligen Feuerwehr (ganz links)

Fotos links: der private Ludwig Siepelmeyer bei einem Ausflug ins Grüne;

Foto rechts: Im Garten seinem Kotten »Am Thie«, 1956



Unterzeichnung des Vertrages zum Zusammenschluss der neuen Stadt Georgsmarienhütte 1970. Links stehend: Ludwig Siepelmeyer, ganz rechts stehend: Stadtdirektor Rudolf Rolfes. Sitzend bei der Unterzeichnung: Helmut Stahlmann, seinerzeit Bürgermeister der selbständigen Gemeinde (Alt-) Georgsmarienhütte.

*geschmack zurückblieb. Aber auch wegen der Schiefelage der Gerechtigkeit, die nicht zu leugnen war.*

*Ich konnte das Gericht davon überzeugen, dass die Opfer zwar ahnungslos waren und von hinten erschossen wurden (hinterrücks im wahrsten Sinne des Wortes), aber nicht hinterhältig erschossen wurden, weil beim Täter keine niedrige Gesinnung nachzuweisen war, eher das Gegenteil, denn der Soldat wollte ja »helfen«, so eine Art Präventions-Notwehr.«*

Im Oktober 1965 – erst 1964 war er überhaupt in den Gemeinderat gewählt worden – wurde er einstimmig auch mit den Stimmen der SPD zum Bürgermeister der damaligen Gemeinde Oesede gewählt. Er war ein typischer »Oeseder Junge«<sup>5</sup>, von dem die wenigen noch heute lebenden Weggefährten erzählen, dass er bereits Ende der 30er-Jahre im Alter von 10, 12 Jahren beim Feuerwehrspielen die Führungsrolle innehatte. Im Oktober 1968 wurde Siepelmeyer erneut einstimmig zum Bürgermeister von Oesede wiedergewählt.

Zu seiner Wahl als ehrenamtlicher Bürgermeister formulierte er die klassischen Ziele der 60er-Jahre: »...Gestaltung des Ortskerns, der Schaffung eines städtischen Ortsbildes, den Bau der Michaelisschule und (des) Hallenbads, die Erschließung weiterer Baugebiete sowie den Straßen und Sportstättenbau«<sup>6</sup>.

In einem Bericht der damaligen Neuen Tagespost wird er zitiert, dass er »auf Biegen und Brechen« den Bau der Michaelisschule und des Hallenbades

durchsetzen wolle<sup>7</sup>. Das Zitat lässt erahnen, mit welcher Durchsetzungsfähigkeit Ludwig Siepelmeyer seine Ziele verfolgte. Weiter wird er in dem Bericht zitiert, dass er kein »Salonbürgermeister« sein werde, sondern immer zur Stelle wäre, wenn er gebraucht werde<sup>8</sup>. Ein Salonbürgermeister ist Ludwig Siepelmeyer die nächsten 21 Jahre dann ganz gewiss nicht gewesen.

Ein wichtiger Teil seiner Aktivitäten als Bürgermeister der Gemeinde Oesede war das Engagement für den Zusammenschluss mehrerer Gemeinden im Dütetal. Bereits ab 1966 versuchte er einen Zusammenschluss mit der Gemeinde Harderberg zu erreichen, was 1968 am Gemeinderat der Gemeinde Harderberg scheiterte, der zunächst die weitere Entwicklung abwarten wollte<sup>9</sup>. Ludwig Siepelmeyer erhob den freiwilligen Zusammenschluss der Gemeinden im Dütetal »zur Hauptaufgabe seiner zweiten Amtsperiode« als Bürgermeister von Oesede, wie Thomas Nobbe in seiner Chronik der Stadt schreibt.<sup>10</sup>

1969 setzte er im Rat der damaligen Gemeinde Oesede nicht nur den Zusammenschluss mit den anderen Gemeinden durchgesetzt, sondern gegen starke Widerstände in Oesede auch den Namen »Georgsmarienhütte« für die neue Stadt. Angesichts der historischen Rivalitäten zwischen Georgsmarienhütte und Oesede ging er mit diesen Aktivitäten ein großes politisches Risiko ein. Die Abstimmung zum von vielen verpönten Namen »Georgsmarienhütte« gewann er (!) mit 8 zu 5 Stimmen. Vor der Abstimmung hatte er bemerkt: »Soll man nicht kühlen Kopf behalten?«<sup>11</sup>

Auf die zum Teil dramatischen Umstände der Zusammenlegung und Gründung der Stadt Georgsmarienhütte gehe ich hier nicht näher ein, da Inge Becher in ihrer Dissertation das damalige Geschehen ausführlich geschildert und analysiert hat<sup>12</sup>. Das oben erwähnte politische Risiko für Ludwig Siepelmeyer manifestierte sich für ihn sehr konkret und spürbar: Obgleich erfolgreicher Bürgermeister der Gemeinde Oesede, stellte ihn die CDU Oesede bei der Kommunalwahl für den neuen Stadtrat der neuen Stadt Georgsmarienhütte nur auf Platz 8 von 12 Plätzen auf, sodass seine weitere lokale Karriere auf des Messers Schneide stand. Zuvor war er nicht wieder in den Vorstand der CDU Oesede gewählt worden.

Bei der Wahl holte Siepelmeyer dann mit 838 Stimmen den höchsten Stimmanteil aller Kandidaten in ganz Georgsmarienhütte und schlug seinen internen Gegenspieler Josef Dälken, der gegen Siepelmeyer gekämpft hatte, mit 60 Stimmen Vorsprung. Damit hatte Siepelmeyer gesiegt und war ab der Wahl der starke Mann in der CDU der gesamten Stadt Georgsmarienhütte.

In der konstituierenden Sitzung des neuen Stadtrats am 11. Mai 1970 wurde Ludwig Siepelmeyer zum Bürgermeister der neuen Stadt Georgsmarienhütte gewählt – erneut wie vorher bei den Wahlen in Oesede einstimmig ohne Enthaltungen von 15 Stadtratsmitgliedern der CDU und 10 Stadtratsmitgliedern der SPD. Die NOZ titelte »Einmütiger Beweis des Vertrauens für Bürgermeister Siepelmeyer«<sup>13</sup>. Das Abstimmungsergebnis war sicherlich auch ein Beleg dafür, dass Siepelmeyer insgesamt über die Parteigrenzen hinweg große Unterstützung für seine Einigungsbemühungen bekommen hatte.

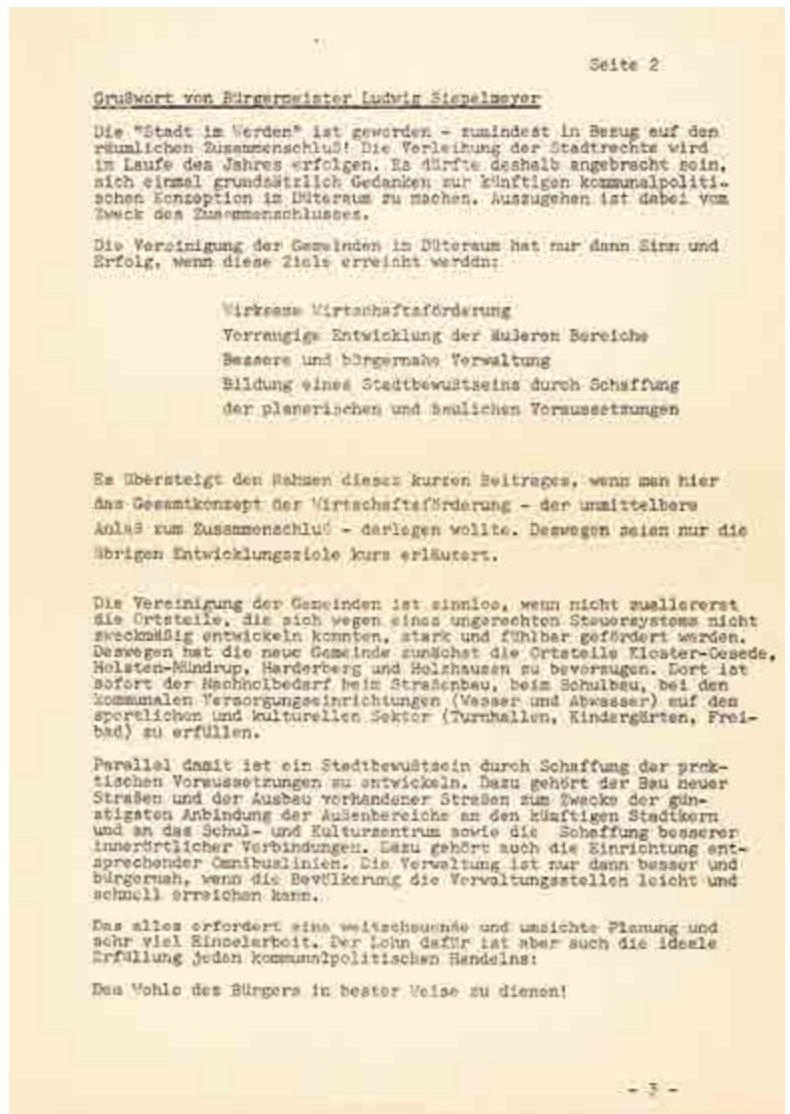
In der CDU-Parteizeitung »Stadt im Werden« hatte er Anfang 1970 seine Ziele für die neue Stadt Georgsmarienhütte beschrieben:<sup>14</sup>

- »Wirksame Wirtschaftsförderung
- Vorrangige Entwicklung der äußeren Bereiche
- Bessere und bürgernahe Verwaltung
- Bildung eines Stadtbewußtseins durch Schaffung der planerischen und baulichen Voraussetzungen«

Im Detail formulierte er, dass zunächst die Ortsteile jenseits von Oesede und Alt-GMHütte »zu bevorzugen« sind und dort sofort der »Nachholbedarf beim Straßenbau, beim Schulbau, bei den kommunalen Versorgungseinrichtungen und auf dem sportlichen und kulturellen Sektor ... zu erfüllen« sind. ... Des Weiteren ist ein »Stadtbewußtsein« durch »Schaffung der praktischen Voraussetzungen zu entwickeln. Dazu gehört der Bau neuer Straßen und der Ausbau vorhandener Straßen zum Zwecke der günstigsten Anbindung der Außenbereiche an den künftigen Stadtkern... Dazu gehört auch die Einrichtung entsprechender Omnibuslinien.«

Weitere kommunale Themen waren für ihn:

- Bau einer Mehrzweckhalle
- Errichtung eines Bauhofes
- Bau eines Hartplatzes
- Sanierung des Krankenhauses

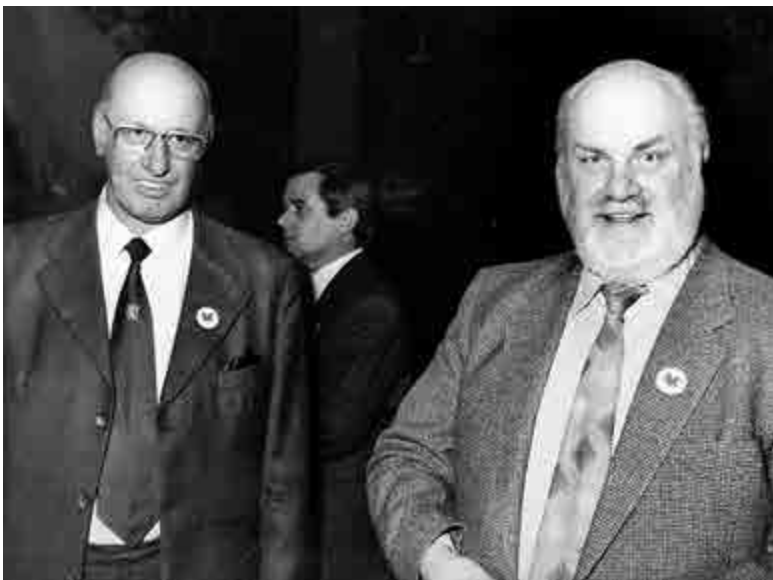


- Bau des Milchhofes
- Sanierung der Wohngebiete Osterberg, Stahmers Kolonie und Alte Kolonie<sup>15</sup>
- Schaffung von Gewerbeflächen

Ludwig Siepelmeyer war zeitlebens ehrenamtlicher Bürgermeister. Das heißt, dass er als Bürgermeister keine exekutive Funktion hatte, sondern als Erster unter Gleichen Vorsitzender des Stadtrats war und die Stadt repräsentierte. Er hatte keinerlei Befugnisse in der Stadtverwaltung und war auch nicht Vorgesetzter irgendeiner Verwaltungseinheit oder kommunalen Einrichtung. Seine Tätigkeit als Bürgermeister übte er in seiner Freizeit aus.



Chef der Stadtverwaltung und Dienstvorgesetzter aller Verwaltungsmitarbeiter\*innen war der Stadtdirektor – gegenüber diesem hatte der Bürgermeister keinerlei Richtlinienkompetenz, Durchgriffsrechte oder ähnliches. Dem Stadtdirektor und der Stadtverwaltung konnten allein der Stadtrat insgesamt oder mit einer Mehrheit Weisungen erteilen, Strukturen festlegen, Geldmittel zu Verfügung stellen und den Haushaltsplan festlegen und verabschieden. Dieses sogenannte zweigleisige System wurde 1996 in Niedersachsen als letztem Bundesland umgewandelt in ein einglisiges, in dem der nunmehr hauptamtliche Bürgermeister von den Bürger\*innen direkt gewählt wird und zugleich Chef der Stadtverwaltung ist.



Bürgermeister Ludwig Siepelmeyer und Stadtdirektor Rudolf Rolfes. Ein langjähriges Duo mit klarer Rollenverteilung

Gemeindedirektor in Oesede und Stadtdirektor in Georgsmarienhütte während der Amtszeiten von Ludwig Siepelmeyer war Rudolf Rolfes, der am 1. Dezember 1985 von Hermann Janning abgelöst wurde. Die Rollenverteilung zwischen Siepelmeyer und Rolfes über fast 20 Jahre war bemerkenswert und eindrucksvoll: Einem Bürgermeister, der die Stadt eloquent und durchsetzungsfähig nach außen vertrat, der nach innen die notwendigen Mehrheiten organisierte, stand ein Stadtdirektor zur Seite, der für die Realisierung der Beschlüsse sorgte und die Verwaltung klar und eindeutig führte.<sup>16</sup> Politische und Verwaltungsführung gingen Hand und Hand

und die traditionell schwache Opposition hatte es schwer, einen anderen oder eigenen Weg aufzuzeigen.

Die Mehrheiten für Ludwig Siepelmeyer und die CDU waren sicher, die Wählerschaft hatte mehrheitlich keinen Grund, eine Alternative zu wählen. Nach den Vorstellungen der 70er- und 80er-Jahre wurde für autogerechte Straßen gesorgt, Schulen waren ausreichend vorhanden, die Krisen der Stahlindustrie und damit der Arbeitsplätze wurden überstanden und neue Baugebiete wurden kontinuierlich entwickelt.

Für die Amtszeit von Ludwig Siepelmeyer waren folgende Themen und Ereignisse bezeichnend: 1970 wurde der historische Brunnen an der Karolinenhöhe abgerissen, um Platz für Parkplätze zu schaffen. Dieses Ereignis symbolisiert, wohin die kommunale Reise gehen soll, und wofür Ludwig Siepelmeyer – in der Regel unterstützt von einer breiten Mehrheit – stand: Weg mit dem Alten, modern werden – dafür stand das Auto als Symbol für eine große Mehrheit in Deutschland und in Georgsmarienhütte<sup>17</sup>.

1970 und 1971 waren für die junge Stadt Jahre der Eröffnungen: 1970 das Hallenbad, 1971 Freibad, Sonderschule (die damalige Bezeichnung) und Musikschule. Diese Projekte waren unumstritten und machten Georgsmarienhütte »städtischer«. Völlig unumstritten waren auch die Sanierungen der alten Arbeitersiedlungen ab 1975 in Alt-GMHütte und ab 1979 am Osterberg.

Sein schon 1965 formuliertes Ziel, neue Baugebiete zu schaffen, war für die Stadt Georgsmarienhütte bis zum Ende seiner Amtszeit weitestgehend Konsens im Stadtrat, sodass mit den Baugebieten Hakeneschfeld, Menkhausfeld, Teckelhagen, Sutfeld und Hohe Linde in großem Stil Bauland angeboten wurde. Gleiches gilt für die Ausdehnung der Wohngebiete im Zentrum von Oesede, Holzhausen, Kloster Oesede und Harderberg. Sofern es Widerstände gab wie 1981 beim Baugebiet Teckelhagen, blieben diese erfolglos.

Erfolgreich war Ludwig Siepelmeyer auch mit dem Dauerprojekt, der Kirche Aufgaben zu übertragen, die andernorts kommunal getragen wurden. So war es in seiner Amtszeit selbstverständlich, dass die Kindergärten durchweg in kirchlicher Trägerschaft waren. 1979 wurde gegen den Widerstand der SPD die Stadtbibliothek in die Hände

der katholischen Kirche, Pfarrei Oesede, übertragen, was dieser bis heute bei Finanzierung durch die Steuerzahler\*innen die personelle und inhaltliche Kontrolle sichert.

Seit Anfang der 80er-Jahre setzte Ludwig Siepelmeyer sich als Vorreiter der Privatisierung geschickt in Szene. Die neoliberale Wirtschaftsillustrierte »Impulse« brachte in der Februar-Ausgabe 1983 einen vierseitigen Bericht, der sich in großen Teilen mit Siepelmeyer und Georgsmarienhütte befasste: »Ein Bürgermeister verkauft seine Stadt« (Impulse 2/1983). Dort wurde berichtet, dass er u. a. einen Spielplatz, die Bibliothek, ein Schwimmbad, eine Sporthalle und die Straßenreinigung privatisiert habe und Siepelmeyer zitiert: »Privatisieren ist mein Hobby.«

Diesen Ansatz vertrat er zeit seines Lebens, so in einem Interview 1990: »daß die Gemeinde nicht unbedingt wahrnehmen muß, was von anderen Trägern, z. B. von den Kirchen (Altenheime, Kindergärten, Bücherei), wahrgenommen werden oder von Privaten (z. B. Müllabfuhr)«<sup>18</sup>.

Auf vermutlich großes Unverständnis stießen bei Ludwig Siepelmeyer Vorhaben und Projekte, die aus einer sich politisierenden Bevölkerung und Jugend angestoßen wurden. Bei zahlreichen Vorhaben gab es im Stadtrat und in der Bevölkerung Widerspruch, sodass Siepelmeyer nicht mehr alles durchsetzen konnte, was er für richtig hielt: Wir haben diese Projekte ausführlich dokumentiert und beschrieben in unserem Buch »Erinnerungen an bewegte Zeiten«, erschienen im November 2021<sup>19</sup>.

Der von ihm stark unterstützte Bau einer Umgehungsstraße B 51 in Oesede ab 1978 wurde dank einer starken Bürgerinitiative nicht realisiert und vom Stadtrat 1997 einstimmig beerdigt<sup>20</sup>. Vier Jahre nach seinem Rücktritt kommentierte er das so: »Ich ärgere mich besonders darüber, daß es während meiner Amtszeit nicht erreichbar war, die Umgehungsstraße B 51 von der Karolinenhöhe aus weiterzuführen. Der jetzige Zustand ist unerträglich<sup>21</sup>.« Auch den Bau eines Freizeitparks im Stadtteil Kloster Oesede, den er ab 1974 anstrebte, konnte er gegen den starken Widerstand insbesondere in Kloster Oesede nicht durchsetzen. Gleiches gilt für den Bau der innerörtlichen Verbindungsstraße (Stadtring), deren Bau 1975 begonnen wurde, jedoch am Widerstand der Bürger\*innen aus Alt-



Der private Ludwig Siepelmeyer, 1963/1964

GMHütte scheiterte, sodass der »Stadtring« bis heute unterhalb des Gymnasiums im freien Feld endet.

Kein Verständnis fanden bei ihm die Initiative für ein selbstverwaltetes Jugendzentrum ab 1974<sup>22</sup>, die Kampagne für eine Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus in Georgsmarienhütte 1981<sup>23</sup> und die Kampagne für eine »Atomwaffenfreie Zone Georgsmarienhütte« ab 1983<sup>24</sup>. Rückblickend betrachtet kamen diese Aktionen aus einem politischen Milieu, das Ludwig Siepelmeyer fremd war und für das er vermutlich kein Verständnis aufbrachte.

Die Auseinandersetzungen 1980 zwischen SPD und CDU zu der Frage, ob und wie weit er seine Tätigkeit als Notar und als Bürgermeister bei Baugrundstücksverkäufen vermischt und persönlichen Nutzen daraus gezogen hat, endeten mit einer einstimmigen Vertrauenserklärung für Ludwig Siepelmeyer im Stadtrat. Ich hatte an dieser Sitzung nicht teilgenommen, weil ich mich in mehrfacher Hinsicht für befangen hielt<sup>25</sup>.

Die Öffentlichkeitsarbeit von Ludwig Siepelmeyer und sicherlich auch seine Selbstdarstellung waren legendär. Öffentliche Auftritte waren sein Ding, eloquent, humorvoll und selbstbewusst moderierte er Sitzungen und Veranstaltungen. 1980 repräsentierte er im Radio-Ratespiel »Allein gegen alle« die Stadt und machte gekonnt Werbung für Georgsmarienhütte, indem er den der Stadt unterlegenen Wettkandidaten nach Georgsmarienhütte einlud<sup>26</sup>. Ludwig Siepelmeyer hatte Humor und war ausgesprochen schlagfertig, eine Kostprobe: In



Ludwig Siepelmeier während der NDR-Fernsehsendung »30 Minuten Aufenthalt in ...« im Jahr 1975

der gleichnamigen Fernseh-Quiz-Sendung »Allein gegen alle« in der ARD 1980 behauptete er, dass der römische Feldherr Varus sich in GMHütte im Teutoburger-Wald in sein Schwert gestürzt hätte und die Stadt ihm an dieser Stelle ein Denkmal errichtet hätte. Und in derselben Sendung: »Wenn Sie auf dem Dörenberg stehen, dann können Sie bei gutem Wetter nach Norden bis nach Oslo über den Timmendorfer Strand hingucken und nach Westen bis Liverpool, denn es gibt keine größere Erhebung nach Norden und nach Westen von hier aus.«<sup>27</sup>

Im Juli 1981 hatte er einen Auftritt in der damals neuen Talkshow »III nach neun« von Radio Bremen am Freitagabend. Dort machte er »Stadtmarketing«, würde man heute sagen, für Georgsmarienhütte und Marketing für sich selbst. Wenige Tage vor dem Fernsehtermin bekam ich einen Anruf vom NDR, ob ich bereit wäre, als »Überraschungsgast« in die Talkshow eingeführt und mit Ludwig Siepelmeier konfrontiert zu werden. Das war für mich ungemein reizvoll. Im Fernsehen! Gegen meinen politischen Hauptgegner! Ich hatte ein un gutes Gefühl und bat um eine halbe Stunde Bedenkzeit. In dieser kam ich zu dem Schluss, dass es bei der »Show« letztlich nicht um Politik ging, und ich meinen politischen Ansatz nicht würde transportieren können. Außerdem fand ich das unfair gegenüber Ludwig Siepelmeier.

1986 trat Ludwig Siepelmeier im Alter von 56 Jahren nicht mehr zur Kommunalwahl an. In einem Interview formulierte er: »20 Jahre sind ge-

nug«, und dass er im Vergleich zu hohen politischen Ämtern »schon viel zu lange Bürgermeister« sei<sup>28</sup>. Er sprach die Doppelbelastung an, wolle mehr für seinen Beruf als Rechtsanwalt und Notar tun; als ersten Grund nannte er die Familie, die über die Jahre zu kurz gekommen sei.

In der Öffentlichkeit wurde spekuliert, ob es nicht weitere, andere Gründe gebe. Die SPD vermutete in einem Artikel unter der Schlagzeile »Siepelmeier – Symbolfigur tritt ab«<sup>29</sup>, ob er sich zu sehr angefeindet fühlte, zu viel Widerstand im Stadtrat spürte oder vielleicht Feinde in den eigenen Reihen gehabt haben könnte.

Hinweise finden sich im oben genannten Interview<sup>30</sup>, in dem er beklagte, dass

- das Klima im Rat und der eigenen Fraktion »so viel schlechter geworden« sei;
- die UWG (Unabhängige Wählergemeinschaft) insbesondere durch eine Person einen »unheilvollen Einfluß« habe;
- es eine »Periode der Neinsagerei und der Verhinderungspolitik« gebe, die hoffentlich bald zu Ende gehe.



Nach seinem politischen »Vermächtnis« gefragt antwortete er 1986, wie die NOZ schrieb: »Wichtig waren ihm die Versöhnung auf der Ebene der Bürger mit Israel, die Aufnahme der Vietnamflüchtlinge, ein Verhältnis der Verständigung mit Holland herzustellen und stolz sei er, die Eingliederung der Vertriebenen erreicht zu haben.«<sup>31</sup> Vier Jahre später formulierte er: »... als wichtigsten positiven Punkt während meiner Amtszeit die Freundschaft mit Israel nenne. Das schien zwar nach außen hin nicht so sehr bedeutend, war aber von meinem Verständnis her von großer Wichtigkeit.«<sup>32</sup>

Sein Verhältnis zur Macht verdeutlichte er 1990 erneut: »Ich habe immer betont, daß ich lieber in Georgsmarienhütte der Erste als in Bonn der 519. bin«<sup>33</sup>. Diese Formulierung bestätigte indirekt die im Volksmund immer wieder auftauchende Vermutung, dass Siepelmeyer in Hannover in der Landesregierung hätte Minister sein können, wenn er nur gewollt hätte. Auf der Landesebene war er gut vernetzt; so wurde er 1982 als Beisitzer in den Vorstand des Niedersächsischen Städte- und Gemeindebunds und 1986 zu dessen Präsidenten gewählt.<sup>34</sup>

»Der größte Wunsch ..., ich möchte mit meiner Familie, mit meinen Freunden in Gesundheit die Dinge in dieser Region und in meiner Stadt beobachten«<sup>35</sup>, wurde ihm nicht erfüllt. Knapp sieben Jahre nach seinem Ausscheiden aus der Kommunalpolitik verstarb Ludwig Siepelmeyer am 13. Mai 1993 nach schwerer Krankheit im Alter von 62 Jahren.

Die NOZ betitelte einen Artikel zu seinem Tod: »Die Stadt im Dütetal trägt seinen Stempel«<sup>36</sup>. Die CDU-Zeitung »Stadt im Werden« schrieb: »Georgsmarienhütte ist durch Ludwig Siepelmeyer bekannt geworden ...«<sup>37</sup>

Seine Bedeutung für die Stadt Georgsmarienhütte beschreibt die SPD folgendermaßen: »Er hat die Stadt ... Georgsmarienhütte geprägt wie kaum ein anderer. Treibende Kraft bei der Zusammenlegung der alten Ortsteile, bei der Industrieansiedlung und bei der Ausweisung neuer Baugebiete. Er hat sich mit ganzer Kraft für eine Idee eingesetzt. Diese Idee hieß Wachstum, ...«<sup>38</sup>

Dreißig Jahre nach seinem Tod und 37 Jahre nach seinem Rückzug aus der Lokalpolitik möchte ich Ludwig Siepelmeyer so würdigen:

»Ludwig Siepelmeyer war Motor und Antreiber bei der Völkerverständigung mit Israel und den Niederlanden und setzte sich für die Aufnahme vietnamesischer Flüchtlinge ein«

- Er hat sich mit Vehemenz und Energie für »seine« Stadt eingesetzt und alle Hebel in Bewegung gesetzt, wenn erforderlich. In diesem Zusammenhang ist besonders sein Engagement für den Erhalt des Stahlwerks und der Arbeitsplätze zu erwähnen. Symbolisch steht dafür, dass er bei den großen Demonstrationen für das Stahlwerk wie 1984 an vorderster Stelle ging.
- Das Zusammenspiel zwischen Politik und Verwaltung beherrschte Siepelmeyer perfekt, sodass von den Ergebnissen her betrachtet das lokale politische System gut funktionierte. Die Politik mit Siepelmeyer an der Spitze definierte und beschloss die Ziele – die Verwaltung mit Rudolf Rolfes an der Spitze setzte sie um.
- Ludwig Siepelmeyer war Motor und Antreiber bei der Völkerverständigung mit Israel und den Niederlanden und setzte sich für die Aufnahme vietnamesischer Flüchtlinge ein. Die Pflege der

## Ehrenbürgermeister Ludwig Siepelmeyer verstorben

Ein großer Mann, der sich um Georgsmarienhütte und um Oesede sehr verdient gemacht hat, der in der Bevölkerung für sein Tun großen Rückhalt fand, hat sich von uns verabschiedet. In den Beisetzungsfestlichkeiten spiegelte sich noch einmal „Ludwig“ wieder, wie ihn die Georgsmarienhütter Bürger kannten. Er wollte keine übertriebene Trauerbezeugung, sondern „an seiner Beerdigung sollte schon etwas los sein“. Diesen Wunsch erfüllten die beiden Pfarrer in der kirchlichen, wie auch sein Freund Burkhard Ritz in der weltlichen Würdigung. Ludwig Siepelmeyer, Bürgermeister von Oesede von 1965 bis zur Stadtwerdung und dann Bürgermeister der Stadt Georgsmarienhütte war ein kommunalpolitisches „Urgestein“. Nicht der Parteizugehörigkeit oder dem Einzelinteresse, sondern nur dem Gesamten galt seine Sichtweise. Seine Leistungen, die in der Stadt heute sichtbar und spürbar sind, im einzelnen aufzulisten, würde den Rahmen dieser Seite sprengen. Zurecht darf

er als der geistige Vater und der Motor der Stadt Georgsmarienhütte bezeichnet werden. Wesentlicher erscheint mir aber, daß er sich neben, oder besser mit, seinem Beruf auch immer für den einzelnen eingesetzt hat. Es gelang ihm durch geschliffene Rhetorik, durch exemplarische Beweisführung, vor allem aber durch seinen Humor, schwierigste Verhandlungen, festgefahrene Diskussionen an neue Ufer, zu guten Lösungen zu führen. Keiner konnte so trefflich die Oeseder Originale skizzieren, keiner konnte so trefflich die Verhandlungen auf Kreis- und Landesebene führen, keiner konnte so vortrefflich die Position der Stadt Georgsmarienhütte einbringen. Georgsmarienhütte ist durch Ludwig Siepelmeyer bekannt geworden, und wir verlieren mit ihm eine Persönlichkeit, die sich stets und überall für das Wohl unserer Stadt eingesetzt hat. Ludwig Siepelmeyer, wir sind Dir zu Dank verpflichtet.  
Heinz Lunte, Bürgermeister

Partnerschaft mit der niederländischen Gemeinde Schoonebeek war ihm eine Herzensangelegenheit.

- Ganz im Denken der 70er- und 80er-Jahre wollte er die Modernisierung der Stadt. Als Symbol mag die alte kaiserliche Post in Alt-Georgsmarienhütte dienen, die im Wege stand und 1979 gegen starke Widerstände innerhalb eines Tages nach nichtöffentlichem Beschluss im Stadtrat abgerissen wurde. Ein Symbol war wohl auch, dass er bei der letzten Fahrt des Haller Willem 1984 diesen kostümiert als Landvogt am Bahnhof Oesede begrüßte und damit die Strecke als ein historisches Relikt einstuft<sup>39</sup>.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass Ludwig Siepelmeier in der 53-jährigen Geschichte der Stadt Georgsmarienhütte der Bürgermeister war, der klare Ziele für die Stadt und Vorstellungen hatte, wo es hingehen sollte, und der diese zielstrebig auch gegen starke Widerstände verfolgte. Dabei wusste er sich Mehrheiten zu organisieren und seine Positionen gut vernetzt durchzusetzen. Auch wenn man nicht alle seine Ziele teilte und sein politisches Agieren kritisch sah, hat er es nicht verdient, in Vergessenheit zu geraten, da er die Stadt Georgsmarienhütte geprägt hat wie kein anderer.

## Die Stadt im Dütetal trägt seinen Stempel

GMHüttes Ehrenbürgermeister Ludwig Siepelmeier gestorben

Georgsmarienhütte (-sü) „Ein Mensch, der in Georgsmarienhütte Spuren hinterlassen hat wie kein anderer“ – dieser Satz, mit dem Ludwig Siepelmeier vor einem halben Jahr seinen verstorbenen Freund und Stadtdirektor a. D. Rudolf Roloff charakterisierte, beschreibt in mindestens gleichem Maße ihn selbst: Georgsmarienhüttes Ehrenbürgermeister ist gestern morgen nach länger, zehrender Krankheit im Alter von 62 Jahren in seinem Haus in Oesede gestorben.

Mit Ludwig Siepelmeier nahm ein Mann Abschied von dieser Welt, dessen Name immer mit der Stadt Georgsmarienhütte verbunden sein wird. Ein Mann, der seiner starken Heimatverbundenheit durch sein über zwei Jahrzehnte währendes politisches Wirken Konturen verliehen hat.

Diese Konturen haben das heutige Gesicht der 30.000-karwohner Stadt am Teutoburger Wald geprägt: Ludwig Siepelmeier war zugleich geistiger Vater und treibende Kraft des Zusammenschlusses der sechs Gemeinden Oesede, Georgsmarienhütte, Kloster Oesede, Harderberg, Holzhausen und Holsten-Rindrup zur heutigen Stadt Georgsmarienhütte. Dieser treibwillige Zusammenschluß vor der allgemeinen Geburtsstunde, für den der damals 39-jährige Christdemokrat Oeseder Bürgermeister auf

Plan und der Unkonventionalität des politischen Neulings kämpfte, öffnete die Tore für das Wachstum zu einem einheitlichen Gemeinwesen mit starker Infrastruktur.

Diese Entwicklung offenbart heute, ein Viertel abtrudelt danach, die politische Weitsicht eines Mannes, der dem Ort im Dütetal nicht nur seinen Stempel aufgedrückt, sondern ihm auch Gewicht verliehen hat. Der Rechtsanwält und Notar, ab seiner Lebensfalle oft beherzvoll „der Dicke“ genannt, machte als Bürgermeister durch sein Engagement, seine klaren politischen Ziele und auch durch eine Reihe von

Oeseder Bürgermeister und Nachfolger seines „Ziehvaters“ und Freundes Dr. Burkhard Ritz gewählt. Nur für zwei Jahre sollte Siepelmeier die Aufgabe übernehmen – daraus wurden 21 Jahre. Bis zum November 1956 blieb er Bürgermeister der von ihm mitgeschaffenen Stadt Georgsmarienhütte. Ludwig Siepelmeier nahm Abschied von seinem Amt, um sich den Dingen zu widmen, die himen zweier Jahrzehnte „zu kurz gekommen“ waren: seine Arbeit, seine Frau Doris, seinen drei Söhnen, seiner Tochter und den sechs Enkelkindern. Die Geburt des siebten Enkels zu erleben, blieb ihm ebenso versagt wie die Vollendung seiner vor allem für die Familie gedachten autobiographischen „Geschichts- und Geschichtensammlung“.

Die Stadt Georgsmarienhütte berief ihn zum Ehrenbürgermeister und verlieh ihm den Ehrenring der Stadt. Bereits 1951 hatte Ludwig Siepelmeier das Verdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland, 1985 das Verdienstkreuz erster Klasse des Niedersächsischen Verdienstordens erhalten. Jahrzehntlang wirkte der Bürgermeister zudem in den verschiedenen Gremien des Niedersächsischen Städte- und Gemeindebundes, von 1986 bis 1987 als dessen Präsident. Außerdem stand er 21 Jahre lang dem Vorstand der Oeseder Verkehrswehr vor, deren Ehrenvorsitz-



LUDWIG SIEPELMEIER, Ehrenbürgermeister von Georgsmarienhütte, ist gestern nach langer Krankheit im Alter von 62 Jahren gestorben.

gender er 1980 wurde, und war Vorsitzender des Verkehrsvereins der Georgsmarienhütte.

Tief verankert in der Heimat stellt Ludwig Siepelmeier immer das Wohl der Menschen in den Mittelpunkt seiner politischen Weitsicht. Die zunehmende parteipolitische Ausrichtung der Kommunalpolitik zählte zu den wenigen Dingen, die dieser Mann in hauptsächlicher Hinsicht nicht zu bewegen vermochte. Ludwig Siepelmeier verstand es, ausgeblendet zu wirken, bei Konflikten zu vermitteln, vor allem durch seinen Sprachwitz, seinen treffenden, nie schmerzhaften Humor und seine Schlagfertigkeit. Sensibel und anpassungsfähig, kritisch, unbesonnen und in Grundsatzen bisweilen stur – Widersprüche einer ausgeprägten Persönlichkeit, deren Stärke sich im Zugehen der eigenen Unsicherheiten zeigte, wenn er nach einem betriebsauftriff fragte: „Wie war ich? War ich gut?“ Sein Lebenswerk gibt die Antwort.

### „Ein echter Oeseder Junge“

Fernschaulafritten Georgsmarienhütte bundesweit bekannt.

Ludwig Siepelmeier war „ein echter Oeseder Junge“, geboren am 4. Juli 1930, im ältesten Haus des Ortes am Thie im Schatten der Kirche, wie er stolz zu betonen pflegte. Er studierte Rechtswissenschaften, schloß sein Examen „summa cum laude“ ab und war seit 1951 selbständiger Anwalt und Notar.

Sein politischer Weg begann 1965: Wenige Monate nach seinem Einzug in den Gemeinderat wurde der Christdemokrat am 22. Oktober 1965 zum



In seiner Abschiedsrede beim Kreisverband Osnabrück des Niedersächsischen Städte- und Gemeindebundes<sup>40</sup> regte Ludwig Siepelmeyer Änderungen im politischen System an, die heute genauso aktuell sind wie damals:

- Verlängerung der Legislaturperioden auf kommunaler, Landes-, Bundes- und Europaebene
- Zusammenlegung von Wahlen der verschiedenen Ebenen auf einen oder wenige Wahltage

- Reduzierung der Zahl der Mandatsträger\*innen
- Auf jeder Ebene sollten die Gewählten nur einmal wieder wählbar sein.

Er rechnet dann vor, dass bei einer Wahlperiode von sieben Jahren einzelne Personen maximal 42 Jahre in Parlamenten sein könnten – »das sind .... sicher genug wenn nicht zuviel.«

Bl ckpunkt Nr. 5, 1993

## Georgsmarienhütter Ehrenbürgermeister Ludwig Siepelmeyer am Dienstag vergangener Woche beigesetzt

Am Donnerstag, dem 13. Mai verstarb Georgsmarienhüttes Ehrenbürgermeister Ludwig Siepelmeyer nach langer schwerer Krankheit im Alter von 62 Jahren. Am Dienstag der vergangenen Woche wurde er auf dem Friedhof der St. Peter und Paul Kirchengemeinde beigesetzt. Anschließend fand in der Pfarrkirche eine Heilige Messe für den Verstorbenen statt, die gemeinsam von der Pastoren Dieter Woldering und Theo Schulte-Südhoff feierlich wurde. Pastor Woldering betonte, daß der Verstorbene keinen Trauergottesdienst im herkömmlichen Sinne gewünscht hätte, vielmehr habe Ludwig Siepelmeyer in seinem Vermächtnis mit der für ihn typischen Kraft seiner Sprache festgelegt, der Pastor solle sich für die Messe „ordentlich was einfallen lassen“. So gehörte, was sicherlich sonst weniger üblich ist, das Filharmoniker des Gymnasiums Oesede, unter Leitung von Anneliese Irnich, mit einigen Liedbeiträgen dazu, u.a. mit dem Wunschlied der Familie Siepelmeyer: Oh, when the Saints go marchin' in. Pastor Woldering erinnerte in seiner Predigt an Ludwig Siepelmeyer als einen immer „piknormalen Menschen, der dennoch eine besondere Persönlichkeit gewesen sei. Er konnte mit jedem reden – ob hoch oder niedrig – und wenn es sein mußte, auch in platt“ und fuhr fort: „Ludwig Siepelmeyer konnte mit seinem unverkennbaren Humor entwäffnen und damit gleichzeitig auch vermitteln, wenn es einmal schwierig wurde.“



Die Ehrenwache der Freiwilligen Feuerwehr Oesede säumte den Sarg Ludwig Siepelmeyers in der Friedhofskapelle der St. Peter und Paul Kirchengemeinde in Oesede.

An das Leben Ludwig Siepelmeyers erinnerte im Anschluß an den Gottesdienst Dr. Burkhard Hiltz, der Vorgänger des Verstorbenen im Amt des Bürgermeisters von Oesede. Ludwig Siepelmeyer sei ein Seiteneinsteiger in der Politik gewesen, der 1964 in den Gemeinderat gewählt und bereits 1 Jahr später Bürgermeister der damaligen Gemeinde Oesede wurde. Aus dem eher zögerlichen Kommunalpolitiker sei dann in 21 Jahren ein kommunalpolitisches Urgestein geworden, der mit der Kraft seiner Sprache, die bündig und einprägsam gewesen sei, Rat und Verwaltung immer wieder mitgezogen habe auf dem Weg, den er für richtig hielt. Ludwig Siepelmeyer sei zu Recht geehrt und ausgezeichnet worden für das, was er getan habe, aber vielmehr auch für das, wie er es getan habe. Ludwig Siepelmeyer war Träger des Verdienstkreuzes am Bande der Bundesrepublik Deutschland, Träger des Verdienstkreuzes 1. Klasse des Niedersächsischen Verdienstordens und Träger des Ehrenringes der Stadt Georgsmarienhütte. All diese Auszeichnungen habe er stellvertretend für diejenigen getragen, die an seiner Seite mitgewirkt hätten.



Eine große Trauergemeinde begleitete Georgsmarienhüttes Ehrenbürgermeister Ludwig Siepelmeyer auf seinem letzten Weg.



Eine Stadt trauert um seinen Ehrenbürgermeister. Halbmastbeflagung am Georgsmarienhütter Rathaus und anderen öffentlichen Gebäuden.



## Zeittafel

- 4. Juli 1930** Ludwig Siepelmeyer wird in Oesede im Haus Nauber (heute Eisenbahnstr.) geboren
- 1932** Die Familie Siepelmeyer zieht zur Schwarzen Straße (heute Remigiusstr. bzw. Am Thie) in das Zentrum von Oesede
- 1936** Einschulung Volksschule Oesede
- 1940 – 1950** Besuch des Gymnasium Carolinum in Osnabrück, Abitur
- 1945** Eintritt in die Freiwillige Feuerwehr Oesede
- 1950 – 1954** Jura-Studium in Münster
- 1955** Heirat mit Doris Siepelmeyer, geb. Bellinger
- 1955 – 1960** Die junge Familie wohnt in Osnabrück-Haste
- 1960** Von 1960 bis zu seinem Tod mit Familie wohnhaft in Oesede
- 1959** Zulassung als Rechtsanwalt beim Landgericht Osnabrück  
Eintritt in die CDU
- 1961** Selbstständiger Anwalt
- 1964** Erstmalige Wahl in den Gemeinderat Oesede
- 1965** Wahl zum Bürgermeister von Oesede
- 1968** Erneute Wahl zum Bürgermeister von Oesede
- 1969 – 1990** Vorsitzender der Verkehrswacht Oesede-Georgsmarienhütte
- 1970** Ab 1.1. Interimsbürgermeister der neuen Stadt Georgsmarienhütte  
Die CDU-Oesede stellt Siepelmeyer mit 75 zu 64 Stimmen bei 9 Enthaltungen nur auf Platz 8 für die Kommunalwahl auf  
Bei der Kommunalwahl im April erringt Siepelmeyer die meisten Stimmen aller Kandidaten; die CDU kommt auf einen Stimmenanteil von 57,5%  
Stadtrat wählt Ludwig Siepelmeyer einstimmig zum Bürgermeister
- 1972** Bestellung zum Notar
- Ab 1972** Vorsitzender NStGB Kreisverband OS-Land
- 1976** Bei der Kommunalwahl holt Siepelmeyer nur 515 Stimmen und landet damit stadtweit nur auf dem 5. Platz
- 1981** Verleihung »Verdienstkreuz am Bande« (Bundesverdienstkreuz)  
Bei der Kommunalwahl holt Ludwig Siepelmeyer 3.246 Stimmen, der nächstplatzierte Hans Tegeler erreichte 2.850 Stimmen (jede/r Wahlberechtigte hatte 3 Stimmen)
- Ab 1982** Beisitzer im geschäftsführenden Vorstand des Niedersächsischen Städte- und Gemeindebund (NStGB) – Niedersachsen
- 1986** Verzicht auf erneute Kandidatur zur Kommunalwahl  
Ernennung zum »Ehrenbürgermeister« von Georgsmarienhütte  
18.09.1986 – 10.09.87      Präsident NStGB – Niedersachsen
- † 13. Mai 1993**

## Literatur

- 1 Zur Geschichte von Oesede siehe Wikipedia (Stand. 15.01.2023): [https://de.wikipedia.org/wiki/Oesede\\_\(Georgsmarienh%C3%BCtte\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Oesede_(Georgsmarienh%C3%BCtte))
- 2 Er erwähnte gern »im ältesten Haus des Ortes am Thie im Schatten der Kirche« aufgewachsen zu sein (NOZ 14.05.1993).
- 3 Seine Eltern haben ihr Leben lang zunächst das Zentrum und nach dem Krieg die CDU gewählt. Den Nazis brachten sie keine Sympathien entgegen allein deshalb, weil diese vermeintlich »gegen die Kirche« waren.
- 4 Das Carolinum war damals ein katholisches Gymnasium, das stark konfessionell und konservativ geprägt war. Dies war auch später noch so als ich ganz in der Familientradition verhaftet von 1962 bis 1970 das Gymnasium Carolinum besuchte.
- 5 Neue Osnabrücker Zeitung, 23.10.1965
- 6 Freie Presse 23.10.1965
- 7 Neue Tagespost 23.10.1965
- 8 Paraphrasierter Text aus der Neuen Tagespost
- 9 Nobbe, S. 9 und S. 21
- 10 Nobbe, S. 14
- 11 NOZ 28.06.1969
- 12 Becher, insbesondere S. 306 - 333
- 13 NOZ 13.05.1970
- 14 Ludwig Siepelmeyer, »Stadt im Werden« Nr. 3, Januar 1970, S. 2
- 15 Siehe dazu den Text in diesem Jahrbuch
- 16 In einem Interview im Blickpunkt (14.11.1990) beschrieb Siepelmeyer die Zusammenarbeit folgendermaßen: »Obwohl Rudolf Rolfes durchaus eine »politische« Stadtdirektor war, hat er das Primat der gewählten Politiker immer anerkannt. Ich habe mich andererseits nie in interne Verwaltungsdinge eingemischt, wie das bei vielen Politikern leider häufig eine nicht zu widerstehende Versuchung darstellt.«
- 17 Zahlreiche innerörtliche Straßen wie der Stadtring (1972), der Südtring (1980) und die Landesstraße 95 wurden großzügig und gradlinig ausgebaut, wie es dem damaligen Zeitgeist entsprach.
- 18 Interview im Blickpunkt 14.11.1990
- 19 Im Buch »Erinnerungen an bewegte Zeiten. Mobilisierung und politischer Aufbruch in Georgsmarienhütte 1970 bis 1990 sind die meisten beschrieben und dokumentiert, sodass hier einzelne Belege nicht mehr aufgeführt sind.
- 20 Erinnerungen, S. 144 - 147
- 21 Interview im Blickpunkt 14.11.1990
- 22 Erinnerungen, S. 68 - 89
- 23 Erinnerungen, S. 132 - 133
- 24 Erinnerungen, S. 136 - 140
- 25 Erinnerungen, S. 128 - 131
- 26 NOZ 1980 (genaue Quelle nicht bekannt)
- 27 NOZ, 15.09.1980
- 28 NOZ, 03.12.1986
- 29 Klaus Kraegeloh in: Georgsmarienhütte im Gespräch Nr. 30, Januar 1986, Seite 1
- 30 NOZ, 03.12.1986
- 31 NOZ 24.11.86
- 32 Interview im Blickpunkt 14.11.1990
- 33 Interview im Blickpunkt 14.11.1990
- 34 Da er 1986 nicht mehr zur Bürgermeisterwahl antrat, hatte er dieses Amt nur ein knappes Jahr inne.
- 35 Interview in der NOZ, 03.12.1986
- 36 NOZ 14.05.1993
- 37 Nachruf in der CDU-Zeitung »Stadt im Werden« Juni 1993
- 38 Klaus Kraegeloh in: Georgsmarienhütte im Gespräch Nr. 30, Januar 1986, Seite 1
- 39 Zuvor hatte die Stadt Georgsmarienhütte unter seiner Führung ohne große Widerstände der Schließung der Bahnstrecke zugestimmt.
- 40 »Ketzereien eines ausscheidenden Bürgermeisters«, gehalten vermutlich 1986 bei der Mitgliederversammlung des Kreisverbandes Osnabrück im Niedersächsischen Städte- und Gemeindebund.
- 41 Auf den ersten sieben Plätzen standen ausschließlich Männer, die im Namensstreit gegen Siepelmeyer auf Seiten der Protestbewegung gestanden hatten (Nobbe, S. 72) .
- 42 Über die Ursachen für diesen Misserfolg kann nur spekuliert werden: Möglicherweise haben ihn die Auseinandersetzungen zum Jugendzentrum, die neu entstandene Jugendszene und ein sich ändernder Politikstil Stimmen gekostet. Diese Deutung steht jedoch im Widerspruch zu seinem klaren Wahlsieg fünf Jahre später.

# VON OESEDE NACH WORPSWEDE

Bernhard Huys – eine Erinnerung anlässlich des 50. Todestages

Johannes  
Börger

Vor 50 Jahren starb der in Oesede geborene Kunstmaler Bernhard Huys in dem »Künstlerort« Worpswede. Er zählte dort zur zweiten Generation der Worpsweder Kunstschaffenden. Bernhard Huys galt als der letzte bedeutende Freiluftmaler in der Worpsweder Tradition, hinterließ besonders durch seine christlich geprägte Menschlichkeit und sein kommunales Engagement tiefe Spuren in der Gemeinde, die ihm zur Heimat geworden war.

»Einem begegne ich öfter und ziehe tief drin meinen Hut vor ihm, jedesmal wenn ich ihn sehe, ist er doch vom Adel derer, die den Bloch'schen aufrechten Gang besaßen, worüber im Dorfe W. nicht von vielen zu berichten war<sup>1</sup>« Johannes Schenk

## Kindheit und Jugend

Bernhard Huys wurde am 25. Februar 1895 in Oesede geboren und verbrachte dort seine Kindheit und Jugend. Der Vater – ebenfalls Bernhard Huys, geboren 1851 in Bramsche bei Lingen – übernahm 1882 die Lehrer- und 1883 die Küsterstelle in Oesede.

Am Gymnasium<sup>2</sup> in Osnabrück knüpfte Bernhard Huys Kontakte zur Wandervogelbewegung, machte 1913 Abitur und begann anschließend ein Studium der Zahnmedizin in Münster. Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges meldete sich gerade die akademische Jugend – und dazu gehörte auch ein großer Teil der Wandervögel – freiwillig zum Kriegsdienst. So auch Bernhard Huys. Die Begeisterung verschwand schnell angesichts der gefallenen Kameraden und der spürbaren Bedrohung durch die Kriegsgräuel. Huys wurde schwer verwundet. Im Nachhinein betrachtet, erwies sich dieses Schicksal als Glücksfall, denn er wurde nun – 1917 – nach Schwanewede versetzt, wo er Kriegsgefangene bewachen musste. Dadurch war er nicht mehr am

Dieser Artikel will an den Künstler Bernhard Huys erinnern, der schwer verwundet, traumatisiert und desillusioniert den Ersten Weltkrieg überlebte und der – unfähig für ein bürgerliches Leben – erst nach langen Wanderjahren als Gelegenheitsarbeiter, Tagelöhner und Musikant in Worpswede sesshaft wurde und dort eine neue Identität als Rahmenbauer und Kunstmaler fand. In der Zeit des Nationalsozialismus ging er nicht nur in die innere Immigration, sondern versuchte auch hier seine Menschlichkeit zu leben, überlebte die Nazizeit und das Ende des Zweiten Weltkrieges im Gefängnis, setzte sich aber sofort nach seiner Entlassung für kommunale Belange ein und engagierte sich besonders als Vorsitzender der »Freunde Worpswedes« für einen behutsamen Umgang mit Landschaft und Natur.

unmittelbaren Kampfgeschehen beteiligt. Er hatte sogar Zeit und Gelegenheit, die Gegend zu erkunden und kam so auch nach Worpswede. Hier knüpfte er über die Familie Netzel, die in Worpswede eine Kunsthandlung betreibt, erste Kontakte zur dortigen Kunstszene.

Trotzdem dauerte es noch Jahre, bis er tatsächlich in Worpswede sesshaft wurde, denn er gehörte – wie Remarque schrieb – zu jener Generation »die vom Kriege zerstört wurde, auch wenn sie seinen Granaten entkam«<sup>3</sup>. Schwer traumatisiert durch die Kriegserlebnisse gab es für ihn kein zurück an die Universität. Durch den frühen Verlust der Eltern war er heimatlos und ohne familiären und finanziellen Rückhalt. Geprägt durch die Jugendbewegung verdiente er selbst seinen Lebensunterhalt und lebte das frühe Wandervogelideal des fahrenden Scholaren; war Kellner, Bergmann im Kalibergbau, half in einem Torfwerk und verdiente sich ein Zubrot als fahrender Sänger, der mit seiner Klampfe das Kneipenpublikum zu unterhalten wusste.





Bernhard Huys wächst in der ehemaligen Küsterei und Lehrerwohnung in Oesede auf (rechte Bildhälfte). Das 1809 erbaute Haus wurde 1957 abgerissen und ein neues Geschäftshaus (Huster) etwa 15 Meter zurückgesetzt errichtet.

### Martha Vogler, Bernhard Huys und das Künstlerkaffee »Kiekbimutt«

Bernhard Huys machte in den Jahren seiner Wanderschaft öfter Station in Worpswede und lernte Land und Leute kennen. So beispielsweise Martha Vogeler, die sich von ihrem Mann Heinrich Vogeler getrennt hatte und nun gemeinsam mit den Töchtern das »Haus im Schluh« bewohnte, das sich zu einem kunsthandwerklichen Zentrum mit überregionaler Ausstrahlung entwickelte.<sup>4</sup>

Huys muss wohl auf Martha Vogeler als Musikant einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben, denn sie engagierte ihn als Sänger und Kellner für das von Bernhard Hoetger initiierte Künstlerkaffee »Kiekbimutt« auf Norderney, das Martha Vogeler gemeinsam mit ihren Töchtern in den Sommermonaten 1924 und 1925 als Pächterin betrieb. In der Mieke Vogeler-Biografie wird auch Huys erwähnt, denn »Anfang Juli traf Mieke mit ihrer kleinen Worpsweder Kunstkarawane in Begleitung von Benny Huys auf dem beliebten Feriendomizil ein.«<sup>5</sup> Martha Vogeler und ihre Töchter servierten hier nicht nur Kaffee und Kuchen; sie betrieben vor allem eine Galerie mit Kunstbou-

tique, verkauften Kunst und Kunsthandwerk: Bilder, Möbel, Skulpturen und nicht zuletzt eigene Webwaren aus dem »Haus im Schluh«.

Trotz der »feinsten Einrichtung« und der Ausgestaltung mit hochwertigen Kunstwerken wurde der Betrieb wirtschaftlich kein Erfolg. Der Investor zog sich zurück und schon 1926 wurden die Räumlichkeiten an ein Puppentheater verpachtet. »Die Lust am Erwerb schöner Dinge war gering; Zu groß war die Sorge ums Alltägliche.« So ist die Erklärung der Mieke Vogeler Chronisten, von denen wir erstmals einen Hinweis auf eine Freundin von Benny Huys erhalten, denn sie berichten: »Benny hatte Norderney bereits vor Tagen verlassen, wobei zum Abschied seine Freundin bei Mieke für 42 Mark eingekauft hatte, so daß die offenen Rechnungen für Backwaren beglichen werden konnten.«<sup>6</sup> Huys wird über das Ende des Engagements nicht traurig gewesen sein. Er begeisterte zwar – wie H.G. Rabe schrieb – »mit seinen Vagantenliedern die Sommergäste auf der Insel«<sup>7</sup> doch – so bilanziert Birgit Nachtwey – der Beifall »stimmt ihn wenig froh, die Welt des schönen Scheins, sie deprimiert ihn zusehends ...«<sup>8</sup>

### Auf dem Weg zum Maler

Neben den schon beschriebenen Tätigkeiten in seinen Wanderjahren hat Bernhard Huys wohl zwischenzeitlich um 1926 eine Tischlerlehre in Hoya begonnen. Diese setzte er 1929 in Osterholz fort. Gleichzeitig wurde er in einer Kate am Bergedorfer Schiffgraben in einem Ortsteil von Worpsswede sesshaft und machte sich bald als Bilderrahmenmacher selbstständig.

Nun war er nicht nur lokal gebunden, er band sich auch an Maria Gründel, die er 1931 heiratet. Das Ehepaar Bernhard und Maria Huys bekam in den Folgejahren zwei Kinder (Till +2019 und Heike). Autodidaktisch erarbeitete er sich viele kunsthandwerkliche Fähigkeiten und entwickelte besonders eine eigene Technik, um die Rahmen zu vergolden. Er schuf eine künstlerische Beziehung zwischen Bild und Rahmen, die von der Worpsswe-

der Künstlerschar gerne in Anspruch genommen wurde »und so wächst der in der Moorgemeinde Bergedorf, etwas abseits von Worpsswede lebende Rahmenmacher allmählich in die Künstler- und Dorfgemeinschaft hinein. Bekannt und geschätzt als fleißig und bescheiden, als ehrlich und gutmütig, als ruhig und ausgeglichen wurde er von vielen liebevoll »us Benny« genannt.«<sup>9</sup>

Später – 1949 – sollte die Zeitschrift MERIAN über den Rahmenmacher Huys schreiben: »er versteht es, durch ein wenig Altgold, Grau und Rosa, ein Bild zusammenzufassen, und mancher Maler verdankt ihm mehr, als er zugeben würde.«<sup>10</sup> Wenngleich er zunehmend mehr vom Rahmenbau leben konnte, knüpfte er an seine frühere Neigung zum Malen und Zeichnen an. Zunächst erlernte er bei Martin Paul Müller den Umgang mit der Radier- nadel und begann mit eigenen Malversuchen. Viele

Bernhard Huys,  
Bergedorfer Utdamm,  
um 1930 – frühe  
Kohlezeichnung



Chronisten der künstlerischen Entwicklung Bernhard Huys' beschreiben seinen Werdegang so, dass er die Bilder Mackensens und Modersohns bei jeder Rahmung ganz genau studierte und so von diesen beiden Malern der Worpsweder Gründungsgeneration wertvolle Impulse für die eigene Weiterentwicklung erhielt. Und darüber hinaus soll besonders Mackensen auch einige Unterrichtseinheiten praktisch erteilt haben.<sup>11</sup>

### **Albert Schiestl-Arding (1883 – 1937) und Bernhard Huys**

Neben Mackensen und Modersohn hat nach Einschätzung von Bernd Küster besonders der Worpsweder Maler Albert Schiestl-Arding den Werdegang von<sup>12</sup> Huys beeinflusst. In seiner umfangreichen Biografie über Schiestl-Arding berichtet Küster über die besondere Beziehung zwischen Huys und Schiestl-Arding. Albert Schiestl-Arding habe nicht nur seine Rahmen bei Huys bestellt, weil dieser »sie farbig fein auf die Gemälde abstimmen konnte«, sondern Schiestl habe sogar einen erheblichen Anteil an der Huys'schen Entwicklung zum Maler gehabt, da er Huys so inspirierte, dass dieser begann »unter Anleitung von Schiestl selbst zu malen, ohne sich jedoch seinem Stil anzugleichen«.<sup>13</sup> Aus dieser Begegnung ist ein Huys-Porträt erhalten, das Schiestl-Arding um 1935 gemalt haben muss. Dieses Werk gehört heute zu den Exponaten der Kunststiftung Lilienthal.

Auch privat gab es gemeinsame Unternehmungen. Manche Abende verbrachten sie im »Kaffee Worpswede«. Als entschiedene Gegner der Nationalsozialisten hatten sie ein verbindendes Thema.

Leider wurde diese Malerfreundschaft durch den frühen Tod von Albert Schiestl Arding (er starb 1937 mit 54 Jahren an den Folgen einer Lungentuberkulose) unfreiwillig beendet. »Eine erste Ausstellung in der Großen Kunstschau machte die Öffentlichkeit aufmerksam«<sup>14</sup> und begründete die Zugehörigkeit von Bernhard Huys zur zweiten Generation der Künstlerkolonie.

### **Bernhard Huys in der NS-Zeit: Innere Immigration, geistiger Widerstand, aktiver Widerstand**

Eine Sendung von Radio Bremen mit dem Titel »Die Glieder ausgerichtet zum Appell. Worpswede



Albert Schiestl-Arding,  
Bernhard »Benny« Huys,  
um 1935

im Nationalsozialismus« zog am 5. Oktober 1983 folgendes Fazit: »In allen Bevölkerungsteilen gab es viel Anpassung und Opportunismus, und nur wenige Personen behielten eine kritische Distanz zum Nationalsozialismus. Einige gingen in eine »innere Immigration«. Aber aktiven Widerstand gegen das System gab es nicht.«<sup>15</sup>

Wie fast überall begann erst Mitte der 1980er-Jahre eine Thematisierung und Aufarbeitung der NS-Zeit in der lokalen Geschichtsschreibung. In der 1997 erschienenen Dissertation von Wolf-Dieter Mechler »Kriegsalltag an der Heimatfront«<sup>16</sup> findet sich ein Exkurs, der sich explizit mit Bernhard Huys befasst: »Denunziert, verurteilt, eingekerkert: Der Worpsweder Maler Bernhard Huys vor dem Sondergericht Hannover«. Mechler konnte auch auf das Archiv von Huys zurückgreifen. Dort fand sich ein Schriftsatz in dem Huys 1953, aufgefordert vom »Landesausschuss für Sonderhilfssachen«, der über Haftentschädigungen zu befinden hatte, seine Position zur NS-Zeit dargelegte und über die »Gegnerschaft zum Nazitum« berichtete: »Seit dem Auftreten Hitlers erwachte in mir und meinem großen Bekannten- und Freundeskreis in Worpswede eine entschiedene Gegnerschaft zum Nazitum. Politisch waren wir überzeugt, dass Hitlers Herrschaft zum



»Seit dem Auftreten Hitlers erwachte in mir und meinem großen Bekannten- und Freundeskreis in Worpswede eine entschiedene Gegnerschaft zum Nazitum. Politisch waren wir überzeugt, dass Hitlers Herrschaft zum Krieg und zum Untergang Deutschlands führen müsse ...«

Krieg und zum Untergang Deutschlands führen müsse... Meine Freunde und ich benutzten die Sendungen des Auslandes für das, wofür sie gedacht waren, zur systematischen Untergrabung der Hitlerweltanschauung... Es sollten die Jasager wankend, die Unentschlossenen aufgeklärt, die überzeugten Gegner weiter bestärkt werden... Der Gestapo war bekannt, dass in Worpswede eine Zelle des geistigen Widerstandes bestand.<sup>17</sup> Dieses, so schrieb Huys, ginge schon daraus hervor, dass aus seinem Freundeskreis mehrere Personen verhaftet worden seien. Zu dieser »Zelle geistigen Widerstands«, so erläuterte Mechler, gehörten auch Manfred Hausmann, Waldemar Augustiny und Gustav Schenk.

Die mit der Radiosendung 1983 begonnene Aufarbeitung des Nationalsozialismus und besonders auch die kritische Betrachtung der Rolle der Kunstschaffenden in dieser Zeit führte in der Folgezeit zu einer Vielzahl von Diskussionsforen und zu zahlreichen Veröffentlichungen<sup>18</sup>, die auch Personen wie Hausmann, Augustiny oder Schenk, die bisher zur Zelle des »geistigen Widerstandes« gezählt wurden, nun sehr kritisch sahen. »Standen sie dem NS-Regime kritisch gegenüber, waren sie Mitläufer oder gar überzeugte Anhänger?«, so formulierte Burckhardt Rehage diese zentrale Frage der Aufarbeitung<sup>19</sup>, die hier nur angedeutet, aber wegen der Komplexität nicht weiter thematisiert werden kann.

Kehren wir zurück zu Bernhard Huys. Es sind einige mutige Aktionen dokumentiert, die über einen allein »geistigen Widerstand« wohl hinausgingen. Nach dem Reichstagsbrand im Februar 1933 verließ der (damals noch) kommunistische Schriftsteller Gustav Regler in weiser Voraussicht Berlin, floh zunächst zur Lebensgefährtin Mieke Vogeler nach Worpswede und von dort weiter zu den El-

tern ins Saarland. Mieke reiste ihm nach. Nach der Saarabstimmung 1935 ging Regler zunächst nach Frankreich. Mieke folgte ihm wenig später. Huys erklärte in seinem Schreiben an den Landesauschuss: »In meinem Haus lagerten während der ganzen Zeit die gesamten Manuskripte des Schriftstellers Gustav Regler, der 1933 von hier nach Frankreich floh, im Spanienkampf gegen Hitler und Franko kämpfte«<sup>20</sup> Gustav Regler und Mieke Vogeler blieben auch aus dem Exil in Kontakt mit Martha Vogler und Benny Huys und wiesen chiffriert auf ein »Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror« hin, an dem Regler mitgearbeitet hatte und das am 1. August 1933 erschien. So schrieb Martha Vogeler: »Besonders erwarte ich die Fotos vom ersten Brand der Keramiken (gemeint war das Braunbuch), so hieß es bald ›G. soll lieber keine Tassen schicken, sie werden hier und am Schiffgraben (Anm. Haus von Huys) nur zerbrochen ankommen.‹ Damit wurde Mieke und Gustav bewußt, daß sich die politische Wetterlage in Worpswede binnen kürzester Frist rasant verändert hatte. Da sie Martha und Benny Huys nicht zusätzlich gefährden wollten, schrieb Mieke: ›Von unseren Tassen schicken wir nichts, weil es doch wohl kaputt ankommt.‹«<sup>21</sup>

### **Bernhard Huys erklärt sich als Vater...**

Später stellte Bernhard Huys sich schützend vor eine Frau aus der Nachbarschaft, die von einem französischen Kriegsgefangenen schwanger war. Um ihr die drohende Strafverfolgung zu ersparen, bekannte er sich – nach Absprache mit seiner Frau – ohne jede Furcht vor dem Gerede um seine eigene Person zu der Vaterschaft, die er am 5. August 1943 notariell beglaubigt zu Protokoll gab<sup>22</sup>. Damit bewahrte er die Mutter vor einer Zuchthausstrafe und schützte den Kriegsgefangenen vor dem Kriegsgericht. Die Familie der geschützten Mutter bedankte sich in den frühen 1950er-Jahren mit der Schenkung eines Grundstückes, das dann auch von der Familie Huys bebaut wurde.<sup>23</sup>

### **Denunziation – Schutzhaft – Gefängnis**

Bernhard Huys hatte sich von einer Worpsweder Händlerfamilie ein Buch geliehen und vor der Rückgabe vergessen, das Lesezeichen mit handschriftlichen Notizen, die er beim verbotenen Ab-

hören des Londoner Rundfunks im Juli 1943 angefertigt hatte, zu entfernen. Die Besitzerin des Buches zeigte Huys bei der Gestapo in Bremen an, da die Notizen ihrer Meinung nach zu »Spionagezwecken dienen« und beschuldigte ihn, »in Worpswede als führender Kommunist bekannt«<sup>25</sup> zu sein. Die Gestapo lud Huys zum 25. August 1943 nach Bremen vor und konfrontierte ihn mit seinen handschriftlichen Notizen: »Eicke gefallen, früher Kommandant von Dachau. Hamm. Bahnhöfe zerstört, Rotterdam Werften zerstört. Hamburg 21.000 Sprengbomben und 1000de Brandbomben. Himmler ist Sadist, nicht aus Perversität, sondern aus Überzeugung.«

Bei einer umgehend anberaumten Hausdurchsuchung fand sich kein weiteres belastbares Material. Es fand sich lediglich die Abschrift eines Gedichtes von Gottfried Keller aus dem Jahre 1878.

*Gottfried Keller (1819 – 1890)*

*Die Verleumder*

*Auszug:*

*»Gehüllt in Niedertracht,  
gleichwie in einer Wolke,  
Ein Lügner vor dem Volke  
Ragt bald er groß an Macht  
Mit seiner Helfer Zahl,  
Die, hoch und niedrig stehend,  
Gelegenheit erspähend,  
Sich bieten seiner Wahl...«*

Das Gedicht von Gottfried Keller wurde damals handschriftlich in Widerstandskreisen weiter gereicht. Die Gestapo glaubte darin – gewiss zu Recht – eine Charakterisierung des NS-Regimes zu erkennen. Die Gestapo ließ sich von der Huys Version, er habe lediglich den Gegner kennenlernen wollen und Aufzeichnungen habe er nur persönlich für sich gemacht, um in Ruhe nachdenken zu können, nicht beeindrucken. Da eine Weitergabe von illegal gehörten Informationen die zu erwartende Strafe verschärfen würde, betonte er ausdrücklich:

»Nicht einmal meiner Ehefrau habe ich von dem Gehörten Mitteilung gemacht«<sup>26</sup>. Das Geständnis reichte aus, um ihn ohne richterlichen Beschluss zur sogenannten Schutzhaft ins Bremer Polizeigefängnis einzuliefern. Nach sechs Wochen verlegte man ihn bis zur Verhandlung ins Gefängnis Wesermünde-Lehe.

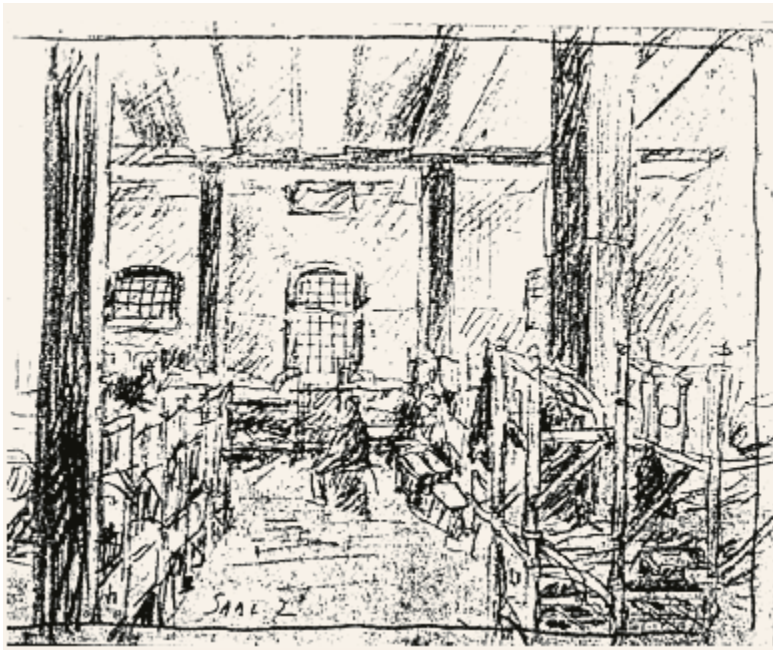


Marian Zurek, Bernhard Huys in seinem Atelier am Schiffgraben, 1940

Am 7. Dezember 1943 fand die Verhandlung vor dem Sondergericht Hannover statt. Das vorliegende Schreiben des Dichters Hausmann, der Huys als unpolitischen und abseits des Verkehrs lebenden Menschen schilderte<sup>26</sup>, wusste das Gericht nicht zu beeindrucken. Vielmehr folgte das Gericht dem Antrag des Staatsanwalts und verurteilte den Angeklagten zu zwei Jahren Zuchthaus »wegen fortgesetzter Verbrechen nach § 1 der Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen vom 1. September 1939«<sup>27</sup>. Der Staatsanwalt hatte den weit über dem Durchschnitt vergleichbarer Verfahren liegenden Strafantrag mit der angeblichen Staatsfeindlichkeit des Angeklagten begründet, die aber im Detail nicht nachgewiesen werden konnte. Huys formulierte seine Erinnerung an das Schlussplädoyer in seiner Eingabe: »Und das Schlussplädoyer des Staatsanwalts besagte dem Sinne nach, ..., daß alle meine Freunde im gegnerischen Lager stünden, ..., daß ich aus staatspolitischer Gegnerschaft gehandelt habe und daher die Strafe gar nicht hoch genug sein könne.«<sup>28</sup> Nach weiteren Zwischenaufenthalten in Celle und Hannover wurde er am 12. Januar 1944 in das Zuchthaus Hameln eingewiesen.

### Zurück in Worpswede

Im Februar 1945 stellte Bernhard Huys über seinen Anwalt ein Gnadengesuch, das am 19. März 1945 abgelehnt wurde. So musste er bis zur Befreiung am 7. April 1945 warten. Nun übernahm die britische



Bernhard Huys,  
Zuchthaus Hameln –  
Krankenstation Saal 2

Militäradministration das Zuchthaus. Er nutzte die Zeit, um den Zuchthausaufenthalt künstlerisch zu verarbeiten und erhielt dafür einen Passierschein, der es ihm erlaubte, sich überall innerhalb der Anstalt aufzuhalten.

In seinen Erinnerungen aus dem Zuchthaus Hameln berichtete er über die Schlussphase: »Waren sehr viel Wachtmeister noch Rohlinge bis zum letzten Tag, so hatten sich doch viele, die die neue Zeit witterten, umgestellt. Da aber die Dummheit mit der Rohheit verschwistert ist, so blieben immer noch genug, um uns zu quälen. Viele unserer Hilfswachtmeister, das darf nicht verschwiegen werden, waren anständige Menschen, die uns Vertrauen schenkten und uns über die neusten Meldungen des ausländischen Rundfunks informierten und uns wenigstens einige Stunden davon überzeugten, dass auch außerhalb der Zuchthausmauern Menschen lebten.«<sup>29</sup>

Huys stellte sich außerdem freiwillig als Helfer bei der Reorganisation der Zuchthausverwaltung zur Verfügung, bis er am 23. Mai von britischen Soldaten mit einem Opel-Automobil als »Very Important Person« nach Worpswede chauffiert wurde.

### **Kommunalpolitisches Engagement**

In Worpswede wurde Bernhard Huys bereits drei Tage später als zusätzliches Mitglied des Gemeinde-

rates gewählt und von dort in die Entnazifizierungskommission delegiert. In der Gemeinderats-sitzung vom 4. August 1945 wurde beschlossen, »dass es die Gemeinde befürworten wird, wenn Herr Huys Herrn Carl Meyer (in Worpswede als Holzmeyer bekannt) eine Rechnung vorlegt, über die ihm durch die Haft entstandenen Schäden.«<sup>30</sup> In einem späteren juristischen Verfahren wurde ihm »das Haus des Mannes, der ihn denunziert hat, als Entschädigung angeboten. Er lehnte ab.«<sup>31</sup>

Politisch positionierte er sich als Mitbegründer der CDU und begleitete den kulturellen Neubeginn als Mitglied eines »Politischen Überprüfungsaus-schusses für das kulturelle Leben« der vom Landkreis Osterholz-Scharmbeck 1947 eingesetzt wurde.

In dieser Funktion war Huys über zahlreiche Konflikte im Kreisgebiet informiert. Er soll auch von schweren Anschuldigungen gegen Walter Müller Kenntnis erhalten haben, die auf seine eigenen Vorbehalte gegen Müller trafen. Daher sah er sich zu einer ausführlichen Äußerung veranlasst, da ihm vom »Bund Bildender Künstler für Norddeutschland (BBK) auf sein Aufnahmegesuch mit Schreiben vom 21.04.48<sup>32</sup> mitgeteilt wurde, er möge sich an den »für den hiesigen Betrieb bestimmten Vertrauensmann, Herrn Walter Müller wenden...« Darauf antwortete Bernhard Huys – relativ spät – am 9. August 1948 mit einem ausführlichen Schreiben, indem er darlegte, warum er sich nicht an Walter Müller gewandt habe. Denn dieser habe beispielsweise einem Redner, der nach seiner (Huys') Verurteilung eine Drohrede vor Worpsweder Künstlern hielt, anschließend »begeistert seine Zustimmung ausgedrückt«. Auch habe Müller weiterhin im Hause seiner Denunziantin und ihres Mannes Carl Meier, der »als gefährlicher Naziaktivist in ganz Worpswede bekannt war« verkehrt. Als dann nach dem Kriege der Fall Meier / Huys vor der Spruchkammer Bremen zur Verhandlung kam, habe Walter Müller in einer eidesstattlichen Erklärung versichert, »M. habe sich nie im nationalsozialistischen Sinne betätigt.« Huys. Er fügte noch weitere Gründe an und bat abschließend erneut um die Aufnahme in den Bund Bildender Künstler, »aber unter Umgehung von Herrn Walter Müller«. Das Schreiben ging in Durchschrift an den Regierungspräsidenten Dr. Pollack in Stade und an Walter Müller.





Bernhard Huys,  
Hammewiesen, 1949

Nun bemühten sich alle Parteien um eine baldige Konfliktlösung, es wurden sogar bekannte Künstlerpersönlichkeiten um Vermittlung gebeten. Der BBK der Region Stade sprach – in Kenntnis des Schreibens von Huys – Müller das Vertrauen aus und nahm Huys in der gleichen Sitzung als Mitglied auf: »Da die künstlerischen Qualitäten der Herrn B. Huys allgemein anerkannt wurden, ist er ohne Jury als Mitglied aufgenommen.« Über die anschließend erfolgte Aussprache zwischen Müller und Huys, die im Beisein vom BBK-Vertreter Gessner und dem Worpsweder Maler Udo Peters stattfand, wird lediglich berichtet: »Zu den einzelnen Ihnen bekannten Dingen hat Herr W. Müller eine Entkräftigung gegeben, die Herrn Huys voll auf genügt hat und es kam die Versöhnung mit Dank und Handschlag zustande...«

Weitere Information über die Konfliktlösung sind dem Schreiben leider nicht zu entnehmen. Hat Müller sich entschuldigt, war Huys falsch informiert und hat er Müller zu Unrecht beschuldigt? Der Schriftsteller Augustiny, der auch vermittelnd tätig war, formulierte in einem Schreiben an den

Regierungspräsidenten folgende Einschätzung: »Wie wir es so oft bei der Entnazifizierung erlebt haben, sind lange aufgespeichertes Mißtrauen und eingewurzelte Feindschaften durch eine Gegenüberstellung aus der Welt geschafft worden.« Wie sich das Engagement von Bernhard Huys im BBK entwickelt hat, ist leider nicht dokumentiert, wohl aber sein langjähriges Wirken mit und für die »Freunde Worpswedes«, wo er seine gesellschaftliche und kulturelle Heimat fand und als langjähriger Vorsitzender die Entwicklung seiner nun zur Heimat gewordenen Gemeinde mitgestaltete.

Überregional wurden die Freunde durch Aktionen gegen die Zerstörung der Landschaft durch den Sandabbau bekannt. In ihrer Eigenschaft als Vertreter der »Freunde Worpswedes« saßen Benny Huys und sein Mitstreiter Hans Hubert Ende der 50er-Jahre mit Vertretern der Wasser- und Bodenverbandes zusammen, um die Position der »Freunde« gegen eine geplante Hochbrücke mit anschließender Kreisstraße in der Hamme-Niederung vorzutragen. Hans Hubert trug mit Eifer – und wie er meinte mit guten Gründen – die Einwände vor,



Der Landschaftsmaler Bernhard Huys an seiner Staffelei, Foto von Hans Saebens.

blickte aber auf teilnahmslose Gesichter. So beschrieb er in seinem Buch »Worpswede« die Situation und berichtete dann weiter: »Nach Schluss meines Vortrages trat Schweigen ein, bis Benny Huys aufstand: Seht in die grenzenlose Weite der Landschaft und in den wolkenreichen Himmel. Dieses wundervolle Bild wollt ihr mit Eurem Bauvorhaben für alle Zeiten zerstören? Mehr nicht! Sie folgten mit Blicken auf das von Huys beschworene Bild und wurden nachdenklich. Da reckte sich ›Jan im Stillen Frieden‹, gewiß kein zartbesaiteter Bauer, hoch, gab Benny Huys die Hand und sagte betont: Sie haben recht, Herr Huys. Ein Malerauge sieht mehr als ein gewöhnliches Auge. Sie haben mich überzeugt. Ich bin gegen den Bau der Hochbrücke. Also geschah es, daß die jetzige Brücke ohne die geplante Kreisstraße gebaut wurde.«<sup>33</sup>

1966 wurde Bernhard Huys mit dem Niedersächsischen Verdienstorden Erster Klasse ausgezeichnet: Einmal wegen seines Einsatzes als Vorsitzender der Freunde Worpswedens für die »Erhaltung der Eigenarten Worpswedens«, zum anderen galt diese dem Künstler, »der als einer der wenigen heute noch am Weyerberg tätigen Landschaftsmaler die Ausdruckskraft des Teufelsmoores in seinen Bildern einzufangen weiß.«<sup>34</sup>

Die »Freunde Worpswedens« gründeten 1957 die »Stiftung Worpswede«. Unter dem Vorsitz von Bernhard Huys gelang es tatsächlich, den Sandabbau 1959 zu stoppen. Dann folgten viele Projekte im Landschaftsschutz und beim Erhalt historisch wertvoller Bausubstanz, die in der Amtszeit von Huys erfolgreich realisiert werden konnten. Bernhard Huys legte erst 1971 sein Amt in jüngere Hände. Seine besondere Art würdigte der Pressebericht zur Verleihung des Verdienstordens: »Bernhard Huys war immer einer der ›Stillen im Lande‹, dem lauter Trubel und Geschäftigkeit ebenso fremd waren wie persönliche In-den-Vordergrund-schieben. So wehrte er anfangs ab, als man ihn zum Vorsitzenden der ›Freunde Worpswedens‹ machen wollte... Doch dann übernahm er um der Sache willen die Aufgabe und wußte mit behutsamen Vorgehen die vielen auseinanderstrebenden Elemente und Meinungen zusammenzufassen, um ihnen im Interesse Worpswedens eine erstaunliche Wirksamkeit zu verleihen.«<sup>35</sup>

#### **Bernhard Huys und die »alte Heimat«**

Bernhard Huys hatte einen guten Kontakt zur Schwester, die mit dem Rektor Döllmann in Kloster Oesede verheiratet war. Auch die Kinder der Familie Huys verbrachten manchmal einige Wochen bei Döllmanns in Kloster Oesede. Besonders während der Kriegszeit (um 1940) und in der Nachkriegszeit entstanden so einige Werke mit Kloster Oeseder Motiven. Darunter waren einige Malaufträge, die wohl von Döllmanns vermittelt, mit Butter und Speck entlohnt wurden. Bilder mit Motiven aus seinem Heimatort Oesede sind nicht bekannt. Bei einem noch erhaltenen Bild der Harderburg soll es sich auch um eine Auftragsarbeit gehandelt haben, die möglicherweise nach einem Foto angefertigt wurde.

Huys' 70. Geburtstag (1965) wurde auch von der regionalen Osnabrücker Presse aufgegriffen – ein Beleg dafür, dass er mittlerweile auch über Worpswede hinaus eine überregionale Bedeutung erlangt hatte. Der ausgewiesene Worpswede-Kenner Jürgen Meyer-Korte berichtete in der Neuen Tagespost vom 27.02.1965 über den »Senior der Worpsweder Landschaftsmalerei: Bernhard Huys aus Oesede: ... ob es draußen stürmt, Nebel das Land überzieht, klirrende Kälte das Eis auf Flüssen



Bernhard Huys,  
Kloster Oesede, 1947



Bernhard Huys,  
Harderburg, o. D.



und Bächen knacken läßt oder Schneetreiben Baum und Strauch verhüllt: Bernhard Huys ist bei jedem Wetter mit seiner Staffelei unterwegs...«

Vielleicht hat dieser Artikel dazu beigetragen, dass noch zu Lebzeiten von Bernhard Huys in der Heimatgemeinde Oesede die erste dokumentierte Kunstausstellung ausgerichtet wurde. In der Broschüre »DIE CDU UND OESEDE Rückblick und Ausblick« gab es folgenden Eintrag: »1966 Kunstausstellung des Malers Bernhard Huys, Worpswede, zusammen mit dem Tag der offenen Tür des Rathauses und des Feuerwehrgerätehauses«.

1970 erschien zum 75. Geburtstag erneut ein Artikel in der Osnabrücker Lokalpresse. Wieder war es Jürgen Meyer-Korte, der in der NOZ (Neue Osnabrücker Zeitung) vom 25.02.1970 über den »Landschafter alten Stils« zu folgendem Fazit kam: »Der jetzt 75-jährige ist der Senior der Worpsweder Landschaftsmaler. Dramatische Szenerien sind ihm

fremd, seine Bilder sind verhalten ohne Effekthascherei ... Er entdeckt Schönheiten, die andere übersehen ...«

Dass der Worpsweder Bernhard Huys aufgrund seiner Wurzeln immer noch zur regionalen Osnabrücker Kunstszene gerechnet wird, machte der Chronist Hans-Gerd Rabe deutlich, der in dem Beitrag »Osnabrücker Kunst und Künstler« selbstverständlich auch den mittlerweile (1973) verstorbenen Huys porträtierte. Rabe, der Huys wohl aus dem Osnabrücker Wandervogel kannte, schildert sehr einfühlsam den Werdegang des Bernhard Huys, der jahrelang – vom Krieg traumatisiert – auf der Suche nach einem Platz in der Gesellschaft, diesen in der Worpsweder Künstlerkolonie finden sollte.<sup>36</sup>

1985 zeigte die Villa Stahmer »Worpsweder Landschaftsbilder« von Bernhard Huys gemeinsam mit Arbeiten des Osnabrücker Bildhauers Hans-Gerd Ruwe.

Bernhard Huys,  
Goldener Nebel im  
Moor, 1964



Den 100. Geburtstag von Huys nahm der Oeseder Galerist Antonius Menkhaus zum Anlass für einen Artikel »Bernhard Huys – Maler und Graphiker aus Oesede«, der im Heimatjahrbuch 1995 veröffentlicht wurde.

Die Ausstellung »Kloster im Bild« zeigte 1995 im Edith Stein-Haus neben Werken des Bildhauers Walter Mellmann und Fotografien von Heinz Hußmann zahlreiche Arbeiten von Bernhard Huys. Darunter auch einige, die der Maler nach Kloster Oeseder Motiven gestaltet hatte, sodass die Presse berichtete: »Die gesammelten Ölgemälde und Radierungen des 1895 in Oesede geborenen Künstlers zeigen seine enge Verbundenheit mit der Nachbargemeinde. Er hat sowohl Kloster Oeseder Bauernhäuser und Kirchenansichten als auch Landschaften gemalt. Auch heute noch pflegt der Ortsteil Kloster Oesede seine freundschaftliche Verbundenheit zu Nachkommen des 1973 verstorbenen Malers: Dessen Sohn Till Huys war gemeinsam mit Ehefrau Ingeborg zur Ausstellungseröffnung aus Worpswede angereist.«<sup>37</sup>

Es wurden aber nicht nur, wie die Schlagzeile des Presseberichtes vermuten ließ, »Kirchenansichten und alte Bauernhäuser« gezeigt, sondern auch Werke des Malers, die in Kloster Oeseder Haushalten ihren Platz gefunden und überwiegend eher Worpsweder Impressionen zeigten. So konnte der Maler Huys durchaus als Schöpfer stilistisch abwechslungsreicher, naturalistisch – impressionistischer Werke präsentiert werden.

Bereits ein Jahr später (1996) kamen Arbeiten von Bernhard Huys erneut ins Museum Villa Stahmer, wo sie gemeinsam mit Werken des Schriftstellers und bildenden Künstlers Karl Jakob Hirsch ausgestellt wurden. In der NOZ wurde die Ausstellung unter der Überschrift »Tradition und Moderne« besprochen, da Werke gezeigt wurden, »wie sie gegensätzlicher kaum sein könnten: Die dem Expressionismus zuzuordnenden Druckgraphiken Karl Jakob Hirsch, kontrastieren mit den traditionellen Landschaftsbildern Bernhard Huys.«<sup>38</sup>

Im Georgmarienhütter Kulturleben fand Bernhard Huys nun viele Jahre nicht statt, bis ein Vortrag im Jahr 2019 »Bernhard Huys: Leben – Zeit – Werk« an den aus Oesede stammenden Worpsweder erin-

Neue Osnabrücker Zeitung  
"Rund um Osnabrück"

Montag  
15. April 1996 **13**



EINE BESONDERE Verbindung pflegen Georgmarienhütte und Worpswede: Vor den Werken seines Vaters Bernhard Huys trafen sich jetzt Till Huys und seine Frau Inge (2. u. 3. von links) mit Bürgermeister Heinz Lunte, Museumsleiterin Inge Becher und Dr. Birgit Nachtwey (von rechts) in der Villa Stahmer.

## Tradition und Moderne

### Ausstellung mit Worpsweder Künstlern in GMHütte

Georgmarienhütte (kar) Unter dem Titel „Worpswede in Georgmarienhütte – Georgmarienhütte in Worpswede“ zeigt das Georgmarienhütter Stadtmuseum derzeit die Werke zweier Maler aus der Künstlerkolonie, wie sie gegensätzlicher kaum sein könnten: Die dem Expressionismus zuzuordnenden Druckgraphiken Karl Jakob Hirsch, kontrastieren mit den traditionellen Landschaftsbildern Bernhard Huys.

Der 1895 in Oesede geborene Huys verstand sich als Wahlworpsweder. Doch auch nachdem er 1929 endgültig seinen Wohnsitz in das Künstlerdorf verlegt hatte, zog es ihn immer wieder in seine Heimat an den Teutoburger Wald zurück. Sein malerisches Arbeitsfeld spiegelt seine Liebe zur Natur wider. Seine Landschaftsbilder, auf denen auch zahlreiche Oeseder Motive zu sehen sind, lassen den Betrachter zum Wanderer durch die Jahreszeiten werden. „Eine besondere Könnerschaft entwickelte Huys in seinen Winterlandschaften“, so Dr. Birgit Nachtwey in ihrer jetzigen Einführung. Charakteristisch für seine autodidaktisch erlernte Malweise sei die zeichnerische Erfassung des Bildgegenstandes, zum Beispiel das Geäst von Bäumen.

Vor dem Hintergrund des Rosa, Blau und Violett gemalten Himmels finden die in gebrochenen Grau-, Blau- und Grün-Farbtönen komponierten Wiesen, Weiden und Heidelandschaften ihren künstlerischen Ausdruck.

Die in Öl gemalten stimmungsvollen Landschaftsbilder bilden einen Kontrast zu den Druckgraphiken Karl Jakob Hirsch. Der Künstler wurde 1892 in Hannover geboren und gehörte zu den ersten Expressionisten in Worpswede. In seinen Werken verarbeitet Hirsch sowohl geschichtliche Themen wie die Französische Revolution, als auch biblische Motive.

Besondere Aufmerksamkeit widmete Peter Ube vom Worpsweder Archiv in seiner Einführung einem gezeigten Hindenburg-Portrait. Die Darstellung des Reichspräsidenten sei dem kritischen Künstler beinahe zum Verhängnis geworden. Der drohenden Verhaftung durch den Worpsweder Ortspolizisten habe er nur mit Hilfe einer List entgehen können: Er zeigte dem Ordnungshüter ein ähnlich satirisch gezeichnetes Selbstportrait – nun ebenfalls in der Villa Stahmer ausgestellt.

Die Ausstellung ist jeweils dienstags und donnerstags von 9 bis 13 sowie 15 bis 18 Uhr und sonntags von 10 bis 13 und 15 bis 18 Uhr geöffnet.

nernte.<sup>39</sup> 2020 gab das 850-jährige Jubiläum von Kloster Oesede einen Impuls für die Erstellung einer Collage mit Huys-Arbeiten zu Kloster Oeseder Motiven.



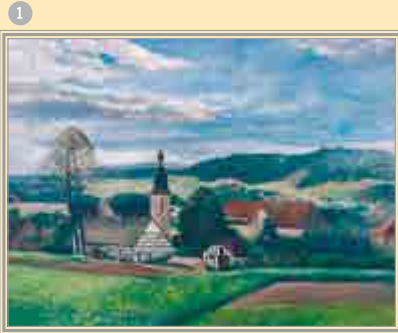
# Bernhard Huys

\* 1895 in Oesede  
+ 1973 in Worpswede



## Motive aus Kloster Oesede

- 1+2: Kloster Oesede, 1942, Ölgemälde
- 3: Klostergebäude-Ansicht von Süden, Kohle coloriert, ohne Datum
- 4: Klostergebäude, Druck/Zeichnung, 1947
- 5: Klostergebäude, Zeichnung Detail – Südansicht, 1945
- 6: „Fronleichnam“, Zeichnung, 1946
- 7: Hof Qualbrink, Ölgemälde, ohne Datum
- 8: Wiemeyers Kotten, Ölgemälde, ohne Datum
- 9: Hof Brunemann, Ölgemälde, 1946



Huys-Collage anlässlich 850 Jahre Kloster Oesede • Idee u. Realisation: Johannes Börger, Heinz Hußmann, Dieter Görbing

### Bernhard Huys: Gedenken und Erinnern

Am 4. Dezember 1973 starb Bernhard Huys in seiner Wahlheimat Worpswede. Im Weserkurier vom 5. Dezember 1973 erinnerte Ernstheinrich Meyer-Stiens in einem Nachruf an den Werdegang des in Oesede bei Osnabrück geborenen Lehrersohns und ging auch auf die düsteren Seiten dieses Künstler-

lebens ein: »Benny Huys, so nannten ihn seine vielen Freunde, hatte in seinem Leben schwere und bittere Jahre. Seine tiefe Religiosität – er war praktizierender Katholik – hat ihn in seinem reichen künstlerischen Schaffen davor bewahrt, ein Zyniker oder Pessimist zu werden. Als Christ sah Huys die Welt eben nicht nur mit den Augen eines Ma-





Bernhard Huys,  
In Moor und Wolken,  
1965

lers... Er verschloß auch nicht seine Augen vor den düsteren Wolken, die nach 1933 am politischen Himmel heraufzogen ... Gestapo- Haft und Zuchthaus haben bei Bernhard Huys den Blick für das Schöne in der Welt nicht verdunkeln können.«

Und Waldemar Augustiny betonte in einem weiteren Nachruf auch das künstlerische Erbe: »So kam er 1945, körperlich zwar durch ein Leiden gezeichnet, aber innerlich gefestigt wieder heraus (aus dem Zuchthaus d.Verf.) und erlebt nun seine eigentlich fruchtbaren Schaffensjahre, in denen seine besten Bilder entstanden, Landschaften im Nebel oder im Schnee, aus wenigen sanften Farbwerten entwickelt. Mit ihnen hat er auf gelassene Weise einen eigenen Beitrag zur künstlerischen Übersetzung der Worpsweder Landschaft geleistet.«

Der 100. Geburtstag von Bernhard Huys wurde in Worpswede 1995 mit zwei Veranstaltungen begangen. Bei der Gedenkveranstaltung am 29. September 1995 im Worpsweder Rathaus stand der Mensch Huys im Mittelpunkt. Einen Tag später wurde eine Ausstellung in der Worpsweder Kunsthalle eröffnet, die der Arbeit des Malers gewidmet war. Die kunsthistorische Einführung übernahm bei beiden Veranstaltungen Birgit Nachtwey, die in ihrem Referat das künstlerische Schaffen folgendermaßen auf den Punkt brachte: »So, wie Bernhard Huys sich zu Zeiten des Nationalsozialismus treu geblieben war, so bleibt er sich in den 50er und 60er Jahren als Maler treu: er bekennt sich zu seinen Fähigkeiten und dem Sujet, das ihm liegt, zum betont einfachen Landschaftsausschnitt in natura-



Bei Cohrs-Zirus: „Winter am Kirchberg in Worpswede“ (1950) von Bernhard Huys.

Die Galerie Cohrs-Zirus in Worpswede, Bergstraße 33, zeigt bis zum 30. Dezember eine Ausstellung mit Bildern von Bernhard Huys. Anlaß ist die Wiederkehr des 25. Todestages dieses letzten in einer langen Reihe von bedeutenden Worpsweder Landschaftsmalern, der auch noch in den fünfziger und sechziger Jahren an seiner realistisch impressionistischen Malweise festhielt (Öffnungszeiten: dienstags bis donnerstags 15 bis 18 Uhr, sonnabends und sonntags von 11 bis 18 Uhr).

listischer Wiedergabe. Er will weder mystifizieren noch romantisieren, wie die Alten Worpsweder. Außerdem vermeidet er jeden falschen Ehrgeiz in Richtung auf einen Anschluss an die Moderne... Was das Farbspektrum anbelangt, herrschen gebrochene Grau-, Blau-, und Grüntöne neben schmutzigem Weiß vor, und die Huysschen Himmel fallen häufig durch ihre pastellige Tönung in Rose, Bleu und Violett auf.«<sup>40</sup>

Bereits drei Jahre später nahm die Galerie Cohrs-Zirus in Worpswede den 25. Todestag von Huys zum Anlass für eine weitere Ausstellung mit dem Titel: »Bernhard Huys – Worpswede, das Moor und die Niederung. Zum 25. Todestag des Malers.«

Bei der Ausstellungseröffnung am 28.11.98 hielt der Schriftsteller und Patensohn von Bernhard Huys, Johannes Schenk, eine einführende Rede und erinnerte zunächst an die Beziehung zwischen Benny Huys und Gustav Schenk: »Benny Huys, und mein Vater Gustav Schenk, waren sich vor langer Zeit nicht nur durch die Liebe zur teuflisch-moorischen Landschaft begegnet, beiden widerfuhr Schlimmes zur schlimmen Zeit, der eine, Benny wurde verhaftet, 1943, und der andere,

Gustav, versteckte sich vor den Barbaren der Nazi-zeit...«. Und Schenk erzählte weiter von »einer tiefen Verbeugung vor diesem Maler und seiner couragierten Lebensgeschichte in einer entsetzlichen Zeit. Denn in diesem Dorf gibt es nicht viele wie ihn. Einem begegne ich öfter, und ziehe tief drin meinen Hut vor ihm, jedesmal wenn ich ihn sehe, ist er doch vom Adel derer, die den Bloch'schen aufrechten Gang besaßen, worüber im Dorfe W. nicht von vielen zu berichten war... Im Dorf der himmelverliebten Maler vor der Natur stand er am Ende der achtzig Jahre währenden Landschaftsmalerei und ihrer feinnervigen Detailbessenheit. Nach Benny Huys gab es in Worpswede keinen Bedeutenden dieser alten Schule mehr.«<sup>41</sup>

Weitere Einzelausstellungen haben seitdem in Worpswede nicht stattgefunden, wohl aber Ausstellungenbeteiligungen wie zum Beispiel 2017 bei der Ausstellung »Worpswede – Die Zweite Generation«, die wieder in der Galerie Cohr-Zirus stattfand.

Im Worpsweder Leben ist Bernhard Huys dauerhaft sichtbar, seitdem ein Straßenzug den Namen »Bernhard-Huys-Ring« trägt. Auch im Kunsthandel ist Huys weiterhin präsent. Ein Galerist hat bei-



spielsweise einen Nachlass mit über 400 Arbeiten erworben, die nach und nach über Ebay angeboten werden.

Bernhard Huys war ein ungemein fleißiger und produktiver Maler mit einem sehr eigenen Werdegang und Charakter, den uns der schon erwähnte Gustav Schenk bereits 1953 kenntnisreich beschrieben hat: »Die schonungslose Lebensschule – er war Student, Soldat, Kalkbrenner und Tischler – ersparte ihm die akademische Kunstschule...

Nur er, der statt zu Füßen eines Meisters zu sitzen als Tischler Bilderrahmen fertigte, gewann mühelos, störungslos die sinnvolle Freiheit der Natur. Von ihr getrieben treibt er auf ihren wandlungsvollen Lichtern und Schatten, in einem Atemholen will er die unwiederbringliche Farbe bannen – gewiß er wird verbrennen, aber er wird reicher als derjenige gelebt haben, der es sich zur Aufgabe macht, das Feuer zu löschen, um die Asche zu malen.«<sup>42</sup>

Bernhard Huys,  
Dramatischer Himmel





## Anmerkungen

- 1 Aus: Johannes Schenk, Benny Huys. Eine Rede. Zum 25. Todestag des Malers, Galerie Cohrs-Zyrus 1998, unveröffentlichtes Manuskript
- 2 Sowohl Antonius Menkhaus (Bernhard Huys in Heimat Jahrbuch 1995) als auch Hans Gerd Rabe (Osnabrücker Kunst und Künstler in: Osnabrücker Mitteilungen 1974) nennen ausdrücklich das Gymnasium Carolinum als Schule, die Huys bis zum Abitur besuchte. Im Verzeichnis der Abiturienten des Gymnasiums Carolinum ist – aus welchen Gründen auch immer – Bernhard Huys nicht aufgeführt.
- 3 Zit. in: H.G. Rabe, Osnabrücker Kunst und Künstler, a.a.O., S. 70
- 4 Nach der Trennung von Heinrich Vogeler ließ Martha Vogler ein demontiertes Fachwerkhaus im Worpsweder Schluh neu errichten. Das Projekt wurde von Heinrich Vogeler unterstützt und mit Arbeiten aus Atelier und Werkstatt des Künstlers ausgestattet.
- 5 Regina und Hans Joachim Krenzke, Mieke Vogeler, Fischerhude 2001, S. 59
- 6 Ebenda, S. 60 (Ob die genannte Freundin mit der späteren Frau von Huys – Maria Gründe – identisch war, entzieht sich unserer Kenntnis)
- 7 H.G. Rabe, a.a.O., S. 700
- 8 Birgit Nachtwey, Bernhard Huys zum 100. Geburtstag, unveröffentlichtes Manuskript 1995
- 9 Ebenda
- 10 MERIAN Worpswede, 1949
- 11 »Fritz Mackensen erkannte das Talent des angehenden Künstlers, förderte und unterrichtete ihn«  
Donata Holz, Unter den großen Himmeln, Die Kunstsammlung der Kreissparkasse Osterholz, Osterholz 1999, S. 84
- 12 Bernd Küster, Albert Schiestl-Arding, 2. Veränderte Auflage, Fischerhude 2007
- 13 Ebenda, S.64
- 14 Donata Holz, a.a.O., S. 84
- 15 Zit. in: Burckhardt Rehhage, Der lange Weg der Aufarbeitung in: Worpswede Menschen, Bilder und Geschichten, Folge 2/2021, S. 127
- 16 Wolf Dieter Mechler, Kriegsalltag an der »Heimatfront«. Hannoversche Studien, Schriftenreihe des Stadtarchivs Hannover
- 17 Nachlass von Bernhard Huys: Zit. In Wolf-Dieter Mechler 1997, Exkurs: »Denunziert, verurteilt, eingekerkert: Der Worpsweder Maler Bernhard Huys vor dem Sondergericht Hannover«. In: Ders.: Kriegsalltag an der »Heimatfront«. Hannoversche Studien, Schriftenreihe des Stadtarchivs Hannover, Band 4, S. 114
- 18 Hier seien besonders erwähnt: Strohmeyer, Artinger, Krogmann: Landschaft, Licht und niederdeutscher Mythos. Die Worpsweder Kunst und der Nationalsozialismus Weimar 2000; Ferdinand Krogmann, Worpswede im Dritten Reich: 1933 – 1945, Bremen 2011
- 19 Rehhage, a.a.O, S. 128
- 20 Nachlass von Bernhard Huys: Schreiben an den Landesausschuss
- 21 \*Regina und Hans-Joachim Krenzke, Mieke Vogeler, Fischerhude 2001, S. 123f
- 22 Im Geburtenregister des Standesamtes Oesede (NLA OS Rep 492, Nr. 2044) findet sich folgender handschriftlicher Eintrag: »Bernhard Huys hat die Vaterschaft zu dem am 23.2.1943 geborenen Kinde J.M.A. (Anonymisierung durch den Verf.) St. A. Worpswede Nr. 6 J anerkannt. Anerkenntnis der Vaterschaft am 5.8.1943«
- 23 Information aus einem Gespräch mit Till Huys im Oktober 2018
- 24 NASTAH (Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover) Hann 171a Hann Acc 107/83 Nr. 42 zit. in Mechler a.a.O., S. 108
- 25 NASTAH Hann Acc 107/83 Nr. 429 zit. in: Mechler, a.a.O, S.109
- 26 Ebenda, zit. in: Mechler, a.a.O. S. 118
- 27 Ebenda
- 28 Nachlass Bernhard Huys: Schreiben an den Landesausschuss
- 29 Bernhard Huys: »Meine Erinnerungen aus dem Zuchthaus Hameln« (o.D., ca. 1947) in Mechler, a.a.O., S. 227
- 30 Frank Schmidt, Die Nachkriegsjahre – Worpsweder Kommunalpolitik von 1945 – 1949 – aus den Protokollen des Gemeinderates – in: Worpswede Menschen, Bilder & Geschichten Heft 1, Hrsg. Heimatverein Worpswede
- 31 Hans-Christian Kirsch, Worpswede: die Geschichte einer deutschen Künstlerkolonie, München, 2. Auflage 1991, S. 222

- 32 NLA ST Rep 180 Kuj Nr. 149 – die Informationen und Zitate stammen aus den dort enthaltenen Schriftstücken
- 33 Hans Hubert, Worpswede. Das Bauerndorf wird Künstlerdorf, Fischerhude 1989
- 34 Osterholzer Kreisblatt vom 22.02.1966
- 35 Osterholzer Kreisblatt, a.a.O.
- 36 H.-G. Rabe, Osnabrücker Kunst und Künstler, a.a.O.
- 37 Neue Osnabrücker Zeitung (NOZ), 21. 11.1995
- 38 Neue Osnabrücker Zeitung (NOZ), 15.04.1996
- 39 Bernhard Huys: Leben – Zeit – Werk. Ein Vortrag von Johannes Börger beim Stadtgeschichtlichen Stammtisch im Rathaus Georgsmarienhütte am 8. April 2019
- 40 Birgit Nachtwey, Vortrag über den Maler Bernhard Huys, 30.09.1995, unveröffentlichtes Manuskript
- 41 Aus: Johannes Schenk, Benny Huys. Eine Rede. Zum 25. Todestag des Malers, Galerie Cohrs-Zyrus 1998, unveröffentlichtes Manuskript
- 42 Gustav Schenk, Gesichter aus Worpswede, Bremen 1953

# »ICH BIN EIN ALTMODISCHER MALER«

Alfred Cordes über den Oeseder Künstler Robert Meyer





Vor einiger Zeit fragte ich ihn: »Seit wann lebst du eigentlich in Oesede?« Mit einem Lächeln und einem Blick, in dem etwas aufblitzte zwischen Verwunderung und Schalk, antwortete Robert Meyer: »Seit immer.«

Jeder weiß, was Heimat ist. Aber es ist schwierig, sie zu erklären, eher noch empfindet man sie. Heimat ist ein Ort, aber nicht unbedingt. Ist ein Gefühl, aber welches denn? Heimat, so sagt man, ist da, von woher man kommt, vor allem aber dort, wo man sich befindet – und das muss nicht sein, wo man aufgewachsen ist. Sie ist vielleicht eher dort, wo man unter Menschen ist, die einem nahe sind und lieb. Vielleicht ist Heimat nicht mehr und nicht weniger, als dass man bei sich ist: mit sich selbst im Reinen, nicht auf der Suche nach etwas anderem.

Die Heimat verbindet sich gern mit der Kultur. So gibt es Heimatdichter, Folklore in Brauchtum, Musik und Bildender Kunst, und natürlich sind die Sprache, die Mundart und die gemeinschaftliche Geschichte so etwas wie der Nährboden von Heimat. Es gibt das schöne Sinnbild von den Wurzeln, mit denen wir in unserer Geschichte verhaftet sind, und den Flügeln, die uns zu neuen Ufern tragen. Ob jemand in seiner Heimat verbleibt oder eine neue sucht und findet, mag von den Umständen abhängen, in denen er groß geworden ist – oder einfach von seinem Naturell. Um sein Glück zu finden, bleibt der eine bodenständig verwurzelt, die andere fliegt in die Welt hinaus.

Robert Meyer, geboren Anfang der Fünfzigerjahre im beschaulichen Oesede, welches damals noch nicht Georgsmarienhütte hieß, ist das dritte Kind einer Arbeiterfamilie. Der Vater hat Schmied gelernt und auf der »Hütte« als Bauschlosser gearbeitet, die leibliche Mutter hat er nicht mehr kennengelernt.

Im Ortskern von Oesede gab es damals ein dörfliches Idyll, eine Mühle mit einem Landhandel und einem großen Garten. In einem Nebengebäude lebte die Familie Meyer, und als der Vater so früh zum Witwer mit drei Kindern geworden war, ergab es sich, dass die Tochter des Müllers zu ihm fand und dem kleinen Robert eine gute Stiefmutter wurde.

Es war selbstverständlich, dass die Kinder mitarbeiten mussten im Gemüsegarten, auf dem kleinen Hof, im Haus. Aber sie waren in intensivem

Kontakt mit der Natur, in der Gesellschaft von Tieren und in einem friedlichen familiären Umfeld verwurzelt: »Es war ein Kinderparadies.« Der Vater baute einen Taubenschlag, einen Karnickelstall, stellte dem Jungen eine Werkbank mit eigenem Werkzeug hin, Robert bastelte Schmuck aus Kupferdraht, hat wohl das väterliche Handwerker-Gen geerbt, und der Vater besaß vermutlich die Vorstellung, dass der Sohn ihm auf die »Hütte« folgen würde: damals noch ein sicherer Arbeitsplatz, nicht schlecht bezahlt und eben auch heimatverbunden.

Die Familie war katholisch, aber nicht fromm. Der Vater, der den grausamen Krieg in Russland überlebt und kurz nach diesem Trauma seine junge Frau verloren hatte, wollte nicht mehr an einen Gott glauben, der solches zugelassen hatte. Robert besuchte fügsam den Gottesdienst, bis er irgendwann eigene Wege ging.

»Dennoch muss ihn eine verwandte Fee geküsst haben, denn schon der kleine Robert hat immer gern gemalt und gezeichnet, hat die Rückseiten von Tapetenresten mit viel Muskeln und Schwertern illustriert«

Die Künstlerschaft ist ihm nicht vorhergesagt worden. Wohl weil es eine Muse der Bildenden Kunst nicht gibt, stand sie auch nicht mit Bleistift oder Palette an seiner Wiege, damals im beschaulichen Oesede. Dennoch muss ihn eine verwandte Fee geküsst haben, denn schon der kleine Robert hat immer gern gemalt und gezeichnet, hat die Rückseiten von Tapetenresten mit viel Muskeln und Schwertern illustriert: Gladiatoren und sonstige kraftstrotzende Helden seiner Kindheit, mit denen er seine Kammer bis unter die Decke verzierte.

Natürlich wollte er als Kind kein Künstler werden, hatte einfach Freude am Zeichnen und Malen, aber der Vater hat das nicht als Flausen abgetan, hat ihm vielmehr, was zu jenen Zeiten nicht selbstverständlich war, ermuntert, hat ihm Papier und Bleistift geschenkt – und als Robert einmal den Tagesschausprecher verewigt hatte, sagte sein Vater staunend: »Das ist der Köpke, den kannste erkennen!«



Clown, Öl auf Pappe,  
1959, 40 x 30 cm

Leider hat er in den Jahren als »Mopedrocker« sein Frühwerk, eine ganze Kommodenschublade voller Kunstwerke, aus der Welt geschafft: der Mensch beurteilt seinen eigenen, biographischen Weg nicht zu jeder Lebenszeit auf dieselbe Weise. Ein kleines, sehr frühes Meisterwerk indes ist erhalten. Ein Onkel besaß ein Kunstgewerbegeschäft, und als Robert eines Tages im Schaufenster das Bild eines Clowns entdeckte und ausreichend betrachtet hatte, ging der Sechsjährige heim und malte den kunterbunten Spaßvogel aus dem Kopf nach. Wer gesehen hat, in welcher Phase der motorischen und künstlerischen Entwicklung sich Schulanfänger gewöhnlich befinden, weiß einzuschätzen, wie weit die kompositorischen und handwerklichen Fähigkeiten und sein Vorstellungsvermögen entwickelt waren, als Robert Meyer eingeschult wurde.

Wer sagt das heute noch von sich? Die zehn Jahre in der Oeseder Volksschule waren für ihn eine

schöne Zeit. Es gibt bis heute alte Freundschaften. Bei seiner letzten Atelierausstellung kamen wohl ein Dutzend Mitschüler aus der Grundschulzeit vorbei: »Die interessieren sich nicht unbedingt alle für meine Bilder, aber sie kommen gern zum Schnacken und auf ein Glas.« Manchmal im Ort unterwegs oder irgendwo auf ein Bier ist es wie damals auf dem Schulhof: Man zieht der Zeit den Zahn.

Mit seiner Oeseder Clique war er mit dem Rad und später mit dem Moped unterwegs, man zog ein wenig halbstark umher, knatterte über die Grenze in die Niederlande, wo die Mädchen besonders schön sein sollten. Wirklich wichtig war ihm aber bloß die Gesellschaft der Freunde, das bescheidene »Rockertum« war nie das zentrale Selbstverständnis seiner Jugendzeit.

Das war eher der Sport. Was sich bis heute in seinem Œuvre immer wieder findet, ist die Nähe zum Gewichtheben und Boxen. Er hat viel und gern trainiert, hat die Sache ernst genommen: »Ehrgeizig war ich, ja!« Aber nicht so sehr, dass er auf die Idee gekommen wäre, mit den Kollegen mithalten zu wollen, die größeres Talent besaßen oder weniger Skrupel, ihre Leistungen mit Drogen zu steigern. »Das ist mir erspart geblieben.« Das hat er sich erspart! Und hat es dennoch zum Niedersächsischen Meister im Gewichtheben gebracht.

Gegen Ende der Schulzeit stellte sich die natürliche Frage nach der Berufswahl. Der Vater empfahl ihm die »Hütte«, eine sichere Sache, die allerdings, wie sich herausstellen sollte, nicht mehr ganz so lange sicher war. Damals gab es weniger Auswahl, weniger Möglichkeiten, dennoch wusste Robert nicht so recht, wohin er gehen sollte. Sein Lehrer gab schließlich den Ausschlag, attestierte seinem Schüler eine beachtliche Kreativität und schlug vor, sich zum Schaufenstergestalter ausbilden zu lassen. So wurde es gemacht.

Im Kaufhaus Hertie in Osnabrück lernte Robert Meyer Dekorateur. Es gab ein gutes Betriebsklima, er hat bis heute Freunde aus jener Zeit, und hat die Lehre erfolgreich abgeschlossen, obwohl er schnell dahintergekommen war, dass es nichts für ihn ist, dass es nicht passt, »wenn ein 90 Kilo schweres Muskelpaket zwischen den zarten Schaufensterpuppen einhertänzelt.« Dennoch hat er einiges mitgenommen aus jener Zeit, was ihm später nütz-

lich war, beispielsweise bei der Bühnenarbeit für die Waldbühne Kloster Oesede.

Die Kunst hat ihn nie losgelassen. Seinen Wehrdienst absolvierte er für die Grundausbildung in Gifhorn und war anschließend in Lingen stationiert, wo er sich bei Gelegenheit künstlerisch nützlich machen konnte: schmückte den Keller der Unteroffiziere mit dekorativen Wandmalereien und zeichnete Porträts der Kameraden, die diese ihren Bräuten daheim verehren konnten.

Ein Sportsfreund, der Kugelstoßer Ewald, brachte ihn auf die Idee, sich nach der Bundeswehr zum Masseur und medizinischen Bademeister Umschulen zu lassen, und zwar für das erste, theoretische Jahr in einer Fachschule in Kassel, weil es dort ein Zentrum der Gewichtheber-Elite gab. So fügte es sich, dass seine Interessen zusammenfanden: Er lernte einen Beruf, der ihm Zeit seines Arbeitslebens Freude bereiten sollte, widmete sich intensiv seinem Sport und fand regelmäßig Zeit und Muße, sich künstlerisch weiterzuentwickeln.

1981 trat er eine Stelle im Osnabrücker Marienhospital an, wo er für 35 Jahre als Masseur und medizinischer Bademeister gearbeitet hat, die ersten sieben bis acht Jahre mit voller Arbeitszeit, dann in halber Stelle, um sich unbedingt weiter intensiv mit der Kunst zu beschäftigen.

Sein Schwager Thomas Bühler, der früh entschlossen war, freischaffender Künstler zu werden, es geworden ist und heute zudem in Berlin als Dozent an der »Medienschule Babelsberg« tätig ist, hat Robert immer wieder ermuntert, es ihm gleichzutun.

Robert Meyer ist ein lupenreiner Autodidakt, hat keine Kunstschule besucht, studierte weder Grafik noch Design, hat sich aber stets entschlossen selbst weitergebildet, die Nähe von Künstlern gesucht, die ihn inspirierten und sein Talent herausforderten. In jenen mittleren Jahren hat er, wie es für die Malschüler seit Jahrhunderten gängige Praxis gewesen ist, die Werke arrivierter Kollegen kopiert: die der Meister des Goldenen Zeitalters, die der Realisten des 19. Jahrhundert, insbesondere die des genialen russischen Malers Ilja Repin, oder die der Meister der DDR wie Bernhard Heisig, Willi Sitte und Werner Tübke.

Ein wichtiger Schritt in seiner künstlerischen Entwicklung, sowohl, was das Handwerkliche an-



Axel Gundrum,  
Bleistift, 1992,  
40 x 35 cm

geht, als auch die Ermunterung und sein Selbstverständnis, war der Besuch des Kurses »Zeichnerische Alltagsdarstellung« an der Osnabrücker Volkshochschule. Ausgerichtet wurde der Kurs vom »Werkkreis Grafik der Arbeitswelt«, der ursprünglich im Werkkreis für Literatur entstanden war, um der Veröffentlichung von Arbeiterliteratur grafisch zuzuarbeiten mit Titelbildern, Plakaten und Illustrationen. Irgendwann hatten die Künstler sich von der engen Anbindung an die Literatur lösen wollen, um nach eigenen Wegen zu suchen, soziale Realität und Utopie abzubilden.

Die Kollegen aus dem Werkkreis hatten einen guten Einfluss auf Robert Meyer. Sie förderten sein Talent mit handwerklichen Inspirationen und menschlicher Wärme. Ein kunterbunter, enthusiastischer Haufen hatte sich dort gefunden, den man als eine Keimzelle der Bildenden Kunst im Osnabrücker Raum vom Ende der Siebzigerjahre bis heute begreifen kann: Fritz Neidhard, Karl Möllers, Henning Heigl, Axel Gundrum, Thomas Bühler,



Olaf Thielsch und Hinrich van Hülsen sind einige der Namen, die auch Jahrzehnte später einen vertrauten Klang besitzen. Aber es ging nicht nur um die Malerei im engeren Sinne, man begriff sich als Wegbereiter einer neuen, fortschrittlichen Kunst in Zeiten des gesellschaftlichen Aufbruchs, der Friedens- und Ökologiebewegung und einer demokratischen Emanzipation. Der Werkkreis war kein esoterischer Künstlerklub, wollte die gesellschaftlichen Verwerfungen zum Thema machen, und wenn es nicht so selten zu hitzigen Redeschlachten zur Welt- und Kunstveränderung kam, hielt Robert Meyer, der Dekorateur, Gewichtheber und Autodidakt, sich meist beeindruckt und bescheiden zurück. Später schloss er sich den »Osnabrücker Realisten« an, die sich aus dem Werkkreis entwickelten, um sich auf die mit der Wirklichkeit übereinstimmende künstlerische Darstellungsweise zu konzentrieren.

Diese Entwicklungsphase ist für ihn enorm wichtig gewesen und wirkt bis heute nach, auch und gerade, weil er schon damals über das positive Gruppengefühl und die starken Vorbilder hinaus konsequent einen eigenen künstlerischen Weg gefunden hat und gegangen ist. Es hat ihn immer zum Realismus hingezogen. Nicht nur, während er sich mit den alten Meistern auseinandersetzte, auch als sich seine persönliche Handschrift ausbildete. Neben aller gesellschaftskritischen Thematik jener Zeit war es ihm stets ein starkes Bedürfnis, seine handwerklichen Fähigkeiten weiter zu verfeinern. Seine Gemälde näherten sich altmeisterlicher Kunst an, und er sagt von sich selbst: »Ich bin ein altmodischer Maler.«

Das Porträt war ihm schon immer das Liebste. Und da ihn fremde Kulturen faszinierten und ihm das Umfeld der Osnabrücker Realisten sozialkritische Themen vermittelten, lag es nahe, diese Ein-



Kolonie Stahmer,  
Öl auf Leinwand, 1979,  
100 x 120 cm

S. 133:  
In der Küche,  
Öl auf Leinwand, 1979,  
100 x 80 cm





Wald I und II,  
Kohle, 2017,  
100 x 80 cm

S. 135:  
Bootspartie,  
Acryl auf Papier, 1996,  
120 x 100 cm

drücke künstlerisch zu vertiefen. So in seinem Gemälde »In der Küche« (1979), in welchem er einen Blick auf bürgerliche Trostlosigkeit wirft. Früh besaß er ein besonderes Interesse für die Benachteiligten, traute sich auf den »Osterberg« wo damals spanische und türkische Familien lebten, wurde herzlich aufgenommen und erlebte in der tristen Siedlung eine Gastfreundschaft, die er aus dem Dorf so nicht kannte. Später, als die Gastarbeiterfamilien in die »Kolonie Stahmer« gezogen waren, hat er den Kontrast zwischen den grauen Fassaden und der Fröhlichkeit der Menschen, die hinter ihnen lebten, nachdrücklich in seinem Bild »Kolonie Stahmer« (1979) verdichtet.

Fremde Kulturen begegneten ihm auch im Sport. Nachdem er das Gewichtheben aufgegeben hatte, weil dem Ehrgeiz ausreichend Genüge getan war und es die Knochen buchstäblich zu sehr belastete, konzentrierte er sich einige Jahre auf das

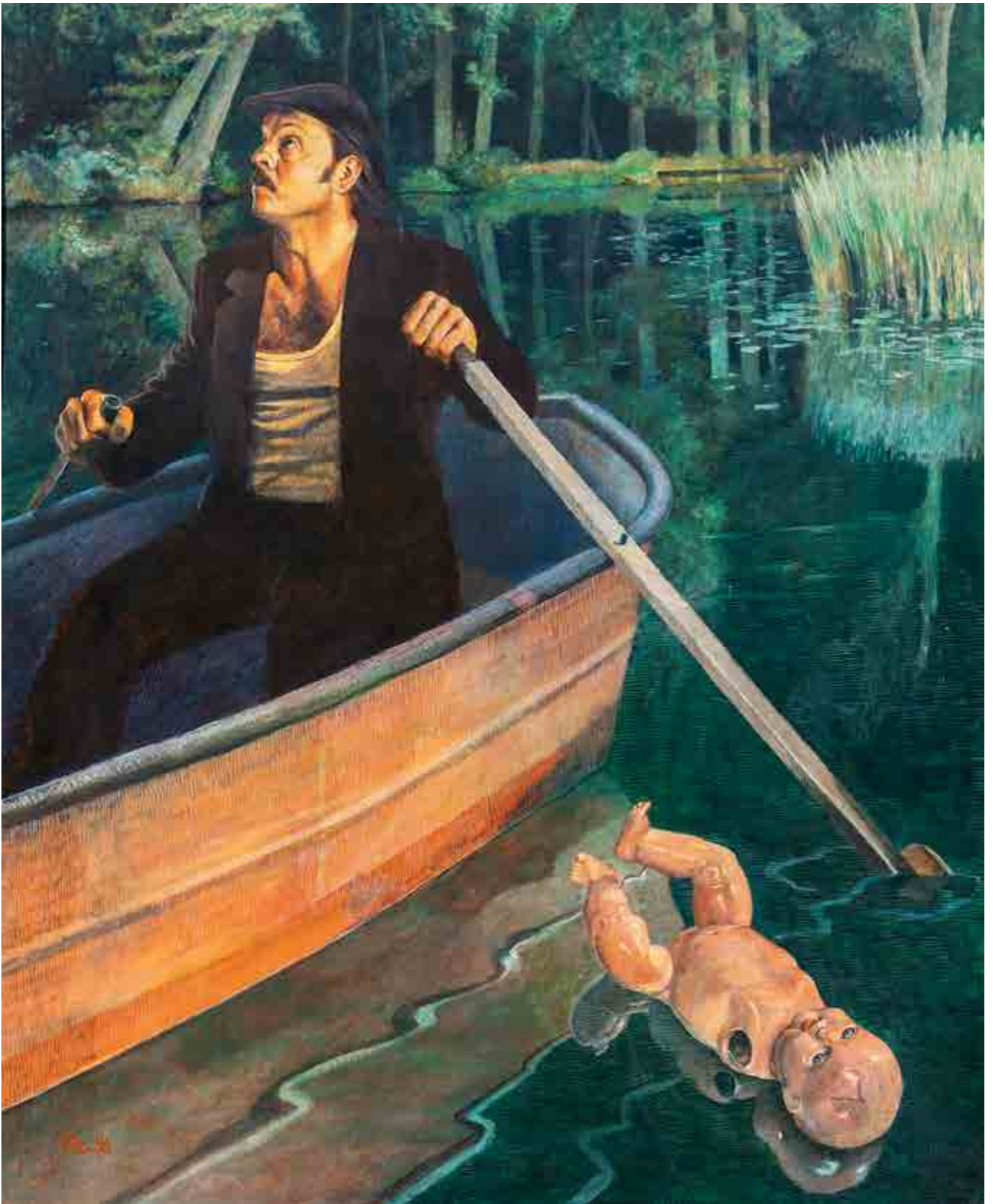
Boxen. Im PSV Georgsmarienhütte war er nicht selten der einzige Deutsche, die Sportkameraden kamen vornehmlich aus der Türkei. Mit der im Osnabrücker Land berühmt-berüchtigten Schlüterschen »Boxbude« zog er einen Sommer lang über die Jahrmärkte und ließ sich von der verschworenen Gemeinschaft des fahrenden Volkes faszinieren.

1980 trat er dem Bund Bildender Künstler (BBK) bei und Anfang der Neunzigerjahre bildete sich aus dem Kreis der Realisten die Künstlergruppe »Melpomene«, benannt nach der Muse der tragischen Dichtung. Dies wohl auch, weil es, wie erwähnt, eine solche der Bildenden Kunst nicht gibt. Die Gründungsmitglieder waren Thomas Bühler, Axel Gundrum, Hinrich van Hülsen, Mukhtar Hussein und Robert Meyer. Man blieb dem Realismus treu, weil sich aber das gemeinsame Œuvre wenigstens partiell in einen phantastischen, bisweilen skurrilen Formenkreis entwickelte, verschrieb man sich selbstironisch einem selbst kreierten »Skurrealismus«.

Robert Meyer indes blieb sich selbst treu. Es finden sich zwar mancherlei ironische Verweise in seinen Gemälden, im Kern indes strebt er bis heute jenem Realismus nach, der sich als die schlichte

»Es finden sich zwar ironische Verweise in seinen Gemälden, im Kern indes strebt er jenem Realismus nach, der sich als die schlichte Wiedergabe der Wirklichkeit versteht«





Wiedergabe der Wirklichkeit versteht. Das sind immer wieder die Porträts, auch wenn er sie durch Verdopplungen oder absonderliche Kontexte gelegentlich konterkariert. Dazu Landschaften, die er zuweilen in akribischer, beinahe mikroskopischer Feinheit wiedergibt, wie beispielsweise in den detaillierten Naturdarstellungen.

Ende der Siebzigerjahre kamen sich Robert Meyer und die Schwester seines Malerfreundes, Gaby Bühler, näher. Heute blicken sie auf eine lange Ehe zurück, erfreuen sich an ihren beiden Kindern und drei Enkelkindern, und es ist eine schöne Bestätigung ihrer Heimatverbundenheit, dass die komplette Familie in Georgsmarienhütte lebt.

Robert Meyers künstlerischer Weg ist trotz seiner Treue zum Realismus nie von unorigineller Beharrlichkeit gewesen. Er hat vieles ausprobiert, war sich nie zu schade, nach Aufträgen zu arbeiten wie die Bühnenbilder für die Waldbühne, wundervolle Illustrationen für die Tierbücher über Igel, Nacktschnecken und Regenwürmer oder für das Naturkundemuseum: »Mir macht alles Spaß.« Die Richtschnur für seine persönliche Kunst war stets, was ihn interessiert hat, von seinem schöpferischen Impetus geleitet wurde oder ihn berührte.

Dazu gehört aus der Reihe der frühen Bilder aus der Arbeitswelt jenes, mit dem er seinen Vater ehrt, »Mein Vater« (1983), der Zyklus »Kreuzigungen«, zu dem ihn der bittere Krieg im ehemaligen Jugoslawien angetrieben hat, dessen friedliche Schönheit er von diversen Reisen kannte. Dazu gehören immer wieder Landschaften, Ansichten aus Oesede und die vielen Porträts.

Wer sich der Kunst verschreibt, darf die Öffentlichkeit nicht scheuen. Bisweilen kann man den Eindruck gewinnen, dass diejenigen Protagonisten der Kunstszene, mit deren Kunst es nicht so weit her ist, mittels großer Worte und Gebärden erfolgreich ein Künstlertum inszenieren, welches es nicht gibt. Zu denen gehört Robert Meyer zweifellos nicht: »Ich habe nie reich und berühmt werden wollen.«

Die ersten Ausstellungen, an denen er beteiligt war, waren Sammelausstellungen des Werkkreises und der Osnabrücker Realisten. Anfang 1980 dann hatte er seine allererste Einzelausstellung im Restaurant »Joducus«. Es war aufregend, im Mittelpunkt zu stehen und die Kunst zu präsentieren, die nie ohne Zweifel entsteht. Lobende Worte tun jedem gut, es war ein besonderes Gefühl, auch von unbekanntem Betrachtern Bestätigung zu bekommen, er musste lernen mehr oder weniger berechnete Kritik anzunehmen oder einfach nur auszuhalten, war auf die Öffentlichkeit nie sonderlich erpicht, dennoch ist er mit vielen Ausstellungen weit herumgekommen und hat sich zu Recht einen guten Namen gemacht.

Es ist gut, dass er mit der Arbeit im Osnabrücker Marienhospital einen zufriedenstellenden Brotberuf besessen hat. Von der Kunst hätte er nicht leben können, weil er sich selbst nicht gern vermarktet, und weil er sich von manchem seiner Werke ungern oder gar nicht trennen mag. So etwa von einer der Skulpturen, die er neuerdings in einem aufwändigen Verfahren aus Beton gestaltet: »Sarah mit Huhn«, mit der er seine Tochter verewigt hat.

Malen und Zeichnen bedeuten Robert Meyer nicht nur Produktion, sondern stets und immer noch die Entfaltung seiner Möglichkeiten. Noch heute, mit 70 Jahren, lernt er dazu, übt sich im Zeichnen, weil er es, wie er meint, zu lange vernachlässigt hat, steht jeden Tag in seinem wunderbaren Atelier und begreift diese Freiheit und Erfüllung als ein Riesenglück.

Er gehört also zu dem Typus der Verwurzelten, die niemals auf die Idee kommen, die Heimat zu verlassen, zu den Alteingesessenen, ist er doch über sein Leben seinem Geburtsort und sich selbst treu geblieben. Das konnte vielleicht nur gelingen, weil er nie versucht hat, der Prophet im eigenen Land zu sein, weil seine Bescheidenheit und seine künstlerische Meisterschaft bewirkt haben, dass er Anerkennung gewonnen hat unter den Menschen, mit denen er seit langem zusammenlebt.



Sarah mit Huhn,  
Beton, 2021,  
80 cm hoch



## Autor\*innen



### **Simon Attems**

geb. 1978, seit 2010 Hauptschullehrer an der Sophie-Scholl-Schule GMHütte mit den Fächern Deutsch, Geschichte, Politik, Erdkunde, Englisch, Leiter Fachbereich GSW (Geschichtlich-soziale Weltkunde)



### **Johannes Börger**

geb. 1953, Rentner, davor beruflich tätig in der Jugend- und Kulturarbeit, langjähriger Spielleiter der Waldbühne Kloster Oesede, Vorsitzender Werkstatt LokalGeschichte



### **Alfred E. Cordes**

Schriftsteller und pensionierter Grundschullehrer



### **Burckhard Hahn**

geb. 1952, Rentner, vormals Sparkassenkaufmann, 1995 bis 2007 Vorsitzender des TV Gut Heil in Alt-GMHütte



### **Rainer Korte**

geb. 1951, Dipl.-Soziologe / Dipl.-Pädagoge, seit 2016 Rentner, davor 20 Jahre in der Kommunalberatung tätig, Geschäftsführer Werkstatt LokalGeschichte



### **Eleonore Recker-Korte**

geb. 1949, von 1977 bis zur Pensionierung 2014 Lehrerin an der Realschule Georgsmarienhütte mit den Fächern Deutsch, Geschichte, Politik, Religion und Musik



### **Klaus Schafmeister**

geb. 1952, aufgewachsen in der alten Hansestadt Lemgo, von 1977 bis zum Renteneintritt in der Stadtverwaltung GMHütte u. a. in der Bauberatung und dem Denkmalschutz tätig



### **Maren Stindt-Hoge**

geb. 1977, seit 2005 an der Realschule GMHütte mit den Fächern Mathematik, Geschichte und Politik, seit 2015 Fachseminarleiterin Geschichte am Studienseminar Osnabrück



### **Hans-Georg Weisleder**

geb. 1951, Diplompädagoge, 1993 bis 2018 Leiter des Fachdienstes Jugend bei der Stadt Osnabrück, seit 2018 Rentner, Vorstand Werkstatt LokalGeschichte

## Foto-, Bild- und Dokumentennachweise

- S. 4: Erstes von oben: Archiv Werner Beermann  
Zweites von oben: Archiv Werner Beermann  
Drittes von oben: Privatarchiv Korte  
Viertes von oben: Rainer Korte 2022  
Fünftes von oben: Rainer Korte 2022
- S. 5: Erstes von oben: Archiv TV Gut Heil Georgsmarienhütte  
Zweites von oben: Privatarchiv Familie Siepelmeyer  
Drittes von oben: Privatarchiv Rainer Korte  
Viertes von oben: Archiv Galerie Cohrs-Zirus, erschienen in Weser Kurier 23.12.1998  
Fünftes von oben: Privatarchiv Robert Meyer
- S. 6: Archiv Klöckner Werk Georgsmarienhütte / Hubert Kasselman
- S. 7 Oben: unbekannt (Foto Kupferstich)  
Unten: Archiv Werner Beermann
- S. 8 – 10:  
Archiv Werner Beermann
- S. 11: Oben: unbekannt, aus Festschrift 100 Jahre Lutherkirche, 1978  
Unten: Archiv Werner Beermann
- S. 13 – 16:  
Archiv Werner Beermann
- S. 17: Archiv Werner Beermann
- S. 18: Privatarchiv Familie Weisleder
- S. 19: Archiv Klöckner-Werk Georgsmarienhütte
- S. 20 Archiv Werner Beermann
- S. 21 – 24:  
Archiv Werner Beermann
- S. 25: Oben: Archiv Werner Beermann  
Unten links: Privatarchiv Familie Weisleder  
Unten rechts: Archiv Werner Beermann
- S. 26: Privatarchiv Familie Weisleder
- S. 27: Archiv Klöckner-Werk, Georgsmarienhütte / Hubert Kasselman
- S. 29: Stadt Georgsmarienhütte, Urheber nicht bekannt
- S. 30: Oben: Archiv Werner Beermann  
Unten: Privatarchiv Familie Weisleder
- S. 31: Archiv Manfred Bolte  
Unten: Privatarchiv Familie Weisleder
- S. 33: Blickpunkt September 2002
- S. 34: Links: Archiv Werner Beermann  
Rechts: Archiv Werner Beermann
- S. 35: Archiv Manfred Bolte
- S. 36: Links: Privatarchiv Rainer Korte  
Rechts: Archiv Werner Beermann
- S. 37: Privatarchiv Rainer Korte
- S. 38: Zeichnung Manfred Bolte 1982
- S. 41: Zeichnung Manfred Bolte 1983
- S. 42: Rainer Korte 2022
- S. 46: Neue Osnabrücker Zeitung 12.4.2001
- S. 51: Rainer Korte 2022
- S. 55: Links: Archiv Werner Beermann  
Rechts: Rainer Korte 2023
- S. 56: Rainer Korte 2022
- S. 61 – 69:  
Archiv Realschule Georgsmarienhütte
- S. 71: Archiv Werner Beermann
- S. 72: Archiv Werner Beermann
- S. 73: Archiv Werner Beermann
- S. 74: Oben: Archiv TV – Gut Heil Georgsmarienhütte  
Unten: Archiv Werner Beermann
- S. 75 Archiv TV- Gut Heil Georgsmarienhütte
- S. 76 – 83  
Archiv Werner Beermann
- S. 85: Neue Osnabrücker Zeitung, 12.4.2001 / Wilfried Hinrichs
- S. 87: Privatarchiv Familie Siepelmeyer
- S. 88: Privatarchiv Familie Siepelmeyer
- S. 91 – 96  
Archiv Werner Beermann
- S. 98: Privatarchiv Familie Siepelmeyer
- S. 99 Privatarchiv Familie Siepelmeyer

- S. 100 Archiv Werner Beermann
- S. 101: Stadt im Werden 31.1.1970 (CDU-Zeitung)
- S. 102: Archiv Werner Beermann
- S. 103: Privatarchiv Familie Siepelmeyer
- S. 104: Oben: Privatarchiv Familie Siepelmeyer  
Unten: Georgsmarienhütte im Gespräch Januar 1986 (SPD-Zeitung)
- S. 105: Stadt im Werden Juni 1993 (CDU-Zeitung)
- S. 106: Neue Osnabrücker Zeitung 14.5.1993
- S. 107: Blickpunkt Nr. 5 – 1993
- S. 111: Archiv Werner Beermann
- S. 112: NLA ST Dep. 10 K Nr. 10304
- S. 113: Kunststiftung Lilienthal
- S. 115: Erschienen in der Zeitschrift »die neue Linie, Januar 1941«/Archiv: Wolf-Dieter Mechler
- S. 116: Privatarchiv Till Huys
- S. 117 Bildarchiv Heinz Hußmann
- S. 118: Bildarchiv Heinz Saebens
- S. 119: Oben: Bildarchiv Heinz Hußmann  
Unten: Privatarchiv Rainer Korte
- S. 120: Bildarchiv Heinz Hußmann
- S. 121: Neue Osnabrücker Zeitung 15.4.1996
- S. 122: Huys-Collage zu 850 Jahre Kloster Oesede – Johannes Börger, Heinz Hußmann, Dieter Görbing
- S. 123: Bildarchiv Heinz Hußmann
- S. 124: Archiv Galerie Cohrs Zirus, erschienen in Weser-Kurier, 23.12.1998
- S. 125: Kunststiftung Lilienthal
- S. 128 – 136:  
Privatarchiv Robert Meyer

Wir danken dem Blickpunkt und der Neuen Osnabrücker Zeitung, dem Archiv Werner Beermann, den Fotografen und Künstlern für die Erlaubnis zum Abdrucken der Bilder, Dokumente und Fotos.

Sofern Unklarheiten bei den Urheberrechten bestehen oder Urheberrechte falsch zugeordnet sein, bitte Kontaktaufnahme unter [mail@werkstattlokalgeschichte.de](mailto:mail@werkstattlokalgeschichte.de), um den Sachverhalt zu klären.

## MOBILISIERUNG UND POLITISCHER AUFBRUCH

### Eine Reise in das Georgsmarienhütte der 1970er- und 1980er-Jahre

21 Autor\*innen berichten auf 260 Seiten als Zeitzeugen aus einer lebhaften und ereignisreichen Epoche, in der der politische Aufbruch in der Hüttenstadt Althergebrachtes in Frage stellte.

Der Kampf um ein selbstverwaltetes Jugendzentrum, Proteste in der katholischen Jugendarbeit, linke Kommunalpolitik, Unterstützung für die »Dritte Welt«, Friedensmärsche, Bürgerinitiativen gegen eine Giftmüllverbrennungsanlage, Widerstand gegen die Verlegung der B 51 und A 33, Aktionen für den Erhalt des Stahlwerks, Rock-Konzerte auf der Waldbühne und viel weiteres Engagement waren Ausdruck der Zeit. Unterstützt von umfangreichem Bildmaterial wird die politische Stimmungslage der Epoche authentisch dargestellt.

### »ERINNERUNGEN AN BEWEGTE ZEITEN«

zum Preis von 22 € in Osnabrück erhältlich bei den Buchhandlungen Wenner und zur Heide, in Georgsmarienhütte bei Sedlmaier oder per E-Mail unter [mail@werkstattlokalgeschichte.de](mailto:mail@werkstattlokalgeschichte.de)





# WAS MACHT DIE »WERKSTATT LOKALGESCHICHTE«?

Die Werkstatt LokalGeschichte ist ein gemeinnütziger Verein mit Sitz in Georgsmarienhütte. Der Verein wurde im Mai 2022 gegründet und hat derzeit 15 Mitglieder. Der Verein möchte einen Beitrag leisten zur Aufarbeitung, Reflexion und Dokumentation der lokalen Geschichte Georgsmarienhüttes. Schwerpunkte sind dabei die Sozial- und Kulturgeschichte. Der Verein sieht sich als »Brückenbauer« zwischen ehrenamtlicher Heimatpflege und historisch-wissenschaftlicher Forschung und bietet sich als Kooperationspartner für die Stadt Georgsmarienhütte und freie Träger an.

Die Ergebnisse der lokalen Geschichtsarbeit will die Werkstatt LokalGeschichte möglichst breiten Bevölkerungskreisen vermitteln und gibt deshalb das Magazin »SpurenSuche« heraus. Berichte, Dokumentationen und Geschichten aus der jüngeren Geschichte Georgsmarienhüttes werden in diesem Jahresmagazin für Lokalgeschichte informativ und vielfach bebildert dargestellt. Das Magazin will das lokale Geschichtsbewusstsein pflegen und das Interesse an lokaler Geschichtsforschung und deren Aufarbeitung und Dokumentation fördern.

In diesem Zusammenhang unterstützt die Werkstatt LokalGeschichte den Aufbau eines Stadtarchivs für Georgsmarienhütte und ist eine Kooperation mit dem »Digitalen Stadtgedächtnis« eingegangen. Dieser ehrenamtliche Arbeitskreis des städtischen Seniorenbeirates hat in den letzten Jahren schon wertvolle Vorleistungen im Sinne eines Stadtarchivs erbracht und verdient die aktive Unterstützung. Derzeit werden gemeinsam öffentliche und private Dokumentationen, Sammlungen und Presseartikel gesichtet und für die Einstellung in das »Digitale Stadtgedächtnis« vorbereitet.

Das dritte Standbein der Werkstatt LokalGeschichte sind öffentliche Veranstaltungen mit historischen Inhalten. Dabei wendet der Verein attraktive Formate der politischen und kulturellen Bildungsarbeit an, wie beispielsweise Lesungen, Referate, Workshops, Kulturveranstaltungen und Ausstellungen und kooperiert dabei insbesondere mit dem Freundeskreis der Villa Stahmer und der Stadt Georgsmarienhütte

## **Impressum**

Eigenverlag 2023, Georgsmarienhütte  
Herausgeber: Werkstatt LokalGeschichte Georgsmarienhütte  
Redaktion: Johannes Börger, Rainer Korte, Hans-Georg Weisleder  
Lektorat: Günter Poggemann

Druck: Günter Druck, Georgsmarienhütte  
Layout: Rothe Grafik, Georgsmarienhütte

[www.werkstattlokalgeschichte.de](http://www.werkstattlokalgeschichte.de)  
[mail@werkstattlokalgeschichte.de](mailto:mail@werkstattlokalgeschichte.de)

Alle Rechte vorbehalten.  
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Erlaubnis des Herausgebers.

# FOTOS UND FILME DIGITAL SICHERN

Scan- & Überspielservice für Schmalfilme,  
Videos, Dias, Negative, Fotos & Fotoalben



**digital  
spezialist**

Videos, Filme & Bilder digitalisieren

[www.digitalspezialist.com](http://www.digitalspezialist.com)

Kundenbewertungen

Power.com

TOP

DIENSTLEISTER

2023

SEHR GUT

★★★★★

SEHR GUT



Sulthausen Str. 76 - Apollo Osnabrück  
9541 - 202 8 270 - service@digitalspezialist.de

## Ihr starker Finanzpartner für die Region Osnabrück



# Sparkasse Osnabrück

Günter Druck GmbH · Schauenroth 13 · 49124 Georgsmarienhütte



# Farben auf Pa-pier er-le-ben

Gestaltung · Personalisierung · Offsetdruck · Digitaldruck

Großformatdruck · Veredelungen



Telefon 05401 8630-0 · [www.guenterdruck.de](http://www.guenterdruck.de)



## Digitales Stadtgedächtnis Georgsmarienhütte





# Spurensuche in Georgsmarienhütte

Für die Suche nach historischen Spuren vergangener Zeiten hat Georgsmarienhütte eine besondere Geschichte als Industriestandort in einem ländlich geprägten Umfeld aufzuweisen.

Lokalgeschichtliche Entwicklungen, politische und kulturelle Ereignisse und deren Auswirkungen auf die Menschen vor Ort sowie Biografien von interessanten Menschen aus Georgsmarienhütte werden informativ und mit vielen Bildern versehen im Magazin Spurensuche dargestellt.

Die Beiträge:

- Leben in den Werkskolonien
- Zerstörung der Brunnenanlage Karolinenhöhe
- Vom Umgang mit historischer Bausubstanz
- Erinnerungskultur in Georgsmarienhütte – eine Chronik
- Erinnerungsarbeit in den Schulen
- Sport zur Zeit des Nationalsozialismus
- Kindheit und Jugend in der Nazi-Zeit:  
Die Erinnerungen Ludwig Siepelmeyers
- Ludwig Siepelmeyer –  
Bürgermeister in Oesede und Georgsmarienhütte
- Bernhard Huys –  
eine Erinnerung anlässlich seines 50. Todestages
- Über den Oeseder Künstler Robert Meyer

Die Autor\*innen:

Simon Attems · Johannes Börger · Alfred E. Cordes · Burckhard Hahn · Rainer Korte · Eleonore Recker-Korte · Klaus Schafmeister  
Maren Stindt-Hoge · Hans-Georg Weisleder

